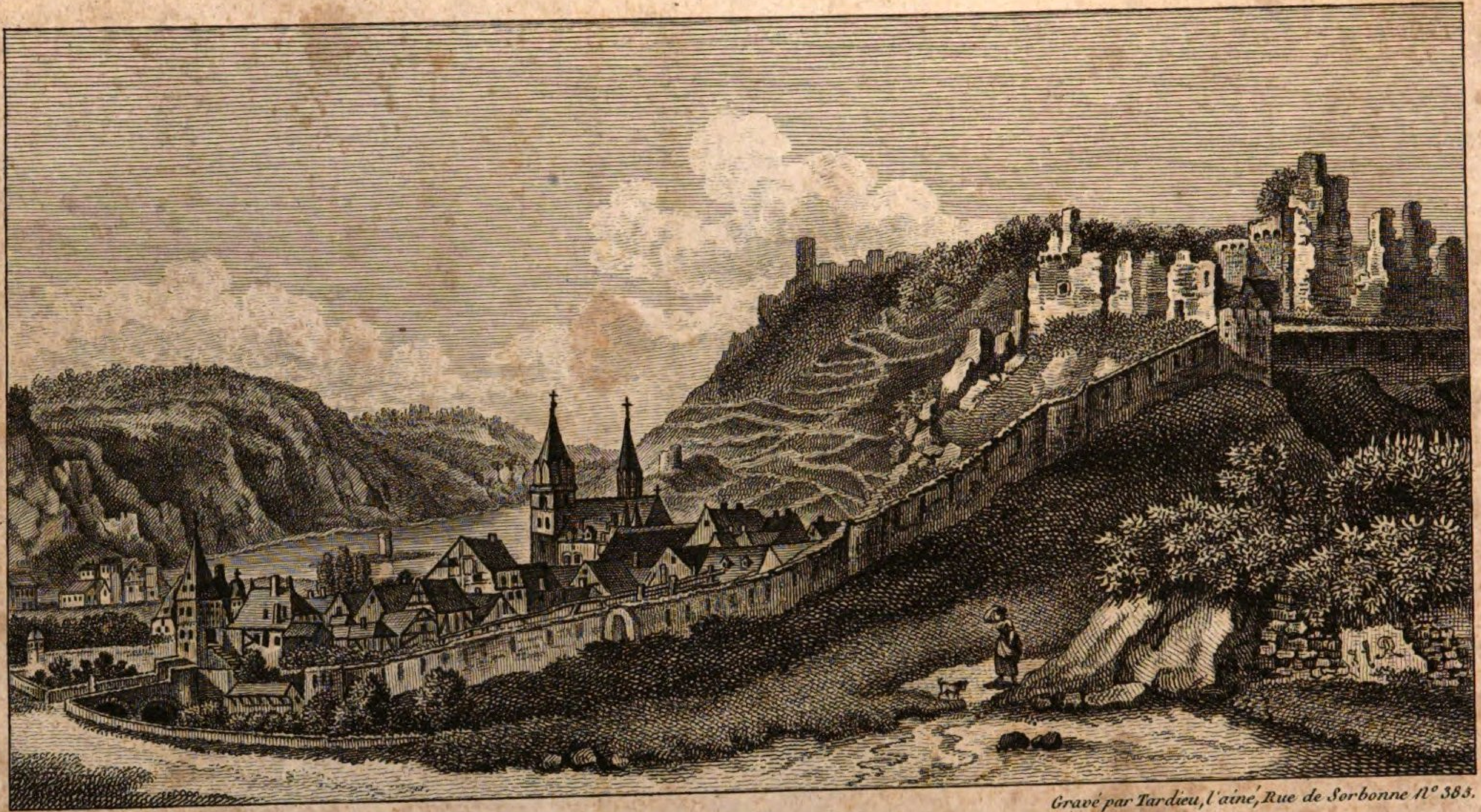
. sing. 1406 ^{h}

Klebe

<36623765110012

<36623765110012

Bayer. Staatsbibliothek



C. Wendelstadt delin.

Gravé par Tardieu, l'ainé, Rue de Sorbonne N° 383.

Ansicht von Bingen
nach einer Originalzeichnung von Georg Schütz.

[Friedrich Albrecht]
It. sing. 1406 n

A. Klebe
Reise auf dem Rhein

durch
die Deutschen Staaten
von Frankfurt bis zur Grenze
der Batavischen Republick,
und durch die Französischen Departemente
des Donnersbergs des Rheins u. der Mosel
und der Roer;
im Sommer und Herbst 1800.

---

in zwei Theilen mit Kupfern.
Ir.

Frankfurt
im Verlage bei Friedrich Eßlinger
1801.

11 B

Reise
auf dem Rhein,
durch die teutschen Rheinländer und durch die französischen Departements des Donnersbergs, des Rheins und der Mosel und der Roer.

Vom Julis bis December 1800.

von [Friedrich Albrec
Klebe.

Erster Band.

Mit Kupfern.

Frankfurt am Main
verlegt von Friedrich Eßlinger.
1801.

Ab/49/1016

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die nachfolgenden Bemerkungen sind das Resultat meiner Reisen und eines Aufenthaltes von mehreren Monaten in den Ländern auf beiden Ufern des Rheins, über deren wahren politischen und moralischen Zustand seit 9 Jahren ein Dunkel schwebte, das während dieser Zeit noch von keinem Reisebeschreiber hinlänglich aufgehellt wurde. Jetzt, da der Friedensschluß von Lüneville ihr Schicksal definitiv bestimmt hat, wird es um so interessanter, zu wissen, wie es, besonders jenseits des Rheins, aussehe, wie unsere ehemaligen Landsleute re=

giert werden, wie der Geist der öffentlichen Meinung beschaffen, und ob ihr Loos glücklicher oder unglücklicher sey, als ehemals. Ich war lange genug in den rheinischen Departements, um ihren jetzigen Zustand näher kennen zu lernen, und was ich da beobachtete, hörte und an statistischen Nachrichten sammelte, theile ich hier denen mit, welche sich für die Kenntniß der Länder interessiren, die als der Schauplatz des Krieges und durch die gänzliche Umformung ihrer Verfassung eine von dem größern Theil ihrer Bewohner ungewünschte Berühmtheit erhielten.

Aufmerksame Leser werden finden, daß die Bemerkungen in dieser Reise nicht in chronologischer Ordnung auf einander folgen. Weil ich glaubte, daß den meisten derselben weniger mit der Erzählung dessen, was mich persönlich betrift, und der Kenntniß kleiner Reisebegebenheiten gedient seyn möchte, so stellte ich die zu verschie-

denen Zeiten an den Orten meines Aufenthaltes gemachten Bemerkungen zusammen, um durch unnöthige Wiederhohlungen nicht zu weitschweifig zu werden.

Außer der Beförderung der Länderkunde, wozu ich durch die Herausgabe dieses Werks einen kleinen Beitrag liefern wollte, kann dasselbe auch zu einem Begleiter und Wegweiser für diejenigen dienen, welche nun, da die Ruhe wieder hergestellt ist, selbst eine Reise auf dem Rhein machen wollen. Weil es besonders bei der Fahrt den Fluß hinab sehr angenehm ist, zu wissen, wie jeder Ort heiße, der wie ein Bild dem Auge vorüber schwindet, so habe ich sie meistens alle namentlich angeführt, und das Merkwürdige, was an einigen während des Krieges vorfiel, theils nach gedruckten Berichten, theils nach denen von Augenzeugen erzählt. Um deutlich und vollständig zu seyn, mußte ich hier

manches Bekannte aus ältern Reisebeschreibungen wiederholen, — aber man kann nicht gut den gegenwärtigen Zustand beschreiben, wenn man nicht zugleich dessen der Vergangenheit denkt.

Uebrigens hat weder die Partheisucht, noch die Schmeichelei meine Feder geführt. Ohne Haß, ohne Furcht und Nebenabsichten schrieb ich nieder, was ich sah und dabei dachte. Aber ich habe mich nicht, wie mancher Reisende wohl thut, in das Innere der Familien gedrängt, um die gute Aufnahme, die ich in vielen fand, mit Verrätherei zu vergelten, und Lokalverhältnisse oder Fehltritte, oder was die scandalöse Chronik erzählt, mit schmähsüchtiger Feder an den Pranger der Publicität zu stellen. Es kann seyn, daß dies Buch hier und da Unrichtigkeiten enthält, aber ich habe wissentlich niemand kränken oder beleidigen wollen.

Um dieser Reisebeschreibung noch ein vermehrtes Interesse der Neuheit zu geben, habe ich die während des Abdrucks in den von mir bereiseten Gegenden vorgefallenen Veränderungen, besonders die seit dem Friedensschluß erfolgten Bestimmungen über die vier neuen Departements in einem Anhange nebst einigen Anmerkungen und Berichtigungen hinzugefügt. Auf diese Art erhält das Publikum eine so viel es der Zweck dieses Werks und der Raum erlaubte, möglichst genaue Ansicht des politischen Zustandes dieser Länder, den man kennen muß, um sie mit Nutzen zu bereisen, wenn gleich diese Materie etwas zu trocken ist, um die Liebhaber einer blos unterhaltenden Lectüre ganz zu befriedigen.

Der zweite Band dieser Reise soll sogleich nach diesem bis zu Johannis erscheinen. Er wird mit einer neuen Carte des Rheinstroms und einer Ansicht des Denk-

mals des Generals Hoche auf der Höhe von Weißenthurm, von welcher herab er den Uebergang der französischen Armee über den Rhein commandirte, versehen seyn. — Uebrigens bitte ich die Leser noch um Entschuldigung für manche kleine Nachläßigkeiten im Styl, und Druckfehler, die Mangel an Zeit und meine Entfernung vom Druckort veranlaßt haben.

Geschrieben den 12 April 1801.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Abschnitt.

Inhalt.

Abschied von Frankfurt. Reise an den Rhein. Das Dorf Nidda. Verwüstung desselben durch den Krieg. Höchst. Hauptquartier des Generals Dumonceau. Die Bataver. Disharmonie zwischen ihnen und den Franzosen. Betaalmeester. Betragen. Einquartierungslasten der Stadt Höchst. Das Bolongarosche Haus. Die Emmerichsstadt. Der gelbe Hirsch. Chaussee. Liederbach. Gefecht dabei. Fruchtbarkeit der Gegend. Hattersheim. Heftiger Auftritt zwischen dem General Mack und dem Postmeister daselbst bei seiner Flucht aus Frankreich. Wickert. Hochheim. Aussicht in ein zerstörtes Paradies. Gefecht bei Hochheim. Anblick des Brandes in Mainz. Kostheim. Mordscenen. Verheerung. Weg nach Castel. Festungswerke. Ihre Größe und Entstehung. Armseliges Ansehen von Castel. Caffeehäuser der französischen Soldaten.

Rheinbrücke. Anblick von Mainz und des Rheingaus. Beschwerden beim Eingang in die Republik. Brückengeld. Douane. Pässe. Inneres von Mainz. Unsauberkeit. Ruinen. Nördlicher Theil der Stadt. Ehemaliger Glanz. Thiermarkt. Pallast Schönborn, jetzt ein Hospital. Marktplatz. Dom. Liebenfrauenkirche. Brandscenen. Neu erbaute Franziskanerkirche. Das ehemalige Mainz. Anstalten für Wissenschaften und Künste. Emmerich Joseph. Anekdoten von ihm. Friederich Karl Freiherr von Erthal. Spaziergang um die Stadt. Das Schloß. Hier stand die Rheinallee. Gartenfeld. Genuß der Natur. Der Hartenberg. Zahlbach. Schanze bei Zahlbach. Die Gräber. Denkmal der Römer. Die Klubbistenschanze. Ueberſicht des Schlachtfeldes und der Linien von dieser Seite. Heilig Kreuz. Marienborn. Chaussee nach Weissenau. Die Favorite. Die Carthause. Weissenau. Die Mainspitze. Französische Erdhütten. Kostheim. Rückfahrt auf dem Main und Rhein nach Mainz. Der edle Schiffer.

—1— Frankfurt liegt hinter mir! — Hier, an der Gränze seines kleinen Gebiets laß ich den Wagen halten! Noch einmal sehe ich mich nach der dampfenden Stadt um, über deren Häuser-masse der colossalische Domthurm gigantisch her-vorragt. Die aufgehende Sonne röthet den leichten Herbstnebel, der um seine Kuppel wallt; er senkt sich hernieder, und sein Sinken ver-spricht mir einen heitern Reisetag. — Un-gern verläßt man den freundlichen Ort, der durch sich selbst und die schöne Natur, die ihn umgiebt, den Reisenden anzieht.

Nun eile ich dem Rheine zu. — Ich werde den schönen Fluß wieder sehen, von dem ich acht Jahre entfernt war. Damals waren sei-ne grünen Fluten noch nicht von blutigen Leich-namen gefärbt, damals wogte der prächtige Strom durch paradiesische Gefilde von wohl-habenden und glücklichen Menschen bewohnt; — von seinen Rebenufern schallten die Gesänge der Dörferinnen, die Bacchus Geschenke sam-melten. Seit langen Jahren hatte man hier den furchtbaren Ton des Krieggeschützes nicht gehört. Nur in der fröhlichen Weinlesebrann-

te man unter Jubel und Gesang die kleinen Böller zur Verherrlichung des Festes los, und ergötzte sich an dem vielfach ertönenden Wiederhall.

Ich werde sehen, wie es ist, und sagen, wie es damals war. Aber der Genius der Menschheit steht neben mir, und zeigt mir traurend in der Ferne die zerstörten Fluren, die Gräber der Erschlagenen und die in Schutt und Asche gelegten Wohnungen.

Des Winzers Hochgesang verstummte längst
am Rheine,
Wo schaudernd nun die Sonne steigt;
Und von Erschlagenen rings die dorrenden
Gebeine
Auf allen Rebhöh'n bleicht.

Matthißon.

Hier bin ich am Gestade der Nidda, dem Schauplatze so mancher blutigen Auftritte während dieses Krieges. Der kleine Fluß, aus der Wetterau kommend, durchfließt reiche Fluren, bis er sich hier zwischen dem Dorfe Nidda und dem Städtchen Höchst in den Main ergießt. Er war oft und lange die Scheidelinie der teutschen und französischen Heere, die hier einander gegenüber standen. Aber er gab nur immer einen schwachen Schutz gegen die anrükkenden Franzosen. Die Linie, welche man hier zu vertheidigen hatte, war immer zu lang für das kleine Corps, das man hierher stellen konnte, und so empfanden die unglücklichen Bewoh-

ner der Ufer dieses Flusses fast jährlich einigemal die Geißel des Kriegs. Das Dorf Nidda, das man hier passirt, hat diese vorzüglich hart getroffen. An seinem Ausgange nach Höchst zu, ist die Brücke über den jetzt kleinen Fluß, der aber manchmal heftig anschwillt. Jenseits derselben standen die Franzosen und feuerten auf die Teutschen, die sich diesseits vertheidigten. Man sehe die Häuser des Dorfes zur Rechten und zur Linken! Sie sind verwüstet und von Kucheln durchlöchert. Besonders wurde im Herbst 1799. das links stehende Eckhaus getroffen, auf dessen weissen Anstrich man tausende von Kugeln sieht. Während des Gefechts brannte es im Dorfe. Man denke sich das Entsetzen der Landleute, die ihre Wohnungen brennen sahen, und den Feind hundert Schritte von ihrem Dorfe erblickten. Man muß Augenzeuge gewesen seyn, um sich einen Begriff von diesen Schreckensscenen zu machen. Durch das Donnern des Geschützes hallte fürchterlich das Wirbeln der Trommeln, die feindliche Feldmusik, das Aufmunterungsrufen der Offiziere, das Jammern der Verwundeten, Sterbenden und der Einwohner, während durch den dicken Pulverdampf die Flammen gen Himmel loderten.

Die Brücke, die hier über die Nidda führt, ist seit dem Kriege mehreremale abgetragen und verbrannt worden. Jetzt wird sie neu erbaut, da sie fast unbrauchbar war. Einige hundert Schritte von hier liegt das Städt-

chen Höchst am Ufer des Mains, in dem sich noch vor kurzem das Hauptquartier des Generals Augereau befand. Jetzt war der batavische General Dumonceau mit einigen batavischen Grenadieren, Dragonern und Husaren hier. Er logirte, so wie Augereau, im grossen Bolongaroschen Hause. Die Bataver, besonders die Cavallerie, zeichnen sich besonders in Rücksicht ihrer Kleidung und ihrer schönen Pferde sehr zu ihrem Vortheil aus. Man sieht es bei diesen Soldaten an allem, daß sie aus einem reichen und gutverwalteten Lande sind. Ihre Montur ist von besserm Tuch, als die der meisten andern europäischen Armeen; es fehlt an keiner Nothwendigkeit; nichts ist vergessen, alles solide und vollkommen. Die nämliche Bemerkung kann man an den französischen Corps machen, die im holländischen Solde stehen. Sie sind unendlich besser gekleidet, als die übrigen. Man sieht es auf den ersten Blick, daß sie in Holland waren, wenn man es auch nicht weiß, daher es auch bei der französischen Armee an Cabalen und Intriguen nicht fehlt, um in dies gelobte Land zu kommen, wo allen ungeheuren Ausgaben der batavischen Republick ungeachtet, doch bis auf diesen Augenblick noch jeder Soldat seinen Sold alle 5 Tage richtig erhielt. Die batavische Nationalarmee, die jetzt nun zum Theil unter dem General Augereau in Teutschland steht, führt immer ihre Kriegskasse mit sich. Auf dem Wagen,

worauf sie sich befindet, steht mit großen Buchstaben geschrieben: Betaalmeester van ~~het~~ de Batavsche Armée — eine Erscheinung, die bei der französischen bisher noch selten oder nie gesehen wurde, wenn sie in ein erobertes Land kam. Gewöhnlich suchte und fand man die Kriegskasse darin.

Die batavischen Husaren, welche sich hier beim Hauptquartier befanden, sind in blaue Pelze mit gelben Schnüren gekleidet, und sehen vortrefflich aus. Die übrige Cavallerie ist zum Theil weiß, zum Theil blau gekleidet, und reitet auf großen friesischen Pferden, die sehr gut genährt sind. Die Husaren zeichneten sich in der Schlacht bei Beverwyk gegen die Engländer und Russen aus, und entschieden, wie man mir sagte, den Sieg für ihre Armee.

Zwischen den Franzosen und Batavern scheint eben nicht die beste Harmonie zu herrschen. Weder Offiziers noch Gemeine gehen viel mit einander um, und wenn es geschieht, so entsteht oft Streit. Den Holländern, denen es gewiß nicht an Muth fehlt, gefällt die Abhängigkeit nicht, in der sie stehen; es giebt Wortwechsel und Vorwürfe, und dann entscheidet der Säbel. Uebrigens hat man keine bedeutende Klagen über die holländischen Soldaten gehört. Sie vertragen sich besser mit den Teutschen, als die Franzosen, deren Charakter so sehr von dem der erstern entschieden ist. Der Hollän-

der sitzt ruhig, wie der Teutsche, bei seiner Tabackspfeife, während der Franzose in beständiger Bewegung ist. Ohnerachtet dieser grössern Activität ißt doch der letztere viel weniger, als der Holländer. Die Einwohner, die diese im Quartier hatten, sagen, daß sie kaum satt zu machen wären. Sie werden in diesem Punkt nur von den Böhmen und Ungarn übertroffen.

Keine Stadt von dieser Größe hat wohl während dieses Krieges so viele Einquartirungslasten getragen, als Höchst. Im Laufe desselben waren Truppen von fast allen kriegführenden teutschen Mächten hier, wenn die Franzosen nicht da waren. Die Einwohner haben hier Preussen, Hessen, Sachsen, Oesterreicher und mehrere Reichscontingente gesehen. Vor der letzten französischen Invasion im Julius v. J. lagen darin Szeckler Husaren, kaiserliche Infanterie, Mainzer und ein Theil des ehemaligen Landsturms, den man jetzt als Landmiliz organisirt hat. Daß diese fortdauernde Einquartirung den Bürger endlich erschöpfen müsse, ist leicht zu ermessen. Das berühmte Bolongarosche Palais, welches ein Millionair einst erbaute, hat besonders zur Aufnahme unzähliger Offiziere und Soldaten gedient. Im Junius und Julius 1793. während der Belagerung von Mainz, diente es den Preussen zum Lazareth. In diesem Gebäude und in einigen andern in der Stadt, befanden sich oft über 1400 Mann kranke und

blessirte Soldaten. Ohnerachtet der Größe des Gebäudes hatte doch die Unreinlichkeit und der Gestank hier den höchsten Grad erreicht. Obgleich die Lage desselben vor der Stadt sehr frei und gesund ist, so konnte man sich ihm doch nicht nahen, ohne den höchsten Eckel zu empfinden. Die Todten wurden dem Pallast gegen über auf die Anhöhe begraben, ein Geschäft, welches ein Mann aus Höchst übernommen hatte. Er bekam 12 kr. für jeden Todten, die er denn zu zwanzig und dreißigen an der Zahl in eine flache Grube warf, wo sie die Luft so sehr vergifteten, daß bald darauf ein Faulfieber ausbrach, welches besonders viele junge Leute wegraffte. Jetzt ist dies Leichenfeld ein fruchtbarer Acker.

Der jetzige Besitzer des Bolongaroschen Hauses wohnt nicht in demselben, sondern in Frankfurt, wo er seine Hauptgeschäfte hat. Hier ist nur ein Theil seiner großen Tabacksfabrik. Die versprochene Anbauung einer neuen Stadt, welche die Emmerichsstadt heißen sollte, ist unterblieben. Der Erbauer des Pallastes hatte nämlich dem Kurfürsten von Mainz Emmerich Joseph, der ihm große Vortheile zugestand, als er hierher in sein Land zog, versprochen, eine neue Stadt an Höchst anzubauen, und sie nach dem Namen seines neuen Souverains zu nennen. Aber diese Emmerichsstadt besteht nur aus einigen Häusern neben dem großen Pallaste, die an Bürger vermiethet sind. Die-

ser ist während des Krieges sehr verfallen, da der Besitzer aus sehr vernünftigen Ursachen in dieser Zeit nichts auf seine Erhaltung verwendet hat.

Als eine Merkwürdigkeit von Höchst sieht man das im Jahre 1404. erbaute Schloß an, das im dreißigjährigen Kriege (1635) von den Schweden zerstört wurde, so daß nur die Facade gegen den Main zu, und zwei hohe Thürme davon stehen blieben, deren einen man in weiter Entfernung erblickt. Ein anderer Thurm stand noch dabei, dessen Steine aber, so wie das alte Gemäuer des Schlosses der Kurfürst Emmerich Joseph dem Fabrikanten Bolongaro zur Erbauung seines großen Hauses schenkte.

Man pflegt wohl auf der Reise von Frankfurt nach Mainz in Höchst einzukehren. Dieß that ich auch, und stieg im gelben Hirsch bei Hrn. P— ab, dessen elendes Mittagessen nebst einem Schoppen Wein und zwei Tassen Caffee ich mit nicht weniger als einem Laubthaler bezahlen mußte. Die Wirthe vergessen gar zu sehr, daß ein Reisender wohl noch mehrere Ausgaben als diese hat. Ich verließ das theure Haus dieses Mannes mit dem Vorsatze, ihm nicht wieder zu kommen. Ein französischer Kaufmann, der das nämliche bezahlen mußte, konnte sich noch weniger darüber zufrieden geben. Er sprach von Paris und vom Palais Royal, und versicherte mich, daß er dort für die Hälfte hundertmal besser speise. — Das weiß ich,

aber ich kann Ihnen nichts besseres rathen, als zu bezahlen! sagte ich ihm, und unwillig warf er das Geld hin.

Die Chaussee, auf der man von hier aus fährt, ist bei weitem nicht so gut im Stande, als die von Frankfurt bis an dessen Grenze, weil man während des Krieges wenig oder nichts auf ihre Erhaltung gewandt hat. Sie war vor demselben die schönste und lebhafteste Poststraße in ganz Teutschland, an der Seite mit Obst- und Wallnußbäumen besetzt, die jetzt größtentheils von Soldaten und Bauern umgehauen sind. Am Ende dieser schattigten Alleen sahe man die wohlgebauten Dörfer in einem schönen Perspective. Das ist nicht mehr so. Die alten Bäume sind gefallen, und der Wanderer findet keinen Schatten mehr. Die Chaussee ist ruinirt. Wer zählt die Kanonen, die Munitions- und Bagagewagen und die Heere, welche diesen Weg giengen? Daß der Krieg hier war, sieht man nicht an den vortreflich angebauten Fluren, aber wohl an den zerstörten Gartenhäusern von Höchst, an den zerhackten und zerschossenen Bäumen und an den umgeworfenen und zerstümmelten Crucifixen, die am Wege liegen. Der alles verwüstende Soldat würde auch die Erde, die ihn trägt und ernährt, vernichtet haben, wenn er könnte. Man begreift den Unsinn und die Zerstörungssucht dieser Menschen nicht. Ich sah Soldaten, das nämliche Gartenhaus, das

ihnen zum Zufluchtsort gegen Wind und Wetter und selbst zum Schutz gegen den Feind diente, zerstören, das Dach, die Fenster und Thüren zertrümmern, und dann wieder mit Korngarben das Dach decken, und mit Bretter die Fenster vernageln, mit deren Zertrümmerung sie eben fertig waren.

Eine Viertelstunde von Höchst zur Rechten seitwärts, liegt das Dorf Liederbach, das beim Angriff der Franzosen am 5. Jul. v. J. von den Teutschen und jenen, mehreremale mit stürmender Hand genommen wurde. Am Ende blieb es in der Gewalt der Franzosen, nachdem der Mainzische Hauptmann von Wolfskehl noch einmal mit seinen ermüdeten Grenadieren dagegen vorgerückt war, und den Angriff mit seinem Leben bezahlt hatte. An den ersten Häusern des Dorfs sank er von mehreren Flintenschüssen getroffen nieder, und gab in Gegenwart der französischen Soldaten seinen Geist auf. Mit Genehmigung der Franzosen holten die Grenadiers ihren tapfern Anführer aus dem Dorfe, und trugen ihn auf einer Trage nach Höchst, wo er begraben wurde.

Der Strich Landes von Frankfurt bis Mainz und vom Gebürge gegen Norden bis an den Main, welcher ohngefähr 4 Meilen in die Länge und zwei in der Breite hat, ist einer der fruchtbarsten und ergiebigsten von Teutschland. Ungeheuere Getraidefelder dehnen

sich hier aus, die das schwerste und beste Korn am Rhein tragen. Die Dörfer sind mit Wäldern von Obstbäumen umgeben, deren Früchte man nicht alle frisch zu verzehren im Stande ist, und daher zum Trocknen, zum Essig und Obstwein verwendet. Nirgends findet man übrigens besseres Gemüse als in dieser Gegend. Sie ist eine Goldgrube, die acht schwere Kriegsjahre noch nicht erschöpfen konnten. Große Armeen haben hier gestanden, aber niemals fehlte es an Lebensmitteln. Ohnerachtet des Krieges lebt der Bürger und Bauer hier unendlich besser, als in Sachsen und Brandenburg.

Die Poststation zwischen Frankfurt und Mainz ist Hattersheim, die man für die einträglichste auf dem ~~ganzen~~ Lande in ganz Teutschland hält. Als noch der Friede sein Füllhorn über diese Gegend ausschüttete, sah man diese Straße stets mit Fuhrwerken aller Art bedeckt. Die Messen zu Frankfurt, die Bäder in dieser Gegend und das prächtige Mainz zogen Fremde aus allen Weltgegenden hierher. Das ist nicht mehr so. Die Reisenden vom Niederrhein, die nach Frankfurt wollen, nehmen ihren Weg jetzt auf dem rechten Ufer über dem Westerwald und Limburg, um der Päße und Zollvisitationen auf dem linken Ufer überhoben zu seyn, und die Bäder zu Wisbaden, Schwalbach und Ems, werden auch nicht so häufig, wie ehemahls, besucht.

Jetzt kommt niemand aus fernen Ländern um eine Reise auf dem Rhein zu machen. Diese reichen Quellen des Gewinns sind gegenwärtig für den Postmeister in Hattersheim vertrocknet. Er verlor noch beträchtlich bei den mancherlei Schicksalen der Armeen in dieser Gegend. Das Vorrücken und Retiriren der Franzosen war gleich verderblich für ihn. Seine Pferde und Wagen fuhren auf Requisition mit in die weite Welt, und er sah sie oft nicht wieder.

Der Postmeister in Hattersheim wäre im verflossenen Sommer fast die unschuldige Ursache der erneuerten Gefangenschaft des Generals Mack gewesen, der aus Frankreich entfloh, und über Mainz hierher kam. Er vertraute sich einem Postillion in Mainz an, der ihm einen Paß verschaffte, um unerkannt durch die französischen Vorposten bei Hochheim und Wickert zu kommen. Unter dem Versprechen für ihn zu sorgen, und ihm Lebenslang Brod zu geben, wagte der Postillion die gefährliche Unternehmung. Er kam glücklich aus Mainz und fuhr in vollem Jagen die 4 Stunden Weges bis hierher in erstaunlicher Geschwindigkeit. Keuchend und von Schweiß triefend kamen die Pferde im Hofe des Postmeisters an, der den Postillion schalt, so unbarmherzig mit diesen Thieren umgegangen zu seyn. Der Postillion antwortete grob und sagte, daß er die Pferde nicht wieder nach Mainz zurückbringen würde,

da er in die Dienste des Herrn getreten sey, den er jetzt geführt habe. Der Postmeister, der den Fremden nicht kannte, verwies jenem seine Treulosigkeit an seinem Herrn, und sagte dem General, daß es ihm keine Ehre mache, die Dienstleute zu verführen, und wenn dennoch der Postillion bei ihm bleiben wolle, so müsse er doch erst die Pferde zurückbringen, ehe würde er ihm keine andere geben. Mack, statt sich dem Postmeister anzuvertrauen, ward erbittert, zog ein Pistol, und wollte den Postmeister zwingen, ihn fortzuschaffen. Die Leute des letztern nahmen sich ihres Herrn an, und würden wahrscheinlich über den General hergefallen seyn, wenn es jener nicht selbst verhindert hätte. Dieser Streit verzögerte die Abreise des Generals lange, der bei der Nähe der französischen Husaren-Vorposten und Patrouillen jeden Augenblick befürchtete, ihnen wieder in die Hände zu fallen. Endlich erhielt er Pferde, und reiste mit dem Postillion, der ihn von Mainz hieher gebracht hatte, ab. Er kam glücklich nach Höchst, wo er die ersten Kaiserlichen wieder antraf. Hier entdeckte er sich dem österreichischen Commandanten und beklagte sich sehr heftig über den Postmeister zu Hattersheim, durch den er fast wieder in französische Gefangenschaft gerathen sey. Jener schickte sogleich ein Commando von 6 Szeckler Husaren ab, um den Postmeister zu arretiren. Er wurde von ihnen nach Höchst begleitet. Hier führte man ihn in

das Zimmer, worin der kränkliche und von der Reise erschöpfte G. Mack auf dem Bette lag. In diesem Augenblicke war es, als wenn der Postmeister ahndete, wen er vor sich habe. Das sieche Ansehen des vom Neapolitanischen Gift zerrütteten Mannes, und die Ehrfurcht, die ihm von den Anwesenden bezeugt wurde, ließen ihn vermuthen, es sey Mack. Er äusserte diese Vermuthung gegen ihn, und der General, der kurz vorher noch den Postmeister zu erschießen drohte, gab gerührt demselben die Hand, und entschuldigte sich jetzt selbst. Er konnte den Postmeister nicht anders, als unschuldig finden, da er nur seine Pflicht gethan, und dem Postknecht einen Verweis über die Anstrengung seiner Pferde gegeben hatte, und sich nur dann gegen den General wehrte, da er mit dem Pistol auf ihn eindrang, den er überdies nicht kannte, und von dessen dringender Eil er keine Ahndung hatte. Wie konnte er in diesem elenden siechen Manne, in bürgerlicher sehr einfacher Kleidung den ehemaligen Oberfeldherrn einer großen Armee erkennen, auf dessen Talente man im Parlament von Großbrittanien und überall große Hoffnungen bauete, und der jetzt in einem kleinen Cabriolet als Flüchtling hier ankam? Hätte er sich dem Postmeister anvertraut, so würde er nicht Gefahr gelaufen haben, wieder von neuem in die Hände der Franzosen zu fallen, die 2 Stunden nach seiner Abreise eintrafen, um ihn wieder zurückzu-

bringen. Er kam glücklich in Frankfurt im weissen Schwan an, wo ich ihn sah. Bald nach seiner Ankunft in Wien hat er dem Postmeister, den er lieb gewann, einen Beweis seines Andenkens gegeben. Er schickte ihm nebst einem verbindlichen Schreiben sein Bildniß.

Bis hierher nach Hattersheim giengen vor dem 5. Jul. meistens die teutschen und französischen Patrouillen. Wenn sie sich dann trafen, so entstanden oft blutige Gefechte, deren man fast in jedem Dorfe auf diesem Wege sah. Noch kurz vor jenem Tage trafen sie sich in Hattersheim auf der Straße. Ein beladener Güterwagen, der eben eingefahren war, diente den mainzischen Infanteristen zum Bollwerk, hinter dem sie standen, und von da aus auf die Franzosen feuerten. Von den Szeckler Husaren, die dabei waren, wurde einer erschossen. Er sank vom Pferde. Dies Thier, das ihn während des ganzen Krieges getragen hatte, blickte traurend auf seinen getödteten Herrn, der ihm zu Füßen lag, bückte sich zu ihm hinab, und schien seinen Verlust zu fühlen.

Schon bei Wickert, 2 Stunden von Mainz, bemerkt man, daß man sich dem Reiche des Traubengottes nähert. Der südliche und westliche Abhang des Hügels, auf dem es liegt, trägt einen guten Wein. Auf diesem Berge standen im Anfang des Januars 1793. die

Preußen unter dem General Kalkreuth in einer festen Stellung, die durch sich selbst von jedem Angriff gedeckt war. Ihnen gegenüber auf den fruchtbaren Höhen von Hochheim die Franzosen.

Hier steh ich auf Hochheims goldnen Hügel! Prosaisten, Dichter und Zeichner haben sich um die Wette bemüht, die Pracht des Anblicks zu mahlen, dessen man von ihm herab genießt, aber jede Beschreibung ist weit unter der Wirklichkeit. Traurend sehe ich jetzt hinab in dies zerstörte Paradies. Hier säete der Krieg seine Saat. Der Main schleicht langsam Kostheim vorbei durch verödete Fluren dem Rheine zu. Hier war sonst Pomonens Garten und Bacchus Altar von Reben bekränzt. Eine schöne Straße führte den reichen Hügel durch ununterbrochene Weingärten hinab, die mit Obstbäumen eingefaßt waren. Am Fuße des Hügels wechselten Wiesen, Felder und Obstgärten mit einander ab. Zur linken schimmerte Kostheim aus dem Grün seiner Bäume hervor, der Wohnort glücklicher Menschen und der Aufenthaltsort der reichen Mainzer im Sommer und Herbst; dann wand sich der Weg durch die Felder und Gärten von Castel und durch diesen schönen Flecken an das Ufer des Rheins. Jenseits ruhte im Halbzirkel das stolze Mainz mit seinen prächtigen Thürmen, seinem rothen Schlosse, der Favo-

rite und Carthause in einem blühenden Garten. Die schlanken Pappeln der Rheinallee spiegelten sich in den hellen Fluten des Rheins, dessen Inseln mit Lusthäusern, Meiereien und Gartenanlagen bedeckt waren.

Wie ist das Alles jetzt anders! Die verbrannten Dörfer werden längst wieder aufgebaut, die Thürme und Palläste von Mainz vielleicht längst wieder aus ihrem Schutt hervorgegangen seyn, wenn man es noch lange hart empfinden wird, daß man hier binnen wenigen Tagen viele tausend Obstbäume umhieb, die kostbaren Reben ausriß, und an ihre Stellen Canonen und Haubitzen pflanzte. Der Boden, der fleißige Menschen ernährte, wurde von Soldaten und seufzenden Bauern aufgewühlt, um Schanzen zu bauen, nicht ein Baum, nicht ein Rebstock blieb stehen. Die heiße Sonne brannte jetzt auf die schattenlose Ebene und den festgetretenen Boden.

Den Kranz der Grazien um Hochheims Wonnebecher
Riß der Verwildrungs-Strudel fort;
Der Jungfrau'n Angstruf schallt durch dunkle Blätterdächer,
Der Tanzplan raucht von Mord.

Aber der Gärtner und der fleißige Weinbauer haben schon wieder angefangen, Reben

ben und Bäume zu setzen. Mühsam haben sie den festgestampften Boden wieder aufgegraben, und Gemüse gepflanzt. Sie hoffen, daß keine Belagerung ihre neue Schöpfung wieder verwüste. In Kostheim sieht man wieder Wohnhäuser zwischen den Brandtstädten. — Der Mensch liebt den Boden seiner Geburt, darum baut er sich eben so gut unter dem Vesuv, wie unter den Batterien von Castel und Mainz an, deren Feuer seine Hütte zerstörte.

Hochheim ist während des Krieges noch mehr durch die Gefechte berühmt worden, die in seiner Nähe vorfielen, als durch den Wein, der während desselben nur sparsam wuchs, weil der neugepflanzte Weinstock einige Jahre braucht, ehe er trägt. Am 6. Jan. 1793. war hier das erste blutige Gefecht zwischen den anrükkenden Belagerern und den Franzosen. Während die Preußen ein Lager bei Wickert bezogen hatten, besetzten die Franzosen stets den Posten von Hochheim. Da dieser aber für die Operationen der verbündeten Armeen im nächsten Feldzuge von großer Wichtigkeit war, so beschloß man preußischer Seits ihn zu erobern. Am 6. Jan. rückten 3000 Preußen und die hessischen Füsselierbataillons unter dem Obersten Lenz gegen Hochheim an. Diese drangen zum Frankfurter Thor ein, während die Preussen den Franzosen in den Rücken fielen, und das Dorf von den übrigen Seiten attaquirten. Ob

es gleich schien, daß dem General Houchard, der zu Kostheim commandirte, und den Posten von Hochheim Abends vor dem Angriff verstärkt hatte, dieser Angriff vorher bekannt war, so wurden doch die Franzosen überfallen. Ihre Cavallerie konnte kaum die Pferde erreichen, als die Feinde schon im Dorfe waren. Die Franzosen flohen mit einem Verluste von 300 Mann und 12 Canonen nach Cassel. Der König von Preußen war bekanntlich selbst bei dieser Affaire und kam dabei in Lebensgefahr. Einige Franzosen hatten sich während des Eindringens der Preussen und Hessen auf das überbaute Thor, (nicht auf den Thurm, wie man fälschlich erzählt) gerettet, und schoßen nun von hier aus auf den König, der mit seiner Suite einritt. Die Preußen, voll Erbitterung, stürzten die Franzosen von oben herab!

Später am 1. Mai nach Mitternacht griffen die Franzosen das preußische Lager bei Hochheim an, konnten es aber nicht erobern.

Von diesen Höhen sahe man das große Schauspiel des Bombardements von Mainz besser, als irgend wo. Br. Becker sagt in seiner Reisebeschreibung mit Recht, daß dieser Anblick herrlich war, ob er ihn gleich nur aus der Beschreibung kennt, die er aber mit Wahrheit entwirft. Man reiste in das Lager, um dieses Anblicks zu genießen. Aus

der ganzen Gegend, von Frankfurt, Offenbach, Hanau, Darmstadt ꝛc. war hier alles voll von Zuschauern. Während in Mainz die rothe Flamme durch den dicken Rauch der brennenden Thürme und Häuser hoch aufloderte, während das Jammergeschrei der unglücklichen Einwohner ertönte, herrschte im Lager laute Freude, Musik und Tanz. Ja, manchem brannte es noch nicht hell genug! So sind die Menschen!

Ich setze hier ein paar Verse her, die ein sächsischer Offizier von hier aus an einen seiner Cameraden, den Hauptmann von Z. schrieb:

Auf den Höh'n, wo Hochheims Reben
blühten,
Fanden unsre Seelen sich und glühten,
Da der schöne Bund geschlossen war;
Sahn um sich des Todes Sichel hausen,
Und vernahmen ruhig seines Fittichs Sausen
Auf dem Dornenpfade der Gefahr.

Sahn den Krieg in allen Schreckgestalten,
Reiche Dörfer, die in Flammen wallten,
Und auf den Ruinen Bettler stehn;
Sahn auf Kostheim's Asch- und Leichenhügeln,
Freie Franken sterbend ihren Schwur besiegeln,
Und den Sieg um Sachsens Fahnen wehn.

Sahn beseelt von menschlichen Gefühlen,
Stolzes Mainz den Glutstrom dich umwühlen,
Und des Bürgers Habe ward sein Raub —
Sahn die Flamme lecken an Pallästen
— — — —
Und der Prunk zersank in Staub. *)

Das freundliche Kostheim, ehemals ein blühender Ort, hat unter allen Gemeinden um Mainz herum mit am meisten während der Belagerung gelitten. Rund um dasselbe, in den ehemaligen Obst- und Weingärten, ruhen hunderte erschlagene Preußen, Sachsen und Franzosen. Es war in den ersten Tagen des Maies 1793. der immerwährende Zankapfel zwischen den Streitenden. Durch seine Lage unter den Kanonen von Cassel und durch andere wichtige Verschanzungen gedeckt, konnte die darin liegende Garnison den Belagerern sehr gefährlich werden, indessen sich diese niemals darin zu halten vermochten. Am 1. Mai Nachmittags griffen die Franzosen das preußische Lager bei Hochheim und den linken Flügel desselben an, und steckten Kostheim in Brand, das von einem kleinen preußischen Detaschement besetzt war. Nun entstand eine fürchterliche Canonade von den preußischen Batterien, unter welchen ein gegen Kostheim angerücktes Corps die Franzosen wieder daraus vertrieb. Aber

*) S. Cyanen 2. B. S. 67.

bald verließen es die Preußen wieder, und es wurde aufs neue von den Franzosen besetzt. Um es ganz unbrauchbar zum Aufenthalt für ihre Feinde zu machen, steckten die Franzosen am 2. Mai die noch übrig gebliebenen Häuser an, und plünderten es aus. Aber während die Franzosen in den Kellern den vorgefundenen Wein austranken, rückten die Preussen von neuem an, und hieben die meistens betrunkenen Gallier in den Kellern nieder, indessen eine entsetzliche Canonade rings um die Stadt begann, die den ganzen Tag durch anhielt. Abends zogen sich die Preußen wieder aus Kostheim zurück, und die Franzosen besetzten es. Der König von Preußen gab nun Befehl, sie wieder daraus zu vertreiben, und der folgende Tag, der 3. Mai ward zur Wegnahme angesetzt. Die Preußen fochten tapfer, die Franzosen nicht minder. Letztere behaupteten das Schlachtfeld, das mit 400 gefallenen Preußen bedeckt war. So dauerte das Gemezzel um und in diesem Ort bis zum 8. Mai fort. Noch auf den rauchenden Schutthaufen erwürgte man sich. Am blutigsten war das Gefecht an diesem Tage (den 8.), wo die Franzosen hier an 1000 Mann und einige Kanonen verloren. Schon längst hatten die bedauernswürdigen Einwohner ihre Häuser verlassen, und irrten arm und nackt in der Gegend herum. Nach manchem hartnäckigen Kampf wurden endlich diese Linien von den Preußen am 7. Jul. er=

obert, und blieben nun in dem Besitz der Verbündeten.

Es ist ein ängstliches Gefühl für den, der an den Anblick des Kriegs nicht gewöhnt ist, zwischen den fürchterlichen Schanzen und Batterieen, zwischen Kanonen, Mörsern und Haubitzen hindurch zu gehen, die man rund um sich sieht, ehe man das Thor von Castel erreicht. Man muß langsam reiten oder fahren, weil man über Minen kommt, die sich rund um Castel erstrecken.

Wer die Befestigungen von Cassel sieht, muß über den Aufwand von Kunst erstaunen, der dabei verschwendet ist. Hier muß die Kraft der tapfersten Heere scheitern; selbst Suwarow mit seinen stürmenden Grenadieren würde hier vergeblich die Gräber mit Leichnamen füllen, welche die Batterieen umgeben. Die Erde würde sich aufthun, die Kühnen zu verschlingen, oder ihre Gebeine in die Luft zu schleudern, die sich diesen Schanzen nahen. Selbst die Eroberung einer Batterie würde ihnen verderblich seyn, weil jede die andere deckt, jede eine eigene Festung ist. Während der ganzen Belagerung von Mainz war es den tapfern Preußen und Sachsen unmöglich, hier nur die geringsten Fortschritte zu machen. Ueberall auf der weiten Ebene ist der Angreifende den feuerspeienden Schlünden ausgesetzt, nir-

gends gedeckt, überall trift ihn das donnernde Geschütz.

Schon zu den Zeiten der Römer war Castel ein Fort, von dessen Befestigungen man aber keine Spuren mehr sah, als Cüstine Mainz eroberte. Die Gegend umher war ein fruchtbarer Wein-, Obst- und Gemüsgarten. Als sich im Anfange des Jahres 1793. die Alliirten Mainz näherten, und die Belagerung dieser Stadt bevorstand, ließ es sich der französische General ernstlich angelegen seyn, es nach Eikemeiers, Dubayet's, d'Oyre's und anderer geschickten Ingenieure Plane zu befestigen, und durch Wasserleitungen und Verhaue zu einem festen Punkt seines Corps auf dem rechten Rheinufer zu machen. Er wollte sogar dem Main ein anderes Bett anweisen, und ihn um dasselbe herumleiten. Aber dies war unmöglich. Bald fiengen eine ungeheuere Menge Bauern und Soldaten zu schanzen an. Wälder wurden ausgehauen zu den Pallisaden, Minen, Gängen, Blockhäusern, spanischen Reutern und Faschinen; die Erde wurde aufgewühlt, rund umher alle Bäume niedergehauen, und beim Anfang der Belagerung war das ungeheuere Werk vollendet. Der stolze Mann lies dies Fort nach seinem Namen Fort Cüstine nennen, weil er Oberbefehlshaber war; eine Benennung, die aber nicht mehr gebraucht wird. Doch wird sein Name dauern, und wie ein Schrift-

steller sagt, der Nachwelt, wenn sie die Schicksale des Rheinstroms unter diesem Manne überlegt, eine warnende Lehre seyn, über sich zu wachen, nicht dem Abentheurer zu trauen, sondern durch männlichen Muth dem prahlerischen Drohen zu widerstehen, um nicht durch Feigheit, das Glück einer Generation zu verrathen.

Nach der Uebergabe von Mainz an die Alliirten wurde Castel von den Oesterreichern noch stärker befestigt, nnd die schadhaften Werke ausgebessert.

Dieser ehemals so wohlhabende Flecken ist jetzt arm und öde. Er scheint eine einzige große Caserne zu seyn; überall sieht man nichts als Schmutz und Armseligkeit. Vielen Kaufleuten dient er zur Niederlage ihrer Waaren, die sie dann von da nach und nach heimlich in Mainz einzubringen suchen, da jetzt die Einfuhr fremder Waaren nur gegen Zollgebühren und die der englischen gar nicht erlaubt ist. Auch sind mehrere Spediteurs hier etablirt, die sich gegen Procente mit der sichern Einbringung der verbotenen Waaren nach Mainz beschäftigen.

Castel ist der einzige Ort auf dem ganzen rechten Rheinufer, der nach französischen Gesetzen regiert wird. Die Einwohner müssen die nämlichen Abgaben, wie in der Re-

publik, entrichten, und werden von den Tribunälen in Mainz gerichtet. Auch ist ein Freiheitsbaum hier gepflanzt, und die dreifarbige Fahne weht hoch über den Batterieen. — Es giebt hier eine Menge Caffeehäuser, die auf das Bedürfniß des französischen Soldaten berechnet sind, der einen Ort haben muß, wo er sich mit seinen Cameraden unterhält, und seinen Sold vertrinkt. Meistens sind sie mit anlockenden Inschriften versehen, wie: Caffée francais, bon vin, bonne bière mousseuse, excellent eau de vie de France — Caffée militaire — Rendés vous des Français. Caffée republicain u. s. w. Diese Caffeehäuser sind meistens schmutzige Löcher, in denen man es keine Viertelstunde aushalten kann. Indessen ist es für den stillen Beobachter unterhaltend, hier die Gespräche dieser Leute zu belauschen. Man kann sich nicht verhehlen, daß in der Masse dieses Volks eine unendlich größere Menge von dem, was man bon sens, oder gesunden Menschenverstand nennt, vorhanden ist, als unter irgend einer andern Nation.

So wie man durch Castel auf die Rheinbrücke gekommen ist, genießt man in der Nähe den prächtigen Anblick des Rheins und der am jenseitigen Ufer sich amphitheatralisch erhebenden Stadt Mainz. Ihre Rhede ist mit Schiffen bedeckt, und über den Masten derselben ra-

gen hoch die steinernen Zacken der ausgebrannten Thürme empor, die bei der Belagerung angezündet wurden. Den Strom abwärts zur Rechten bespült der breite Strom den großen Halbzirkel des Rheingaues, den Thron des teutschen Bacchus; aber die Inseln, die er hier bildet, sind kahl und öde, und leer stehen die verwüsteten Meiereien und Lusthäuser, die sonst der Wohnsitz reicher Mainzer im Sommer waren. Zur linken sieht man den gelben Main sich mit den grauen Wellen des Rheins vermischen, und weiter hinauf in der Ferne die Haine und Burgen der Bergstraße, die Straße von Oppenheim und das zerschossene Weissenau. Dieser Anblick ist selbst dem, der ihn oft genoß, immer neu und erfreulich. Das reiche Grün, das ehemals diese Stadt umgab, machte diesen Anblick sonst noch malerischer, aber diese Bäume und diese Gebüsche sind nicht mehr! Die Rheinbrücke, die über 600 Schritte lang ist, und auf 49 Schiffen ruht, dient den Einwohnern an schönen Tagen zum Spaziergange.

Es scheint, man habe dem Reisenden, der in die Republik will, es recht schwer machen wollen, ihren Boden zu betreten, so viele Unannehmlichkeiten drücken ihn bei seiner Ankunft. Erstlich muß er, wenn er mit einer gewöhnlichen Reisechaise mit zwei Pferden ankommt, am Brückenbureau zu Castel einen halben Gulden Brückengeld bezahlen, ein Ansatz, der mit dem

ehemaligen kurfürstlichen in gar keinem Verhältniß steht, wo man ohngefähr 12 kr. bezahlte. Nun passirt er die Brücke, und kommt an das Zollhaus, an dem mit großen Buchstaben geschrieben steht: Preposés à la police du commerce exterieur. Hier muß er anhalten. Sechs oder acht Kerls von barbarischem Ansehen mit großen Säbeln bewaffnet, stehen um ihn her, und nöthigen ihn, den festgeschrobenen Coffer abzupacken, seinen Mantelsack, und alles, was er bei sich hat, zu eröffnen, und sie sehen zu lassen, ob keine Contrebande darin sey. Finden sie etwas, so ist es verloren. — Ist er hier durch, so kommt nun auch wohl noch die Wache um seinen Paß zu fordern, was mir indessen, bei mehrmaligem Passiren dieser Brücke nicht geschahe. Kein Mensch fragte darnach, ob es gleich einen Beschluß giebt, nach welchem niemand ohne einen vom franz. Gesandten Bacher zu Frankfurt unterzeichneten Paß in die Republik hineingelassen werden soll.

Das Innere von Mainz, dessen bevölkertester Theil schon vor der Belagerung nicht sehr einnehmend war, ist es noch weniger jetzt. Die finstern Häuser in den engen Straßen haben nicht mehr das ehemalige Ansehen von Wohlstand und Sauberkeit, und keine Polizei sorgt für das Pflaster, die Reinlichkeit und Erleuchtung. Man stolpert Abends über Schutthaufen, die mitten in den engen Gassen aufge-

thürmt liegen, und ihre Erleuchtung ist höchst sparsam, ob man gleich auf jedem Stecken Holz (ohngefähr 1 Klafter) eine Auflage von 1 Liv. gelegt hat, wovon die Kosten derselben bestritten werden sollen. In diesem Theil der Stadt sieht man die Ruinen der Domprobstei und mehrerer Palläste, die ehemals reichen adlichen Familien gehörten. Besser gebaut ist bekanntlich der nördliche Theil der Stadt, wo das Schloß liegt. Von diesem bis ans Münsterthor erstrecken sich die sogenannten drei Bleichen, die mit unter schöne Gebäude haben. Die schönste dieser Straßen ist indessen die sogenannte große Bleiche (la rue grande), die breiter als die übrigen beiden ist, und selbst in Berlin, Amsterdam und Turin eine schöne Straße heißen würde. Hier, und in der Nähe wohnte ehemals fast alles, was reich und vornehm war. Hier rollten die kostbaren Equipagen des prachtliebenden Adels, hier war das Theater, dessen Mauern nur noch stehen, hier war der Marstall des Kurfürsten, voll schöner Pferde, und am Ende das Schloß. Alles vereinigte sich hier, um dem Fremden einen hohen Begriff von dieser Stadt beizubringen. Jetzt ist es nicht mehr so. Das Theater ist verbrannt. Die Adlichen sind ausgewandert, im Marstall stehen die Pferde der französischen Reuterei. Dort in dem Pallaste Stadion, wo die große dreifarbige Fahne weht, wohnt der Präfekt, aber alles sieht wüst darin aus. —

Nach dem Thiermarkt (la place verte) führt von der großen Bleiche aus eine schöne Straße vor dem Pallast Schönborn vorbei, der jetzt ein Hospital für Blessirte ist. Auf dem Balkon standen genesende teutsche und französische Soldaten, und sahen sich um. Hier hat das Unglück diejenigen vereinigt, die kurz vorher wüthend gegen einander fochten. Der Franke reicht hier seinem Bettnachbar, dem sterbenden Teutschen, einen Trunk Wasser zur Labung. Ihre Versöhnung war leicht, denn sie haßten sich nie. Beide, Maschinen in der Hand der Mächtigen, erwürgten sie sich nur auf hohen Befehl. Der Thiermarkt ist ein angenehmer Platz mit Bäumen besetzt, der zum Spaziergange dient, und wo die Wachtparade aufzieht. Hier stehen die Häuser der Grafen Ostein und Bassenheim.

Der Marktplatz ist ein unregelmäßiger Platz, der durch den daraufstehenden Dom ein großes Ansehen erhalten würde, wenn dieses majestätische Gebäude nicht mit einer Menge kleiner Häuser und Boutiken umgeben wäre, die den großen Eindruck schwächen, welchen es, isolirt stehend, machen würde. Der hohe Thurm dieser Kirche, und die zwei kleinen ihm zur Seite wurden am 28. Jun. 1793. durch das Feuer der Belagerer in Brand gesteckt. Jener war erst seit 25 Jahren wieder neu erbaut worden, nachdem ein Blitzstral ihn in die Asche gelegt hatte. Es war Abends

gegen 10 Uhr am gedachten Tage, als man dieses fürchterlich schöne Schauspiel sah, dessen Pracht keine Feder beschreibt. Feurige Kugeln fielen auf das Dach der Kirche und die Thürme, und zündeten augenblicklich. Der Rhein, in dem sich die Flammen spiegelten, schien ein Feuermeer zu seyn. Tausende von Zuschauern sahen von Hochheims Höhen dieses Schauspiel mit Bewunderung, und selbst der rohe kaltblütige Artillerist stand staunend und zögernd neben dem verwüstenden Geschütz, und betrachtete sein Werk. — Das Innere der Kirche dehnt sich in einen großen hohen Raum aus, der jetzt zum Magazin dient. Aber die ehemalige Pracht derselben ist verschwunden, und ihr unermeßlicher Schatz von Gold und Juwelen geflüchtet. Man kann jetzt kaum ohne Grauen in diesen Tempel treten. Alles liegt scheußlich verwüstet unter einander. Die prachtvollen Monumente Verstorbener sind zum Theil verstümmelt und umgeworfen; selbst das kühn erdachte Denkmal des Grafen Lamberg, der vor 100 Jahren die Franzosen von Mainz zurückschlug, entgieng der Zerstörung kaum. Wenigstens ist dem Engel, der den Deckel des Sargs hielt, welchen Lamberg aufhebt, der Arm abgehauen worden, was nicht ohne Anstrengung und Mühe geschehen konnte, da sich dies Monument in der Höhe seitwärts am obern Chor befindet.

Diese an den Markt angränzende Gegend der Stadt ist es, welche am meisten durch die Belagerung gelitten hat. Die Liebenfrauen Kirche wurde am 27. Jun. durch das Feuer der Belagernden angezündet. In ihrem Kreuzgange befand sich ein kleines Montirungsmagazin, welches ebenfalls, so wie mehrere kleine Nebengebäude ein Raub der Flammen wurde. Am 29. und 30. Jun. bombardirten die Belagerer mit unbeschreiblicher Heftigkeit. Abends brannte die Domprobstei ab, ein Gebäude voll hoher Pracht und Schönheit, zugleich der von Leyische und Kesselstadter Hof, der Dalberger, Ilmstädter und Färberhof, der Ingelheimer Pallast und die Franziskanerkirche, nebst mehreren andern Kirchen und Privathäusern. Die ganze Gegend um den Leichhof, die Domkustorei &c. ruft die Greuel der Belagerung lebhaft in die Seele des Fremden zurück, der zwischen den Schutthaufen wandelt. Man hat die Vermuthung nicht ohne Grund geäußert, daß mehrere dieser Gebäude von den Feinden der ehemaligen Bewohner selbst angezündet wurden. Die Partheiwuth und Rache trugen die Flammen in diese Palläste, welche Zierden der Stadt waren. Es ist gewiß, daß schon am Morgen vor dem Brande, die im Ingelheimer Hofe einquartirten Franzosen mit der Versicherung von da auszogen, daß es Abends darin brennen würde. Die Schnelligkeit, womit das Feuer um sich griff, be-

stärkte diesen Verdacht, und würklich fand man an mehreren Orten Pechkränze, Pulver und Schwefel, die desfalls hingelegt zu seyn schienen, um das durch Schießen allenfalls entstehende kleine Feuer schneller zu verbreiten. Selbst die Municipalität zeigte dies der Administration und den fränkischen Commissairen an, aber ehe diese noch Gegenanstalten treffen konnten, sahe man schon wieder neue Scenen wahrscheinlicher Mordbrennerei; denn am 1. Julius stand Abends das Comödien- und Redoutenhaus in hellen Flammen, wohin nur einige Haubitzen gefallen waren.

Ich bin nicht der Meinung des B. Bekkers, der da meint, daß die Spuren der Belagerung dieser Stadt bald verschwunden seyn würden. Wer wird, wenn Mainz mit der Republik vereinigt bleibt, diese Palläste wieder aufbauen? Bei der jetzigen Höhe der Grundsteuer, die auf einem Gebäude haftet, das seit dem Aufhören der Brandassekuranz und Einführung der Douane fast zwei Drittheile seines Werths verloren hat, bei der um ein Drittheil verminderten Bevölkerung derselben, wird in den ersten zwanzig oder dreißig Jahren wenig an das Bauen gedacht werden, und wahrscheinlich werden die Enkel in 50 und mehreren Jahren noch eben so zwischen diesen Ruinen wandeln, wie wir zwischen denen von Oppenheim, Speyer, Worms und Heidelberg,

die Ludwigs des Großen Heere vor hundert Jahren bereiteten. — Aber möchten auch diese Ruinen hier liegen! Man kann der großen Palläste entbehren, aber diese zerstörten Fluren, Gärten und Wälder! — Wenn wird der Mainzer wieder in dem Schatten eines Baumes sitzen können?

Die Anzahl der Kirchen, welche sich im tauglichen Zustande befinden, hat durch die Belagerung und durch Verwendung zu anderm Gebrauche, um mehrere abgenommen. Wie gesagt, werden die Liebenfrauen- und die Domkirche zu Magazinen gebraucht. Die Franziskanerkirche brannte ganz ab. Man wundert sich, sie schon wieder aufgebaut zu finden, wiewohl sie noch nicht im Innern eingerichtet ist, und dem französischen Militair jetzt zur Feldschmiede dient. Sie hat ihre neue Entstehung einer frommen Frau zu danken, die 10000 fl. zur neuen Erbauung mit der expressen Bedingung vermachte, dieselbe sogleich anzufangen. Durch andere Beiträge kam noch mehr Geld dazu ein, und so baute man so weit das Geld reichte. Die beiden schönsten noch existirenden Kirchen sind die Augustiner- und die Peterskirche. Jene ist mit Zierrathen, Vergoldungen und Schnitzwerk überladen. Diese ist einfacher und edler. Sie steht am Freiheitsplatze ehemals Schloßplatz, und hat auch eine Zeitlang zum Dekadentempel gedient. Da

jetzt die Dekadenfeier ziemlich in Abnahme gekommen ist, oder vielmehr gar nicht mehr geschiehet, so ist sie ganz allein wieder dem heiligen Peter geweiht, dessen Verehrung sich indessen recht gut mit der, idealischer republikanischer Gottheiten, vertrug, indem der katholische Cultus nie darin aufhörte.

Mainz gehörte vor zehn Jahren zu den angenehmsten Orten in Teutschland. Seine Lage, der fruchtbare Boden umher, der Wohlstand und Reichthum seiner Bewohner, die Anstalten für Wissenschaften und Künste, eine milde Regierung und ein freundlicher Himmel, machten es jedem Fremden interessant, und verzögerten seinen Aufenthalt daselbst. Die beiden letzten Fürsten waren Freunde und Beschützer der Wissenschaften. Von jeher war der hiesige Hof in Religionssachen toleranter und aufgeklärter, als irgend ein anderer geistlicher in Teutschland. Freundlich und heiter wie der Himmel, der diese glücklichen Gefilde deckte, war hier die Religion; entfernt von jenem finstern mordenden Fanatismus, der Priester, der sie lehrte. Das Volk las die Bibel, deren Gebrauch hier nicht verboten war; der Aberglaube wurde verfolgt, und nach und nach würde man Wunderbilder und Wallfahrten ohne Murren haben abschaffen können, wenn das unterrichtetere Volk selbst das Thörichte derselben einzusehen im Stande ge-

wesen seyn würde. Der Ganganelli von Mainz, der edle Emmerich Joseph von Breitenbach, begann dies schöne Werk. Er gab aus seiner Privat-Casse zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrer-Akademie jährlich 30,000 fl. her. Er hatte die gegründete Ueberzeugung, daß nur Erziehung den Menschen bilde, und ihn zum guten Bürger mache, und darum sparte er nichts, dies schöne Ziel zu erreichen. Er liebte sein Vaterland mehr, als sein Fürstenthum, und um es glücklich zu machen, wollte er mit kühner Hand die Vorurtheile zerstreuen, und durch Unterricht sein Volk zu einem bessern Zustande leiten. Sein Canzler Benzel half ihm in der Aufrichtung des grossen Werks; schon hoffte man die goldenen Früchte des Bürgerglücks reifen zu sehen; der Fanatismus wüthete, der Aberglaube entfloh; schon begann der helle Tag nach einer dunklen Nacht, als der gute Fürst starb. Die Natur hatte sein Ziel noch nicht gesteckt, sagt man; denn er starb wie Ganganelli!

Nicht ohne Rührung hörte ich alte Männer, die Emmerich Joseph kannten, von ihm sprechen. Er war in jedem Sinne des Worts ein Freund seines Volks. Von keinen hohen Abgaben gedrückt, mild regiert, erzog der Vater seine Kinder nicht für den Korporalstock, sondern ein fruchtbares Land zu bauen. Wohin er gieng, kam ihm der frohe Bürger

und Landmann entgegen, und floh den Anblick seines guten Fürsten nicht, wie man dies so oft sieht. Er war ein freundlicher Mann, von starkem Körperbau, der mit frohem Herzen den Wein genoß, welchen auf den Rebenhügeln seines schönen Landes die heißere Sonne kochte; aber er war kein Trunkenbold, wozu ihn einige seiner Feinde haben machen wollen. Warum sollte man dem Manne, der so vielen Gutes that, diesen Genuß nicht gönnen? Er kannte seine Schwachheit in diesem Punkt, und unterschrieb nach der Tafel nichts, was man ihm auch bringen mochte. Man erzählt noch manche schöne Züge von ihm. — Im Vertrauen auf seine Güte wurde am Hofe unendlich viel verschwendet und gestohlen. Endlich verbot er, daß die Hofbedienten künftig nichts mehr von Eßwaaren, Wein, Wachslichtern u. s. w. nach Hause tragen lassen sollten. Eines Tages sah er am frühen Morgen in der Favorite, daß eine Magd einen schweren Korb aus derselben in die Stadt trug. Er befahl seinem Laufer, ihr zu folgen, und zu sehen, was sie habe, aber er verbot ihm, zu fragen, bei wem sie diene, was er nicht wissen wolle. Der Laufer fand in dem Korbe eine Menge Wachslichter, Wein, Eßwaaren ꝛc. — Der Fürst ließ alle Hofbediente vor sich fordern, sagte ihnen, er habe heute wieder etwas vom Hofe wegtragen sehen; er wolle nicht wissen, wer es gethan habe, aber er werde den ersten, der es wieder thue, vom Hofe jagen. —

Ein andermal hörte er, daß ein sogenannter Amtskeller, den er persönlich kannte, mit seiner Casse in Unordnung sei, und einen Defekt von 3 bis 4000 fl. habe. Das Gesetz bestimmte Cassation, wenn der Rechnungsführer das Geld nicht schaffte. Aber der Fürst wollte ihn nicht unglücklich sehen, und doch auch das Ansehen der Gesetze nicht schwächen. Durch einen seiner Vertrauten ließ er dem Amtskeller die fehlende Summe auszahlen, um seine Rechnung zu berichtigen. Dieser erfuhr erst nach dem Tode des Fürsten, daß Emmerich Joseph sein Retter war.

Sein Nachfolger Friedrich Carl, Freiherr von Erthal, der jetzige Kurfürst, trat in die Fußtapfen seines Vorfahren. Er strengte vorzüglich seine Bemühungen zur Beförderung der höhern Erziehung, und zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften an. Die Pfründen dreier aufgehobener Klöster der Carthaus, Altmünster und der reichen Clara, die in mehr als 100,000 Gulden bestanden, schenkte er der Universität. Er machte Maihz zum Sitze der Gelehrsamkeit, der Künste und des Geschmacks. Hier lebten der Weltumsegler Forster, der Arzt Hoffmann, der teutsche Tacitus Müller, Heinse, der Verfasser des Ardhingello, der Anatom Sömmering und mehrere Gelehrte, von ihm und ganz Teutschland gekannt und geschätzt. Freigebig unterstützte er Gelehrsamkeit und Kunst. Sein

Schloß war ein Tempel des Geschmacks, seine Kapelle von Righini dirigirt, und das hiesige Theater eins der ersten in Teutschland. Ein reicher Adel verzehrte hier seine großen Einkünfte, und beförderte Nahrung und Wohlstand Es gab hier Häuser, die 60 bis 90,000 fl. und beinahe zwanzig, die 15 bis 30,000 fl. Einkünfte hatten. Die Revenuen des Domkapitels betrugen an 40,000 fl., und ein Domherr hatte jährlich 3500 fl. zu verzehren. Jetzt stehen die Palläste der Stadion, Schönborn, Ostein, Kesselstadt, Elz, Ingelheim, Walderdorf, Leyen, Dalberg, Metternich, Bassenheim ꝛc. leer, oder sind verwüstet und verbrannt. Mehrere Individuen aus diesen Familien zeichneten sich durch Verdienste, seltne Kenntnisse und feine Bildung aus.

Diese Periode des Glücks, des Reichthums, des Vergnügens und frohen Lebensgenusses dauerte bis 1792. Aber von dieser Zeit an beginnt die des Unglücks, der Verheerung und der Verfolgungen. Die Partheiwuth verblendete und benebelte alle Köpfe. Die Geschichte von Mainz ist seit dieser Zeit ein scheusliches Gemälde des politischen Fanatismus. Andere haben schon vor mir genug davon geschrieben. Ich schweige davon.

Ich habe einen großen Spaziergang um die Stadt gemacht. Noch kann ich mich nicht an den Anblick der Verwüstung dieser Gegend gewöhnen, aber ich wollte sie sehen. An der nördlichen Seite der Stadt kommt man durch das Raimundithor hinaus an den Rhein. Ich eile schnell über den schmutzigen Freiheitsplatz, auf dem ein verdorrter Freiheitsbaum steht. Zur Rechten liegt das Schloß. Aber seine Fenster sind zerbrochen, und zum Theil mit Brettern vernagelt; auf den Treppenstufen sitzen Soldaten. Links schließen Pallisaden einen Artilleriepark ein. Ich komme über Gräben und Zugbrücken hinaus vor die Stadt. Hier empfiengen mich einst die Schatten der prächtigen Rheinallee, die sich fast eine halbe Stunde lang am Ufer des Flusses hinzog. Hier versammelte sich ehemals an heitern Sommermorgen und Abenden die junge und schöne Welt von Mainz. Man trank hier den Brunnen, der junge Mann traf hier seine Geliebte, sie schifften hinüber nach den Auen, oder fuhren unter Gesängen und Musik auf dem Rheine, den die Abendsonne vergoldete, oder in dessen grüner Flut der Mond sein Bild sah. Man durfte nicht fürchten, wie jetzt, den Thorschluß zu versäumen. Fröhlich konnte man den langen Sommerabend, und ihre Freunde die Pracht der Natur genießen. — Aber jetzt lispelt hier kein Blatt mehr im Abendwind, die schönen Bäume sind unter der Axt der Soldaten gefallen; die kleinen niedlichen Som-

merhäuser wurden demolirt. Statt ihrer sieht man am Ufer höchstens eine hölzerne Hütte, worin ein Zollaufpasser auf Raub lauert, und halbzertrümmerte Canonierbarken von Williams Flotte, welche von den Franzosen erobert wurden, liegen faulend auf dem Sande. — Ich wende mich links. Hier waren in der schönsten Ebene die Gärten der Mainzer. Nach der Belagerung war der Boden festgetreten, als wenn er gestampft wäre, die Gartenhäuser der Erde gleich, die Bäume ausgerissen. Traurend zeigte mir meine Begleiterin noch ein paar da liegende zerbrochene Marmorsäulen ihres ehemaligen Sommerhauses; wo es gestanden hatte, sahe man nicht mehr. Aber man hat wieder angefangen zu säen und zu pflanzen, und den Boden wieder nutzbar zu machen.

Vor mir liegt der Hartenberg, an dessen beiden Abhängen Tausende verbluteten; er ist mit Redouten und Schanzen bedeckt. Bis hierher gieng der Halbzirkel der ungeheuern Linien, die Mainz umschlossen, und deren Eroberung Clairfait unternahm. Die Franzosen waren zu schwach, um die langen Linien gehörig zu besetzen; waren sie an einer Stelle durchbrochen, so mußten sie gänzlich verlassen werden. Dies geschah, und der Erfolg ist bekannt, aber ganz Mainz weiß auch, daß das ganze Unternehmen bei weitem nicht so halsbrechend und gefährlich war, als es die posaunende Fama

machte. Clairfait ist todt, und: de mortuis nil nisi bene!

Bei den Werken des Hauptsteins und des Linsenbergs, zwei wichtigen Aussenwerken der Stadt, vorbei, kommt man auf die Straße nach Zahlbach, und zu jener berühmten Schanze, die oft dem stürmenden Muthe der Franzosen Grenzen setzte. Bei jedem Schritte tritt man auf die Gräber der Freunde und Feinde, die sich hier mit unbeschreiblicher Erbitterung erwürgten. Neben dem Zahlbacher Grunde nach der Stadt zu, erhebt sich über dem Dorfe Zahlbach eine steile Anhöhe. Auf dieser wurden nach Merlins Plane die Zahlbacher Schanze oder das Fort Merlin angelegt, die man selbst dem kühnsten Muthe unzugänglich halten sollte. Während der Belagerung durch die combinirten teutschen Armeen nährte sich die Paralele des linken Flügels dem Zahlbacher Grunde bis auf einige hundert Schritte. Aber nun war es nicht möglich weiter vorzurücken, weil diese Schanze immer ein Hinderniß war. — Sie wegzunehmen, der Erde gleich zu machen, und am Fuße der Anhöhe eine andere Redoute gegen den Feind aufzuwerfen, war der Plan der Belagerer, und diesen auszuführen, wurde dem preußischen General von Mannstein aufgetragen. Er rückte am 6. Jul. 1793. mit drei Bataillons dagegen vor, vertrieb den Feind auf einige Augenblicke daraus, aber er konnte

doch seinen Zweck nicht erreichen. — Während des Angriffs von vornen, welchen man nur mit dem Bajonnette unternahm, traf ein Bataillon Preussen vom Regiment Schladen nicht allein zu spät ein, sondern wurde auch aus Irrthum gegen die Philippischanze geführt. Troz Graben und Sumpf erstürmten die Preußen diese Schanze mit Sturmleitern, aber die Anzahl der Franzosen nahm zu. Sie rückten gegen die verlornen Zahlbacher und Philippischanzen weiter vor, und mit einem Haubitzenfeuer, als wenn die Hölle ihren Rachen aufgesperrt hätte, wurden die Preußen aus ihren kaum errungenen vortheilhaften Posten wieder vertrieben, und verloren viele Menschen. Von jetzt an kämpfte man täglich um den Besitz derselben.

Ohne Vergleich heftiger und mörderischer war das Gemetzel um das unglückliche Zahlbach her, als die siegreiche französische Rheinarmee die aliirten Armeen im Herbst 1794 das linke Rheinufer ganz verlassen sah, und von allen Festungen auf demselben nur Mainz noch in teutschen Händen war. Dem Unternehmungsgeist der Franzosen schien es damals leicht zu seyn, Mainz selbst mitten im Winter zu erobern. Der 1. und 29. Dec. jenes Jahres werden in den Annalen dieses Krieges ewig denkwürdig bleiben. Man sahe damals Beispiele von Kraft, Tapferkeit und Ausdauern, wie man wohl wenige in der Geschichte findet. Der Eroberer von

Mastricht, Kleber, war bei der französischen Armee angekommen, die Mainz auf dem linken Ufer blokirte, und am 1. Dec. begann der berühmte Sturm der Franzosen auf die Zahlbacher Schanze, die von den jetzigen Besitzern, den Kaiserlichen, in einen noch furchtbarern Vertheidigungsstand gesetzt worden war. Das Unternehmen war im Geiste Karls des Zwölften und die Aussicht der Franzosen Tod und Verderben, aber nichts konnte sie zurückhalten. Unter dem gräßlichsten Feuer rissen sie die Brustwehr ein, und warfen sich hinter den Graben. Hier focht Mann gegen Mann. — Jetzt griffen Wolkenstein und Alcaini die Franzosen an, unter ihnen Hazfeld und Chasteler. Die Schanze wurde wieder erobert und wieder verloren. Das Blut floß in Strömen; Freund und Feind lagen todt und zerstückt bei dem verheerten öden Zahlbach, sonst ein Belustigungsort der Mainzer; die Schanze war besäet mit Unglücklichen, die um den Besitz eines Postens, der ohne Paralellinie nutzlos ist, das Leben wagten, weil sie wähnten, dadurch Mainz zu gewinnen, und sich mit dieser Eroberung eine ehrenvolle Erwähnung im Conventsprotokoll zu verdienen hofften. Klugheit und Menschlichkeit riethen dem Feinde den Rückzug an, aber der Feldherr wollte, es koste, was es wolle, seinen Plan durchsetzen. — Da erschienen die Husaren von Eben, und eine andere Colonne Preußen rückten gegen den Feind vor. Diese Erscheinung und der Verlust der Republi-

kaner bewogen endlich den General sein Vorhaben aufzugeben. Die Franzosen sahen ein, was es kosten würde, Mainz durch eine einseitige. Blokade und mit Sturm gewinnen zu wollen Sie zogen sich hinter ihre Linien zurück *).

Nicht viel geringer war das Gemetzel bei dieser Schanze am 29. December. Eine große Recognoscirung der Teutschen gab den Franzosen Anlaß mit 30 Canonen bis gegen Zahlbach anzurücken. Ein schreckliches Cartätschenfeuer tödtete unzählige Menschen, bis sich endlich die Franzosen wieder zurückzogen. Bei diesen Auftritten ist Zahlbach größtentheils ein Schutthaufen geworden.

Wenn dieser Ort durch die hier vorgefallenen Begebenheiten merkwürdig ist, so ist er es nicht weniger durch die ehrwürdigen Denkmäler aus den Zeiten der Römer, welche sich nahe dabei befinden. Man sieht hier noch die Ruinen von 59 Pfeilern, die sich durch das Thal von Zahlbach nach dem Königsbrunnen jenseits Finden ziehen, über welchen sich die Wasserleitung des römichen Feldherrn Drusus befand. An einigen der letztern dieser Pfeiler, die in der Ferne wie kleine Thürme aus-

*) S. Der französische Freiheitskrieg am Oberrhein, der Saar und der Mosel in den Jahren 1792 — 1794. 2r Th. Frankf. 1796

sehen, und sehr fest gebaut sind, ist die Basis ausgegraben, und bildet ein Viereck, wovon jede Seite 15 Schuh, 4 Zoll, 9 Linien breit ist; die Wasserleitung selbst, worin der Gonzbach floß, soll 128 geometrische Schuhe, da, wo sie am höchsten war, gemessen haben. Von der Quelle bis zu ihrem Erguß in den Drusensee, den man jetzt den Entenpfuhl nennt, lief sie durch einen Raum von 5731 geometrischen Schritten oder 28,655 Schuhen fort.

Ueber Gräber, in denen Teutsche und Franzosen in zahlloser Menge in Frieden neben einander ruhen, setzte ich meinen Weg von Zahlbach zwischen den Batterieen des Gauthors und den äussern Werken, der Philippi- Elisabeth- und Clubbistenschanze weiter fort. Die letztere ist von den Franzosen angelegt, und man nennt sie so, weil an ihrer Erbauung die sogenannten Clubbisten fleißig mit arbeiteten. Von hier übersieht man das weite Schlachtfeld um Mainz her, das zerstörte Heiligkreuz, die Gegend von Marienborn, Dahlheim, Brezenheim ꝛc. Man gelangt endlich zwischen der Carlsschanze, einem großen Aussenwerk, und zwischen der Citadelle auf den Abhang des Berges, der nach dem Neuenthor und auf die Chaussee nach Weissenau führt.

Hier an der südlichen Seite der Stadt, lag die Favorite, in Rücksicht seiner Lage vielleicht das schönste Landhaus eines Großen in

Teutschland. Das Hauptgebäude stand auf der Anhöhe und an jeder Seite drei kleine, schief von einander abstehenden Pavillons, einer niedriger als der andere, auf sanft sich erhebenden Terrassen. Wenn gleich diese Gebäude nicht im neuern Geschmacke erbaut waren, und wegen ihrer Entfernung von einander keine große Bequemlichkeit gewährten, so waren sie doch unendlich reizend, wegen der Aussicht von hier, und wegen des Gartens und der englischen Anlagen, von denen sie umgeben waren. Schöne schattige Alleen von alten Kastanienbäumen wechselten mit dunkelm Gebüsch ab. Die Vasen, Statuen und Ruhebänke waren nicht modern und prächtig, aber sie gaben durch ihren weissen Anstrich eine liebliche Mischung in dem heitern Grün des Gebüsches. In der Mitte dieser Alleen und des Buchschwerks stand ein Gebäude zum Concertsaal bestimmt. Von da etwas weiter hinter erhob sich der Garten, vom Ufer des Rheins allgemach in Terraßen hinauf, und auf der obersten Anhöhe genoß man jener einzigen Aussicht, um die der Kaiser Joseph den Fürsten beneidete. Dieser hatte sich noch ein kleines Sommerhaus in dem Garten erbauen lassen, das er allein bewohnte. Das Ganze war mit einem eisernen leicht durchbrochenen Gitter eingefaßt, aber offen für jeden Einwohner von Mainz und jeden Fremden.

Mit Entzücken denke ich noch an jene schönen Abende, die ich vor acht Jahren in diesem Elysium zubrachte. Das Feuer der Jugend glühte in mir, und trieb mich in fröhlicher Eil dem Rheine zu, um die Natur zu sehen, deren Pracht kein Pinsel mahlt. Ich fand noch mehr, als mir meine lebhafte Fantasie vorzauberte. Mein Auge ruhte wollüstig auf den Fluten des Rheins und des Mains, die sich hier gegenüber vermählen. Ihre verschlungenen Wellen küßten den Blumenrand reizender Inseln, bespühlten reiche Ufer, und weit hinunter, ihnen nach, schweifte mein Blick in das goldene Amphitheater des Rheingaus. — Dann strömte ich mit Tausenden hinaus zu den Zauberfesten, die der Fürst dem Kaiser und Könige gab. Welche göttliche Nächte, wo ich unter den sanften Tönen himmlischer Musik in diesen hellerleuchteten Feensitz wandelte, die Wohlgerüche der Limonien- und Pommeranzenbäume athmend, die hier herumstanden. Ich freute mich zu leben, und diese Pracht der Kunst und der Natur genießen zu können. Es waren helle freundliche Sonnenblicke in das Dunkel des Lebens; ich ahndete nicht, daß ich diesen Zauberort zum letztenmale sähe.

Kein Stein, kein Baum sagt, daß hier ehemals ein Lustschloß und ein Garten war. Keine Spur ist

mehr von ihnen da! Traurend verließ ich die Einöde.

Etwas weiter hin an der Chaussee stand die Karthause. Ihre Mauern sind niedergerissen; offene, leere Keller zeigen ihre Stätte an. Ueber ihr auf der Anhöhe herrscht eine Redoute über das Rheinthal.

Ich betrete Weissenau, das unglückliche Weissenau! Vom 15. April 1793 an, dauerte der Kampf um diesen Ort mehrere Tage und Wochen fort. Das schrecklichste Schicksal, das einen Ort im Kriege betreffen kann, ist der stete Wechsel des Besitzes zwischen Freund und Feind. Bald waren hier Teutsche bald Franzosen; bald in der einen Hälfte des Dorfes diese, und in der andern jene. Waren die kaiserlichen Herren dieses in militärischer Hinsicht wichtigen Postens, so wurde der Angriff von den Franzosen darauf immer wiederholt, und umgekehrt war es derselbe Fall. Hier war ein ewiges Gemetzel. Um die Franzosen daraus zu vertreiben, warfen die Kaiserlichen Bomben und Haubitzen hinein, welche mehrere Häuser anzündeten. Die Franzosen rächten sich, und thaten das nämliche. Der ganze obere Theil des Dorfes mit der Kirche wurde ein Raub der Flammen. Wehklagend verließen die unglücklichen Einwohner ihre Heimath. Die französischen Officiere hatten selbst Mitleiden mit

den jammernden Landleuten, und sammelten unter sich 460 Liv., die sie unter sie austheilen ließen. — Man kann stundenlang den Einwohnern zuhören, die ihre Leiden und Schrekken erzählen. Von Freund und Feind geplündert, gemishandelt und gequält erfuhren sie alles, was der Krieg Entsetzliches hat. Noch mehr, als die Franzosen verheerten ihnen die barbarischen Rothmäntel und anderer Freicorps. Es waren große, schreckliche Jammerscenen.

Ich ließ mich von Weissenau nach der Mündung des Mains, an die sogenannte Mainspitze übersetzen, und gieng nach Kostheim. Die Schanze am linken Ufer des Mains ist die große Rheinschanze; auf dem rechten Ufer desselben an der Mündung liegt die Gustavsburg, von Gustav Adolph von Schweden so genannt, der sie nach der Eroberung von Mainz am 13. Dec. 1631. anlegte. Hier sahe ich am Ufer die berühmten Erdhütten der Franzosen, mühsam aus lauter Erde gebaut, und mit Bequemlichkeiten im Innern versehen, die man nicht darin vermuthen sollte. Eine Schiffbrücke führt hier über den Main. Ich sah die Schutthaufen von Kostheim. O wie ist der freundliche Ort verwüstet! Ich eile hinweg von diesem grausenden Gemälde, und kehre zurück an das Mainufer, wo ich einen armen Schiffer finde, der mich einladet, mich den Main herab wieder in den

Rhein und nach Mainz fahren zu lassen. Ich steige in den Nachen, und schwimme der Mündung des Flusses zu. Der Schiffer erzählt mir seine Geschichte während des schrecklichen Brandes von Kostheim. Er war Vater von sieben kleinen Kindern. Das Dorf brennt, von Haubitzgranaden angezündet, in der Nacht. Alles schreit um Rettung. Nur an seine Kinder denkend, nimmt er zwei auf seine Arme, seine Frau zwei andere; die drei ältern laufen dem Vater und der Mutter nach, und nackend kamen sie in Hochheim an, während rund um sie der Kanonendonner brüllte. Ihr rettetet nichts? fragte ich: — Meine Kinder! sagte der Mann.

Der Kurfürst von Mainz hat den unglücklichen Einwohnern von Kostheim ihre Abgaben auf 10 Jahre erlassen. „Wir könnten sie geben, sagte mein Schiffer, wenn unsere Bäume nicht umgehauen wären. Dann stünde auch Kostheim schon wieder!“ Man hieb hier um Kostheim 2 Millionen tragbarer Obstbäume um. Voll Abscheu und traurend über die Zerstörungswuth meiner Zeitgenossen stieg ich in Mainz ans Land, und drückte dem braven Schiffer die Hand, unter dessen Kittel ein edles Herz schlug! — Hat der Mann nicht eher eine Bürgerkrone verdient, als der Eroberer von Kostheim?

Zweiter Abschnitt.

Inhalt.

Hülfsmittel zur Kenntniß des jetzigen Zustandes der 4 neuen Departements. Sammlung der Verordnungen u. Beschlüsse des General-Regierungs-Commissairs. Eintheilung in Departements. Verwaltung derselben nach der Constitution des 3. Jahres. Neueste Organisation der Verwaltung vom J. 8. Präfecten, Unterpräfecten. Maire's. Tabelle der Präfecturen und Unterpräfecturen in den 4 neuen Departements. Verordnung über das Enregistrement. Patentsteuer. Aufhebung der öffentlichen Posten und des Lehnwesens. Gesetz, daß alle gerichtlichen Akten in französischer Sprache abgefaßt seyn sollen. Verbot verschiedener teutschen Zeitungen. Verbot der kirchlichen Ceremonien außerhalb der Kirchen. Fenster- und Thürentaxe. Grund-, Personal-, Mobiliar- und Luxussteuer. Nichtbefolgung mehrerer Verordnungen. Cocarden. Decaden- und Sonntagsfeier. Gerichtsverordnung. Schiedsrich-

ter. Friedensrichter. Civilgericht. Polizeigericht. Züchtigungsgericht. Anklage-Jury. Peinliches Tribunal. Urtheils-Jury. Commissarien der Regierung. Form der Urtheile der Tribunäle. Revisionsgericht für die 4 neuen Departements. Neues Gesetz vom 27. Vent. 8. J. über die Organisation der Gerichtshöfe. National-Gensd'armerie. Douane. Nachtheil derselben für die 4 Dep. Charakteristik der Zollbedienten. Unannehmlichkeit des Reisens an der Grenze. Nothwendigkeit sich mit dem Zolltarif bekannt zu machen.

Um eine genaue Kenntniß von dem Zustande und der Verfassung der vier neuen Departements des linken Rheinufers, wie diese nach und nach ihre jetzige Form erhielt, zu erlangen, muß man sich mit den Verordnungen bekannt machen, die seit der Eintheilung derselben in Departements von dem Directorium den Regierungscommissairs, den Centralverwaltungen und hernach von dem Consulat, dem General-Regierungscommissair und Präfecten erlassen worden sind. Alle diese Beschlüsse sind in dem „Bülletin der Verordnungen und Beschlüsse, welche von dem Regierungscommissair in den vier Departements des linken Rheinufers verkündet worden sind," (Mainz bei Craß,) enthalten. Von diesem Bülletin sind jetzt etliche 30 Nummern erschienen. Dieselben Verordnungen findet man auch in der „Vollständigen Sammlung der Verordnungen und Beschlüsse des

B. Regierungs-Commissairs und der Centralverwaltungen der vier neuen Departements auf dem linken Rheinufer," welche in der Druckerei des Rochushospitals bei Wirth erschienen ist. Diese Sammlungen sind unentbehrliche Hülfsmittel für den Geschichtschreiber dieser Länder, ihrer Verwaltung und Schicksale von der Zeit ihrer Organisation an, und auch selbst für den unterhaltend genug, der blos Befriedigung seiner Wißbegierde sucht. Sie dienen ferner zu einem Maasstabe des jedesmaligen Geistes der Regierung in Paris und der Stimmung des Departements. Durch die nun decretirte Assimilation dieser Länder mit dem übrigen Frankreich werden nun die Verschiedenheiten in der Verwaltung, welche bisher noch bestanden, nach und nach ganz aufhören, und alle Gesetze, welche für die übrigen Departements in Frankreich erlassen werden, nun nicht noch hier durch eigene Beschlüsse des General-Regierungscommissairs besonders anwendbar gemacht werden dürfen, dessen Stelle dann wahrscheinlich ganz aufhören wird, wenn alles mit Frankreich gleichförmig eingerichtet ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Schicksal dieser Länder endlich einmal unwiderruflich entschieden wäre, und daß, im Fall sie bei Frankreich blieben, wie es den Anschein jetzt hat, ihre Bewohner durch die baldige völlige Vereinigung aus der höchst unangenehmen Ungewisheit gerißen würden, in

der sie das wechselnde Kriegsglück nur gar zu lange gelassen hat. Die Gewißheit über ihr künftiges Schicksal würde vielen von unendlichem Werthe seyn. —

Bis auf den noch nicht geschehenen Verkauf der Nationalgüter, besonders der geistlichen, und die Anordnung der Conscription, sind übrigens die vier neuen Departements mit den französischen in Ansehung der Justizpflege, der Abgaben, der Verwaltung ꝛc. auf gleichem Fuße. Daß man ihre völlige Vereinigung noch nicht erklärt hat, scheint eine diplomatische Behutsamkeit zu seyn, wobei aber dennoch wenig Hoffnung zu ihrer Rückgabe ist.

Ich halte es für zweckmäßig, hier einige der wesentlichsten Verordnungen anzuführen, wodurch diese Länder ihre jetzige politische Verfassung erhielten.

Nach erdulteten unzählichen Uebeln einer militairischen und Revolutions-Regierung, wobei das eroberte Land bald von Generälen, bald von Commissionen und Commissairen aller Art beherrscht worden war, beschloß endlich das Directorium im 6. Jahre (1798.) nach der zweiten Uebergabe von Mainz die eroberten Länder zwischen Maas und Rhein und Rhein und Mosel gleich dem übrigen Frankreich in Departements einzutheilen, und die bisherigen Regierungen gänzlich

aufhören zu lassen. Dieser Departements sollten vier seyn:

1. das Departement der Roer, Hauptort: Aachen;
2. das — — der Saar, Hauptort: Trier;
3. das — — des Rheins und der Mosel, Hauptort: Coblenz;
4. das — — des Donnersbergs, Hauptort: Mainz.

Jedes dieser Departements wurde in Cantons getheilt.

(S. Beschluß des Reg. Commiss. Rudler vom 4. Pluv. 6. J.)

Von demselben Tage datirt sich die Verordnung über die Errichtung der Verwaltungsgewalten. Hierin wurden die Vorschriften der Constitution des 3. Jahrs anwendbar gemacht. In jedem Departement wurde eine Centralverwaltung und in jedem Canton wenigstens eine Municipalverwaltung angesetzt. Jede Departementsverwaltung bestand aus fünf Gliedern. Ihr Geschäftskreis war in folgende fünf Bureau's eingetheilt. 1. Verwaltung der öffentlichen Abgaben; 2. Rechnungswesen; 3. Nationaldomainen; 4. Verwaltungspolizei, und 5. des öffentlichen Unterrichts, der Unterstützung und öffentlichen Arbeiten.

In Ansehung der Municipalverwaltungen wurde folgendes festgesetzt. 1) Jede Gemeinde

von 5000 bis 100000 Seelen hat eine eigene Municipalverwaltung. 2. In jeder Gemeinde, worin sich weniger als 5000 Einwohner befinden, ist ein Municipalagent und ein Adjunkt desselben. 3. Die Vereinigung der Municipalagenten einer jeden Gemeide bildet die Cantonsmunicipalität. 4. Jede Municipalverwaltung soll einen Präsidenten haben, der aus dem ganzen Canton gewählt wird.

Bei jeder Departemental- und Municipalverwaltung ist ein Commissair der Regierung. Dieser wacht und dringt auf die Vollziehung der Gesetze, wohnt allen Berathschlagungen bei, und ohne seine Meinung vernommen zu haben, wird kein Beschluß genommen.

Diese Einrichtung hat in den vier neuen Departements etwas über 2 Jahre gedauert. — Der Klagen über diese Verwaltungen waren unzähliche, durch Misbräuche, Ungerechtigkeiten uud Bedrückungen veranlaßt. Hierzu kam das Ungeheuer Bureaukratie, wie man es mit einem eignen neuen Ausdruck nennt, und die Unwissenheit und der böse Wille vieler Municipalagenten, die ihre im Gesetz deutlich geschriebenen Pflichten nicht kannten, und nicht kennen wollten. Die Abneigung des Volks gegen diese neue Einrichtung, die Aufwieglungen der Gegner derselben, und manche andere Ursachen verhinderten selbst die redlichen

Glieder das Gute zu würken, das sie beabsichtigten.

Mit dem Umsturz der Constitution des 3. Jahres hörten diese Verwaltungen auf. Am 6. Prairial des 8. Jahres erließ der Regierungscommissair B. Shee, zufolge des Beschlusses der Consuln vom 24. Floreal, daß das Gesetz und die Beschlüsse über die neue Verwaltungsordnung vom 28. Pluv. 8. in den vier neuen Dep. verkündigt werden sollten, folgende Bekanntmachungen:

Auszug aus dem Gesetze, betreffend die Eintheilung des Gebiets der Republik und die Verwaltung vom 28. Pluv 8. J.

Im Namen des franz. Volks, Bonaparte, erster Consul, ruft aus als Gesetz der Republik folgendes Decret, erlassen von dem gesetzgebenden Corps den 28. Pluv. J. 8. dem am 18. nämlichen Monats von der Regierung erlassenen Vorschlage gemäß, als welcher dem Tribunal mitgetheilt worden.

§. 1.

Eintheilung des Gebiets.

1. Das europäische Gebiet der Republik soll in Departements und Gemeindebezirke abgetheilt werden.

§. 2.

Departemental-Verwaltung.

Es sollen in jedem Departement ein **Präfekt**, ein **Präfekturrath** und ein **allgemeiner Departementsrath** seyn, als welchen die Verrichtungen zustehen sollen, die bis jetzt von den Verwaltungen und Commissarien der Departements ausgeübt worden.

(**Der Präfektur-Rath soll bestehen:**

im Roerdepartement aus 5 Gliedern;
im Dep. vom Donnersberg aus 4 Gliedern;
im Dep. der Saar aus 3 Gliedern;
im Dep. vom Rhein und von der Mosel aus 3 Gliedern.)

Der allgemeine Rath soll bestehen:

im Roerdepartement aus 24 Gliedern;
im Dep. von Donnersberg aus 20 Gliedern;
im Dep. der Saar aus 16 Gliedern;
im Dep. des Rheins und der Mosel aus 16 Gliedern.

Der Präfekt soll allein die Verwaltung zu führen haben.

Der Präfekturrath soll erkennen: über die Gesuche von Privatpersonen, welche Ent-

ladung oder Verringerung ihres Antheils an den direkten Steuern begehren, über die Streitigkeiten zwischen den Unternehmern öffentlichen Arbeiten und der Verwaltung in Ansehung des Sinnes oder der Vollstreckung der Bedingnisse ihrer Contrakte; über die Reclamationen der Privatpersonen, die sich über Unrecht und Schaden beklagen; an welcher persönlich die Unternehmer schuld sind, uud nicht die Verwaltung; über die Gesuche der Streitigkeiten in Betreff der Schadloshaltungen, die man den Privatleuten, wegen für die Verfertigung der Straßen, Canäle, und anderer öffentlichen Arbeiten abgenommener und aufgegrabener Grundstücke schuldig ist; über die Schwierigkeiten, die sich in Sachen des Landstraßenwesens erheben; über die von den Gemeinheiten der Städte, Flecken und Dörfer eingereichten Gesuche 2c.

5) Wenn der Präfekt dem Präfekturrath beiwohnt, soll er den Vorsitz haben; sind die Stimmen getheilt, so giebt er den Ausschlag.

6) Der allgemeine Departementsrath soll sich jedes Jahr versammeln; der Zeitpunkt seiner Zusammenkunft wird von der Regierung bestimmt; seine Sitzung darf nicht über 15 Tage dauern. — Er hat eines seiner Mitglieder zum Präsidenten, ein anderes zum Secretaire zu ernennen;

Er soll die Vertheilung der direkten Steuern auf die Gemeindebezirke des Departements vornehmen;

Er soll über die Gesuche um Verminderung sprechen, welche von den Bezirksräthen, Städten, Flecken und Dörfern eingereicht werden;

Er soll in den durch das Gesetz bestimmten Grenzen die Zahl der Zusatz-Centimen (Centimes additionels) bestimmen, deren Auflage für die Departements-Ausgaben verlangt wird;

Er soll die jährliche Rechnung anhören, welche der Präfekt von der Verwendung dieser Zusatzcentimen, die für seine Ausgaben zuerkannt worden, abzulegen hat;

Er soll seine Meinung über den Zustand und die Bedürfnisse des Departements zu erkennen geben, und dieselben dem General-Regierungscommissair in den 4 Departements übersenden;

7) Ein General-Präfektur-Secretair soll die Papiere in Verwahrung haben, und die Ausfertigung unterzeichnen.

§. 2.

Gemeinde-Verwaltung.

8) In jedem Gemeindebezirk soll ein Unterpräfekt und ein Bezirksrath von 11 Mitgliedern seyn.

9) Der Unterpräfekt soll die Verrichtungen haben, welche jetzt von den Municipalverwaltungen und den Cantons-Commissarien versehen werden, mit Ausnahme derjenigen, welche weiter unter dem Bezirksrathe und den Municipalitäten übertragen sind.

10) Der Bezirksrath soll sich jedes Jahr versammeln; die Epoche seiner Zusammenkunft soll von der Regierung bestimmt werden; die Dauer seiner Sitzungen soll nicht über 14 Tage seyn.

Er soll eines seiner Glieder zum Präsidenten und ein anderes zum Sekretär ernennen;

Er soll die direkten Abgaben unter die Städte, Flecken und Dörfer des Bezirks vertheilen;

Er soll sein begründetes Gutachten über die Entladungsbegehren der Städte, Flecken und Dörfer geben;

Er soll die jährliche Rechnung anhören, welche der Unterpräfekt über die Verwendung der zu den Ausgaben des Bezirks bestimmten Zusatz-Centimen ablegen muß;

Er soll seine Meinung über den Zustand und die Bedürfnisse des Bezirks äüßern, und dieselbe dem Präfekt zuschicken.

11) In den Gemeindebezirken, wo der Hauptort des Departements gelegen ist, soll kein Unterpräfekt seyn.

§. 3.

Municipalitäten.

12) In den Städten, Flecken und Dörfern, für welche jetzt ein Municipal-Agent und Adjunkt sich befindet, und deren Bevölkerung nicht über 2500 Seelen geht, soll ein Maire und ein Adjunkt seyn; in den Städten oder Flecken von 2500 bis 5000 Einwohnern ein Maire, 2 Adjunkten und ein Polizei-Commissair; in den Städten, deren Bevölkerung über 10000 Einwohner geht, soll außer dem Maire, den zwei Adjunkten und dem Polizeicommissär, noch ein Adjunkt für jede Mehrheit von 2000 Einwohnern und ein Commissair für jede Mehrheit von 10,000 seyn.

13) Die Maire's und Adjunkten sollen die Verwaltungsamtsverrichtungen versehen, welche bis jetzt von dem Municipalagenten und Adjunkt versehen wurden; in Rücksicht auf die Polizei und den Civilstand sollen sie die Verrichtungen haben, welche jetzt von den Cantons-Municipal-Verwaltungen, den Municipalagenten und Adjunkten versehen worden sind.

(14) Betrifft die Städte von 100000 Einwohnern, deren auf dem linken Rheinufer keine sind.)

15) Es soll ein Municipalrath in jeder Gemeine seyn, für welchen jetzt ein Municipalagent und ein Adjunkt da ist. Die Anzahl seiner Mitglieder soll 10 seyn, in den Orten, deren Bevölkerung nicht über 2500 Einwohner geht; 20 in denen, wo sie nicht über 5000 geht; 30 in denen, wo die Bevölkerung stärker ist.

Dieser Rath soll sich jedes Jahr den 15 Pluviose versammeln, und 14 Tage versammelt bleiben;

Er soll außerordentlich auf Befehl des Präfekts zusammenberufen werden können;

Er soll die Rechnungen über die Municipal-Einnahmen und Ausgaben anhören, wel-

che der Maire dem Unterpräfekt, der sie definitiv abzuschließen hat, ablegen muß;

Er soll die Vertheilung des gemeinschaftlichen Brennholzes, der Weide, Erndte und Früchte anordnen;

Er soll die Vertheilung der Arbeiten anordnen, welche zur Unterhaltnng und zu der Ausbesserung des Eigenthums nöthig sind, das den Einwohnern gehört;

Er soll über die besondern und Lokalbedürfnisse der Municipalität berathschlagen; ferner über die Anlehen, Octrois oder Abgaben an Zusatz-Centimen, welche nöthig seyn könnten, um diese Bedürfnisse zu bestreiten, über die Prozesse, welche dienlich anzufangen, oder für die Ausübung und Erhaltung gemeinsamer Rechte fortzusetzen wären.

16. u. 17) Betrift nur Paris.

§. 4.

Von den Ernennungen.

18) Der erste Consul soll die Präfekten, die Präfektur-Räthe, die Mitglieder der allgemeinen Departements-Räthe, die General-Präfektur-Sekretaire, die Unterpräfekten, die Mit-

glieder der Bezirksräthe, die Maire's und Adjunkten der Städte von mehr als 5000 Einwohnern, die Haupt-Polizei-Commissaire und Polizei-Präfekten in den Städten, wo solche werden eingesetzt werden, zu ernennen haben.

19) Die Mitglieder der allgemeinen Departementsräthe, und diejenigen der Gemeindebezirksräthe sollen für 3 Jahre ernannt werden; sie können auf länger hin beibehalten werden.

20) Die Präfekten sollen die Mitglieder der Municipalräthe ernennen, und sie von ihren Amtsverrichtungen suspendiren können; sie sollen die Maire's und Adjunkten in den Städten, deren Bevölkerung unter 5000 Einwohner ist, ernennen und suspendiren können; die Mitglieder der Municipalräthe werden auf 3 Jahre ernannt, und sollen in ihrem Amte auch länger zu bleiben bestimmt werden können.

Dieser Beschluß der Consuln über die in den französischen Departements einzuführende Verwaltung wurde nun durch ein eigenes oben gedachtes Arretée derselben unterm 24. Floreal 8. J. auch auf die vier neuen Departements angewendet. Diesem letztern zufolge sollen:

1. Die Departements der Saar, der Roer, des Rheins und der Mosel und des Donners-

berges in Gemeindebezirke eingetheilt werden; diese Bezirke sollen das unter die Gerichtsbarkeit der Zuchtpolizeitribunäle gehörige Gebiet begreifen.

2. Die Gemeinden, in denen die Centralverwaltungen ihren Sitz haben, sollen Departements-Hauptorte bleiben; die Orte, wo die Zuchtpolizei-Gerichte ihre Sitzungen halten, sollen Hauptorte der Gemeindebezirke seyn.

Die vier obgenannten Departements sollen dem Gesetze vom 28. Pluviose gemäß verwaltet werden, unter der Gewalt eines General-Regierungs-Commissairs, welcher mit dem Justizminister correspondirt.

Diesen Beschlüssen zufolge sind nun in den vier neuen Departements die angegebenen Verwaltungsformen eingeführt worden. Folgendes ist das Verzeichniß der in den vier Departements befindlichen Präfekturen und Unterpräfekturen:

Präfekturen und Unterpräfekturen.

Namen der Departements.	Hauptort der Präfekturen.	Num. der Gemeinde-Bezirke.	Hauptorte der Unterpräfekturen.	Unterpräfekten in jedem Departement.
Roer.	Aachen	1. 2. 3. 4.	Aachen. Cölln. Creveld. Cleve.	4.
Donnersberg.	Mainz	1. 2. 3. 4.	Mainz. Speyer. Kaiserslautern. Zweibrükken.	4.
Saar.	Trier	1. 2. 3. 4.	Trier. Prümm. Saarbrükken. Birkenfeld.	4.
Rhein u. Mosel.	Coblenz.	1. 2. 3.	Coblenz. Bonn. Simmern.	3.

Verwaltungs = Verfassung des fränkischen Freistaats und der vier neuen Departements:

Wie sie war nach der Constitution vom Jahre 3.	Wie sie jetzt ist nach der Constitution vom Jahre 8.
Vollziehendes Direktorium.	Consulat.
Rath der Alten.	Erhaltungs-Senat.
Rath der Fünfhundert.	Tribunat.
Central-Verwaltungen in jedem Departement.	Staatsrath.
Municipal-Verwaltungen in jedem Canton.	Gesetzgebendes Corps.
Commissaire des vollziehenden Direktoriums bei den Central- und Municipal-Verwaltungen.	Präfekte in jedem Departement.
	Unterpräfekte in den Gemeindebezirken.
	Maire's in den Gemeinden.
	Departemental-Municipal- und Präfektur-Räthe.

Durch folgende Beschlüsse und Verordnungen sind die vier neuen Departements nach und nach auf gleichen oder ähnlichen Fuß mit den übrigen in Frankreich in Rücksicht der Abgaben, der Justizpflege rc. gekommen.

Eine Verordnung des Regierungs-Commissaire Rudler vom 11. Nivose 6. J. unterwirft alle Schriften und Akten der Einregistrirung, und bestimmt den Tarif, welcher die Klassen dieser Akten nach dem verschiedenen Anschlage der davon zu entrichtenden Gebühren enthält.

Diese Verordnung ist eine der wichtigsten in Rücksicht ihrer Folgen, und wird für eine der drückendsten in diesen Ländern gehalten, um so mehr, da sie vorher ganz unbekannt war. Alle Akten, gerichtliche und außergerichtliche, Quittungen, Käufe, Cessionen, Contrakte, Vollmachten, Protokolle, Testamente, Erbschaften, gerichtliche Ausfertigungen, Frachtbriefe, Abschriften, Zeugnisse, Abschiede, Urtheile, Vormundschaften, Appellationen, kurz alles, ist diesem Enregistrement unterworfen und ohne dasselbe vor Gericht ungültig. Die Gebühren von allen diesen Handlungen sind in einem weitläuftigen Tarif enthalten, und steigen von 10 Centimen, (2 Sols) bis 5 Franken von 100, und der festgesetzten Gebühr von 25 Centimen (5 Sols) bis 24 Franken. Die-

se Abgaben tragen besonders dazu bei, die Prozeßkosten theurer zu machen, als sie je hier waren, und mancher läßt bei dem vollkommensten Recht einen Prozeß liegen, für den er die Kosten nicht aufzubringen vermag. Am empfindlichsten sind die Abgaben an das Einregistrirungsbureau bei Erbschaften, selbst bei denen von den Eltern auf die Kinder. Man will berechnet haben, daß, wenn in einer Familie mehrere Todesfälle bald aufeinander folgten, die ursprüngliche Erbschaftsmasse in kurzem der Republik für Gebühren anheim falle. Sie erhält von ieder Erbschaft, selbst wo Kinder ihre Aeltern beerben, 4 Procent.

Diese Kosten werden noch mehr erhöht durch die ebenfalls am 11. Niv. 6. J. gegebene Verordnung, welche alle oben angegebene Akten dem Stempel (droit de timbre) unterwirft. Ausserdem sind noch darunter begriffen, alle Anschlagszettel, Bekanntmachungen und Zeitungsblätter. Nichts von dieser Art darf anders, als auf Stempelpapier gedruckt und geschrieben seyn. Es ist sogar verordnet, wie viel Zeilen auf jede Seite geschrieben seyn sollen. Dieses Stempelpapier wird von der Einregistrirungsverwaltung geliefert, und ist in seinem Preise nach der Natur der darauf zuschreibenden Akte verschieden. Auf jedem dieser Stempelbogen steht der Preis der Gebühr und die Unterschrift: Republique Française.

Diejenigen, welche anderes Papier, als das der Regierung brauchen wollen, können es stempeln lassen, ehe sie sich desselben bedienen, z. B. Zeitungsdrukker. Die Verordnung giebt ferner die Größe des Papiers an und bestimmt, daß gerichtliche Ausfertigungen, ohne Abkürznng der Worte geschrieben werden, auch daß nicht der Stempel mit Schreiberei bedeckt werde. Indessen sucht man doch auf alle Art dies theure Papier zu sparen, und daher sieht man zum großen Contrast mit dem weitläuftigen Geschreibe der teutschen Gerichtshöfe hier alle Citationen und schriftliche Anschläge so eng als möglich geschrieben. Die Tagblätter, (Journale, Zeitungen) und Anschlagzettel aller Art, außer die der constituirten Autoritäten, sind einem bestimmten Stempel unterworfen. Ein gewöhnliches Zeitungsblatt von einem halben Bogen wird mit dem Stempel von 3 Centimen (ohngefähr 1 Kreuzer) versehen. Hiervon sind die periodischen Schriften ausgenommen, die nur einmal monatlich erscheinen, und wenigstens 2 Bogen stark sind. In den Gasthöfen müssen die Verzeichnisse der Fremden ebenfalls in Bücher eingetragen werden, von denen jedes Blatt mit einem Stempel von 5 Centimen (1 Sol) versehen ist. Der Fremde, der hier nach dem Gesetz seinen Namen, Stand nnd Wohnort einzuschreiben hat, wird daher zuweilen vom Wirthe ersucht, nicht zu große Buchstaben zu machen, eine Oekonomie, die bei diesem kostbaren Papier wohl nö-

thig ist. Diejenigen Bekanntmachungen, welche kleiner, als ein Quartblatt sind, sind vom Stempel befreit, daher die Schauspielankündigungen gewöhnlich in Octav ausgegeben werden. Alle Anschlagszettel an den öffentlichen Plätzen von Privatpersonen müssen auf farbiges Papier gedruckt seyn. Nur die der constituirten Autoritäten sind auf weissem Papier.

Ein anderes Gesetz von eben diesem Tage belegt jeden Bürger, der die Erlaubniß haben will, irgend ein Gewerbe zu treiben, mit einer jährlichen Abgabe, die unter dem Namen des Patentgeldes eingefodert wird. Jeder Bürger und jede Bürgerin müssen zufolge dieses im Bureau die Einregistrirung ihrer Erklärung abgeben, welches Geschäft sie treiben wollen, und davon die Gebühr bezahlen, worauf nach erhaltener Quittung darüber die Municipalverwaltung das Patent ausfertigt, welches alles auf Stempelpapier geschrieben seyn muß. Es kann jemand Gewerbe von verschiedener Art treiben, ohne gehalten zu seyn, für jedes ein besonderes Patent zu zahlen, aber er muß sich mit demjenigen Patent versehen, welches sich auf den Theil seines Gewerbes beziehet, worauf die stärkste Patentgebühr haftet. Um zu verhindern, daß sich jemand diesem Gesetz entziehe, ist verordnet, daß niemand wegen seines Handels und Gewerbes Klagen oder Gegenklagen vor Gericht anbringen, oder einen auf

das Gewerbe sich beziehenden Akt aufsetzen kann, wenn er sich nicht vorher wegen der Patentlösung gerechtfertiget hat. Außerdem ist derjenige, welcher unterläßt, ein Patent für sein Gewerbe zu nehmen, in eine Geldbuße vom 10ten Theil der Gebühr für jede zehntägige nach Verlauf der durch das Gesetz festgesetzte Frist verurtheilt. Von dem Patentgelde sind nur die Bauern und Ackerleute, die Taglöhner und jede Person, die für anderer Rechnung arbeitet, und die Kaper zur See, ausgenommen. Jeder, der an verschiedenen Orten Gewerbe treibt, muß auch an einem jeden die Gebühr dafür bezahlen. Diese werden in fixe und proportionelle eingetheilt. Die fixe Gebühr wird nach der vorgeschriebenen Taxe bezahlt. Die proportionelle besteht im zehnten Theil der Miethe der Wohnhäuser, Magazine, Hüttenwerke, Werkstätten und Läden u. s. w.

Der Tarif der Patentgebühren ist übrigens auch zum Theil in Rücksicht der Bevölkerung der Gemeinden festgesetzt, zum Theil auch ohne Rücksicht auf dieselbe. Man geht dabei von dem Grundsatze aus, daß das Gewerbe eines Bürgers desto einträglicher sey, je größer und volkreicher sein Wohnort ist. Indessen ändern sich diese Gebühren jährlich nach Verhältnis der Bedürfnisse des Staats ab. Die dem Patent unterworfenen Bürger sind in dem Tarif in acht Klassen getheilt, welche zufolge

der Seelenzahl der Gemeinen, welche sie bewohnen, wieder in mehrere abgetheilt sind.

So zweckmäßig dieses Gesetz ist, indem es allen Zunftzwang aufhebt, und der Industrie freies Spiel läßt, jedes Gewerbe zu treiben, von welchem sich der Bürger Gewinn verspricht, so hart ist doch diese Abgabe für manche geringere Ernährungszweige, die offenbar zu hoch angesetzt sind. So bezahlt z. B. eine Höckin, die mit Obst, Brod und andern Kleinigkeiten auf der Straße handelt, jährlich 25 bis 30 Liv., ein Lehnkutscher 100 bis 200 Liv. ꝛc. — Diese Freiheit, jedes Gewerbe zu treiben, hat besonders in allen Städten auf dem linken Rheinufer eine unglaubliche Menge neuer Wirthshäuser, Caffeehäuser und Restaurateurs zur Entstehung gebracht. In Mainz ist dieß besonders der Fall. Um sich unter der Menge auszuzeichnen, haben besonders die, welche Franzosen gehören, ungeheure Schilder und große Felder mit Inschriften von sehr einladendem Inhalt, mit grellen, auffallenden Farben gemahlt. Die Unmöglichkeit ihrer Subsistenz wird übrigens diese Menge wohl wieder auf die nöthige Anzahl einschränken. — Eine spätere Verordnung vom 24. Brumaire 7. enthält einige Modifikationen dieses Gesetzes.

Eine Verordnung vom 26 Ventose 6. J. befiehlt, daß alle Postwägen, Landkutschen,

Marktschiffe und andere öffentliche Fahrzeuge, die den ehemaligen Oberherren der eroberten Länder gehören, den ersten Floreal desselben Jahres aufhören sollen zu fahren. Dagegen ist nun jedem Bürger erlaubt, öffentliche Fuhrwerke zu Wasser und zu Lande nach geschehener Erklärung darüber beim Einregistrirungsbureau zu unternehmen, und ein Patent darüber zu lösen, daß nach Anzahl der Gattung des Fuhrwerks und der Preise der Plätze verschieden ist. Noch haftet darauf das droit de dixième, oder die Abgabe des zehnten Theils der Einnahme für die Plätze, oder jeder zehnte Platz. Dieser zehnte Theil soll jede Decade nach Abzug des vierten Theils, den das Gesetz zur Schadloshaltung für die etwa leerbleibenden Plätze bestimmt, an den Einnehmer der Einregistrirungsgebühr abgetragen werden.

Ein Beschluß vom 6. Germinal 6. verordnet die Abschaffung aller lehensherrlichen Rechte in den 4 Departements.

Ein anderer vom 10. Germ. 6. J. befiehlt, daß alle öffentliche Akten der Verwaltungen und Gerichte in französischer Sprache abgefaßt seyn sollen. Dies Gesetz giebt zu unendlich viel Weitläuftigkeiten, Mißverständnissen und Unordnungen Anlaß, da bei der mangelhaften Kenntniß dieser Sprache dies-

Schriften nicht mit der Genauigkeit abgefaßt seyn können, die bei gerichtlichen Akten nothwendig ist. Der Bauer, der von einem Tribunale ein Urtheil erhält, hört dies französisch vorlesen, und fragt nun: ob er gewonnen oder verspielt habe? Will er sich genau davon unterrichten, so muß er noch die Kosten der Uebersetzung daran wenden. Diese Verordnung ist übrigens ein Pendant zu der des sonst so braven Kaiser Josephs II., der auch allen seinen Unterthanen befahl, teutsch zu lernen, und alle gerichtliche Verhandlungen in teutscher Sprache abgefaßt wissen wollte. Dies war bei seinen Croaten, Panduren, Siebenbürgen, Walachen und Illyrien wohl ein fast noch härteres Verlangen, als bei den rheinischen Bauern, die nun seit acht Jahren eine ziemliche Anzahl sehr theurer französischer Sprachlehrer um sich gesehen haben, welche in allen gallischen Mundarten parliren.

Durch einen Beschluß vom 12. Germinal 6. Jahrs werden mehrere ausländische Zeitungen auf dem linken Rheinufer zu lesen, und von den Postämtern auszutheilen verboten. Sie sind namentlich: das französische Journal de Francfort, die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung, das Staats-Ristretto, die politischen Gespräche im Reiche der Todten, oder der sogenannte Neuwieder, der hamburger Correspondent und die Eudämonia. Die in dem

Beschluß angegebenen Gründe dieses Verbots sind: „daß in ihnen der Geist der Zwietracht sein Gift ausspeie; daß man in ihnen durch Schreckenbilder die furchtsamen und schwachen Gemüther beunruhige, durch gallsüchtige Abhandlungen diejenigen muthlos zu machen suche, welche sich für die Sache der Freiheit erklärt haben, und auf jeder Seite sich Lästerungen gegen die Vernunft und die unverjährbare Rechte des Menschen erlaube ꝛc. So wahr manche dieser Vorwürfe in unsern partheisüchtigen Zeiten seyn mögen, die indessen die Hamburger Zeitung und die Frankfurter nicht treffen, so wenig kann man doch eine Maasregel billigen, die zu willkührlich für einen Freistaat ist, und das ebenfalls unverjährbare Recht jedes Menschen beschränkt, zu lesen, was ihm beliebt, und die Republik in dieser Hinsicht mit einigen bekannten despotischen Ländern, wo man strenge Befehle gegen mehrere politische Blätter gab, in eine Klasse setzt.

Indessen scheint man auch auf dieses Gesetz nicht mehr so streng, wie ehemals zu wachen. Es giebt Leute genug, besonders in den am Rheine liegenden Orten, welche die verbotenen Zeitungen ohne große Mühe vom teutschen Ufer erhalten. Indessen findet man doch in keinem öffentlichen Hause eine in Teutschland gedruckte Zeitung, ausser in Mainz und der Gegend, das teutsche Frankfurter Journal,

dessen Lesung in dem gedachten Beschluß nicht, wie der übrigen Zeitungen namentlich verboten war. Da man die Gesetze nur buchstäblich anwenden kann, so hat diese Zeitung dieser Auslassung aus dem Gesetz ihre Fortdauer auf dem linken Rheinufer zu danken, eine Erlaubniß, die aber bei ihrem etwas magern Gehalt, wenig benutzt wird.

Unterm 8. Prairial 6. J. werden alle Arten kirchlicher Ceremonien, Wallfahrten, Prozessionen rc. ausserhalb des zu ihrer Ausübung erwählten Gebäudes verboten. Es wäre zu wünschen, daß man von Seiten der Polizei mit mehrerer Strenge auf die Beobachtung dieses Gesetzes hielt, als es wirklich geschieht. Besonders im Köllnischen und Trierischen sieht man häufig noch ganze Schaaren einfältiger Männer und Weiber mit Rosenkränzen und unbedeckten Köpfen nach irgend einem Wallfahrtsorte ziehen, um da zu fressen, zu saufen zu h—. und mitunter mechanisch zu beten. Zwar findet man, weil es verboten ist, keine Pfaffen und große Crucifixe mehr an ihrer Spitze, wie ehemals, auch erschallt jenes abscheuliche Gebrüll unsinniger Lieder nicht mehr, aber bei der mindesten Nachlassung der sehr nöthigen Aufsicht auf diese fanatischen und schädlichen Gebräuche wird alles wieder nach und nach

auf den alten Fuß kommen. Es ist unglaublich, wie sehr diese Menschen noch an jenen vermeinten religiösen Abentheuern hangen. So sah ich noch im vorigen Sommer mehrere tausend Männer, Weiber und Kinder durch Frankfurt nach Wallthürn in Franken ziehen, um an diesem berühmten Mirakelorte Ablaß für ihre Sünden 70 bis 80 Stunden weit von ihrer Heimath zu holen. Sie waren meistens aus dem Köllnischen, Lüttichschen und Bergischen. An ihrer Spitze befanden sich schmutzige Kapuziner und Franziskaner. Diese Armee passirte ungehindert durch die damals noch an der Nidda stehenden kaiserlichen Vorposten, während für alle übrige Reisende die größte Strenge herrschte. — Die Gensd'armes in der Republik haben den Befehl, die Wallfahrer zu arretiren, was indessen jetzt selten mehr geschieht, und wider das Gesetz seyn würde, wenn sie nicht singen und keinen Geistlichen im kirchlichen Ornat dabei antreffen. Durch Weglassung dieser entgehen sie den Verfolgungen, da man keiner Gesellschaft verwehren kann, an einem beliebigen Orte ihren Cultus auszuüben.

Ein Gesetz vom 25. Frimaire setzt die Einführung einer Fenster- und Thürentaxe fest. Diese Steuer ist nach Verhältniß der Bevölkerung verschieden:

Die Hausthüren und Fenster in der Gemeinde unter 5000 Seelen bezahlen für jedes derselben 20 Centimen. (4 Sols).

In Gemeinden von

		5	bis	10000 Seelen,		25	Centimen.
—	—	10	—	25000 Seelen,		30	—
—	—	25	—	50000	—	40	—
—	—	50	—	100000	—	50	—
—	—	100000 und mehr			—	60	—.

Die Kutschenthore, und die Thüren der Magazine der Kaufleute ins Große, der Commissionäre und Mäckler bezahlen doppelte Steuer. In den Gemeinden von mehr als 10000 Seelen sollen die Fenster des 3. 4. und 5. Stocks und höher nur 25 Centimen bezahlen.

Durch einen Beschluß vom 20. Vend. des 7. J. werden die in Frankreich vom gesetzgebenden Corps erlassenen Gesetze im Betreff der unmittelbaren Steuern auch auf die 4 neuen Departements ausgedehnt, und ihre Anwendung bestimmt. Diese Steuern sind die Grund- Personal- Mobiliar- und Aufwandssteuer. Die Grundsteuer wird jährlich in Frankreich von dem gesetzgebenden Corps und in den vier neuen Departements der Betrag für dieselben von der Regierung festgesetzt, und von den Centralverwaltungen (jetzt den Präfekten) auf die Cantons ertheilt. Die übrigen gedachten Steuern werden in jedem

Canton von einer dazu ernannten Billigkeits-jury bestimmt. Jeder Bürger muß sich zu dem Ende in Gegenwart des Municipalagenten erklären: 1) über die Lage und den jährlichen Werth seiner Wohnung; 2) über seinen Stand oder seine Profession, den Belauf seines Gehalts, wenn er in öffentlichen Diensten ist, den Preis seiner Pachtung, wenn er ein Pachter ist, und den Preis des Patents, das er bezahlt hat, wenn das Gesetz ihn dazu verpflichtet. 3) Ueber die Anzahl der Manns- und Frauenspersonen, die in seinem Dienste stehen; 4) über die Anzahl der Luxuspferde, Maulesel und Wägen, die er besitzt; 5) endlich, ob er ehelos, verheiratet oder ein Wittwer ist, und die Anzahl der Kinder, nebst ihrem Alter, wenn er deren hätte. Die Taxen eines jeden werden nun nach der absoluten Mehrheit der Stimmen der Geschwornen bestimmt, welche drei Gattungen von Steuerantheilen unterscheiden sollen. 1) Den Personalantheil; 2) den Mobiliarantheil und 3) die Luxussteuer. — Der Personalantheil ist allen Einwohnern gemein, außer den dürftigen, welche in die Klasse der Unsteuerbaren gesetzt sind. — Er soll nicht weniger, als 30 Sols jährlich, und nicht mehr, als 120 Liv. betragen dürfen. Der Mobiliartheil soll nur auf die öffentlichen und besondern Salinen, auf die Erzeugnisse des Kunstfleißes, der Bodennutzung, des Handels und der Möbel, Fonds

und überhaupt auf alle die Einkünfte, die der Grundsteuer nicht unterworfen sind, gelegt werden. Dieser Antheil soll also regulirt werden, daß er nicht weniger, als das Doppelte des Personalantheils beträgt, so daß ein Steuerbarer, der nach Verhältniß seines Vermögens einer persönlichen Taxe von 10 Liv. unterworfen ist, nach diesen nämlichen Vermögensumständen zu nicht weniger als 20 Liv. Möbelsteuer angesetzt werden darf. — Die Luxussteuer soll ebenfalls allen Einwohner gemein seyn, in Verhältniß der Anzahl ihrer Dienstleute und der Pferde und Wagen, die zum Vergnügen dienen. Die Steuerbaren, welche Leute im Dienste haben, sollen als Zusatz zu ihrem Personalantheil bezahlen: für eine Mannsperson 3 Franken, für die zweite 12 Franken, und für jeden übrigen 24 Franken; für eine einzige Weibsperson einen Franken und 50 Centimen, für die zweite 3 Fr. und für jede andere 6 Franken. Die Taxe soll auf die Hälfte herunter gesetzt werden, in den Gemeinden von 5000 Seelen und darunter. Von obiger Taxe sind ausgenommen die Lehr- und Handwerkspursche, die bezahlten Leute, die einzig und allein zum Anbau, zum Pflug oder zum Viehhüten gebraucht werden, und diejenigen, welche älter als 60 Jahre sind. Ferner sollen als Zusatz zu ihrem Antheil in den Gemeinden über 50000 Seelen, die Steuerbaren, welche Luxuspferde und Wa-

gen halten, bezahlen: für jedes Pferd zum Reiten 6 Franken; für ein Pferd, das gewöhnlich an der Kutsche oder am Cabriolet geht, 24 Fr.; für das zweite 48 Fr., und so stufenweise für die übrigen, indem man für jedes Pferd um 24 Fr. die Taxe erhöht. Für jedes Cabriolet mit 2 Rädern 50 Fr.; für jede Kutsche mit 4 Rädern 120 Fr. Die Taxen sind in den Gemeinden von 5000 Seelen und darunter bis auf 10000, nur halb so stark. In denen von 10000 Seelen und darunter soll nur das Quart bezogen werden.

Um die Kosten der Verwaltung jedes Departements zu bestreiten, hat man nun noch auf jeden Frank, der zu zahlenden Steuer ein Aufgeld eingeführt, unter dem Namen der Zusatzcentimen. (Centimes additionels). Der Betrag derselben wird von dem Regierungscommissair bestimmt.

In Ansehung dieser Steuern herrscht übrigens eine Verwirrung, von welcher man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Die Steuerregister sind in einer solchen Unordnung, daß es ihren Verwaltern fast selbst unmöglich ist, sich aus diesem Chaos herauszufinden. Ein vorzüglicher Grund dieser Verwirrung liegt darin, daß bei der Organisation der vier neuen Departements auf französischen Fuß fast jede Gemeinde ihre Einwohnerzahl so wie die Anzahl

ihrer Grundstücke zu gering angab, um dadurch von sich, wie sie hoffte, einen Theil der Steuern abzuwälzen, und sie ihren Cantonsnachbarn aufzubürden. Diese machten es zum Theil eben so, und daher entstand eine höchst unrichtige Angabe der Menschen= Häuser= und Ackerzahl, auf die nun die Contributionen vertheilt werden sollten. Wenn indessen auch die Summe der von der Verwaltung einem Canton oder einer Gemeinde aufgelegten Lasten dadurch geringer ward, so gewannen doch selten die Einwohner dabei, indem die Agenten, die von den nicht angegebenen Grundstücken zu bezahlenden Summen dennoch von ihren Besitzern einforderten, welche sie in ihren Beutel steckten, da sie nur die Abgabe von der der Centralverwaltung bekannten Anzahl der Grundstücke rc. in die Kasse einzuliefern hatten. Es fehlt also das erste wesentliche Erforderniß einer richtigen Steuerrolle, nämlich an Catastern jeder Gemeinde und an einer allgemeinen Tabelle, in welcher alle Gemeinden jedes Departements verzeichnet, und in ein richtiges Verhältniß zu einander gebracht wären. Nirgends findet man diesen allgemeinen Maasstab, mit dem ein jeder gemessen zu werden verlangen kann. Zu diesen Mängeln kömmt nun noch die Buntscheckigkeit der vorherigen Verfassungen, der ewige Wechsel der obern öffentlichen Beamten, ihre Unbekanntschaft mit den Localverhältnissen, Mangel an gutem Willen bei den Administrirten und Abneigung gegen

die neue Ordnung der Dinge. Auch bei dem besten Willen und den angestrengtesten Bemühungen war es oft den neuen Verwaltungen unmöglich, jene Gerechtigkeit in der Contributionsvertheilung auszuüben, welche in der Theorie vorausgesetzt wird. Oft aber waren auch die Obrigkeiten selbst bemüht, die Unordnung zu unterhalten, und drückten aus Gewinnsucht ihre Mitbürger. So erließ die Municipalität zu — eine Proklamation an die Einwohner dieser Stadt, worin befohlen wird, den Werth der Häuser aufs genaueste anzugeben, um darnach die Steuer zu reguliren. Im Fall der zu geringen Angabe solle das Haus für confiscirt erklärt werden. Die Bürger, um ihr Eigenthum zu erhalten, gaben es lieber zu hoch an, und so erhielt der Steuerdirektor in Paris eine Angabe von dem Häuserwerth in —, worüber er sich sehr wunderte, und geneigt wurde zu glauben, daß dieser Ort sich in dem höchsten Flor befinde. Aber bald deckten einige muthige Bürger die Sache auf. Man entwarf nun eine Petition an den Generalcommissair, stellte darin die Ursachen vor; welche die Bürger bewogen hätten, ihre Häuser so hoch anzugeben, und setzte das Betragen der Municipalität in ein helles Licht. Um das vorgeschriebene Steuerquantum des Orts herauszubringen, hatten sie die Bürger eigenmächtig auf obige Art aufgefodert, während alle von den Emigrirten verlassene Häuser, welche von der Municipalität verpachtet waren,

und wofür sie den Zins erhielte, unbesteuert blieben. Diese Bittschrift, auf welche man schleunige Antwort erwartete; blieb aber ohne Resolution, bis man endlich erfuhr, daß sie auf dem Gemeindehause versteckt geblieben, und gar nicht übergeben worden war. So erzählte mir ein Bürger.

Mehrere andere ehemals vom Direktorium erlassene und mit großer Strenge gehandhabte Verordnungen, werden jetzt auf dem linken Rheinufer nur wenig mehr beobachtet, andere schlafen unvermerkt ein. So war noch vor etwa einem Jahre das Nichttragen der National-Cocarde am Hute ein Vergehen, das oft mit Gefängniß bestraft wurde, eine Strafe, die oft selbst Frauenzimmer erlitten, wenn sie dies Zeichen der Freiheit nicht trugen, aber jetzt sieht man nur wenig mehr darauf. Frauenzimmer tragen sie gar nicht mehr, und auch viele Mannspersonen lassen sie weg, ohne große Verantwortung deswegen zu fürchten. Ein Fremder sollte sie gar nicht nöthig haben, da es im Grunde seltsam ist, zu verlangen, das Zeichen einer ihm fremden Nation zu tragen, wenn es nicht besser wäre, sie an den Hut zu stecken, und das Gesetz zu beobachten, um doch den allenfalls möglichen Fragen eines Gensd'arms oder Polizeibedienten auszuweichen, die, wenn sie auch mit weiter keinen übeln Folgen verbunden wären, doch immer Unannehmlichkeiten sind. Seit Bona-

parte's Consulat sind die Cocarden wieder sehr groß geworden, da sie vorher fast bis zur Größe eines preußischen Groschens verkleinert waren. Man nennt sie à la Bonaparte. Alles ist bei den Franzosen dem Wechsel unterworfen, und so auch die Cocarden, die zwar immer noch roth, blau uud weiß sind, aber doch in Ansehung der Anordnung der Farben einige Verschiedenheit erhalten haben. Die größere oder mindere Menge der weißen oder ehemaligen königlichen Farbe in diesen neumodischen Cocarden hat hier und da der Aufmerksamkeit der eifrigen Republikaner nicht entgehen können, und ein gewisser General erließ deshalb sogar einen Befehl, das Weiße in der Mitte derselben nicht zu groß zu tragen. Uebrigens haben viele Kaufleute durch den Handel mit diesen Cocarden große Summen verdient, so wenig auch eine einzelne kostet, da man die von mittlerer Größe für 3 bis 4 Kreuzer haben kann. Wenn die Kaufleute fanden, daß es an Absatz mangelte, oder die Mode sie zu tragen, abzunehmen schien, so wandten sie sich an einen Commandanten, der denn pro rata die Gefälligkeit hatte, das Tragen der Cocarden aufs Neue durch Trommelschlag proclamiren zu lassen, und alle Welt lief neue Cocarden zu kaufen.

Der nämliche Fall ist es mit der Feier der Dekaden und Sonntage. Es war unter

der Regierung des Direktoriums nicht erlaubt, die Kaufmannsläden Sonntags zu schließen, und an den Dekadentagen offen zu halten. Polizeibedienten giengen überall umher, und sahen auf die Beobachtung dieses Gesetzes. Seitdem die jetzige Regierung die Freiheit des Cultus proklamirt hat, ist es wieder ganz, wie ehemals. Man feiert den Sonntag und alle Heiligenfeste, verschließt oder öffnet das Gewölbe, wie man will, und an Dekadentagen behält man es durchgängig offen, wenn es nicht zugleich Sonntag ist. Die angesetzten Vorlesungen in den Dekadentempeln werden übrigens fast gar nicht mehr gehalten und besucht.

Wichtiger als jede andere Verordnung ist diejenige, welche eine neue Gerichtsordnung festsetzt. Das Directorium beschloß unterm 14. Brumaire des 6. Jahres die Einführung der auf den Grundsätzen der Constitution des 3. Jahres in Frankreich beruhenden Justizverfassung auch in den vier neuen Departements, welcher Beschluß am 4. Pluv. desselben Jahres vom General-Commissair bekannt gemacht, und in Vollzug gesetzt wurde.

Der achte Titel der Constitution des 3. Jahres: Von der richterlichen Gewalt, stellt zuvörderst jene ehrwürdigen Grundsätze auf, die eines aufgeklärten Zeitalters,

der Menschlichkeit und Gerechtigkeit würdig sind. Diese Grundsätze sind mit dem Umsturz dieser Constitution nicht vernichtet worden. Sie leben noch in den Gesetzbüchern, nach welchen die Tribunäle sprechen, und in den Herzen der Freunde der Menschheit und der Richter, die mit weniger Ausnahme in den vier Departements das Lob der Rechtschaffenheit, der Gerechtigkeitsliebe und Menschlichkeit haben.

Das Richteramt, sagt die Constitution, ist von jenem der Verwaltung unterschieden, und bleibt auf immer davon getrennt; die Richter können unter Strafe des Pflichtbruchs die Verwaltungen in ihren Verrichtungen keinesweges hindern, noch die Mitglieder der Verwaltungen wegen ihrer Amtsverrichtungen vor sich fodern lassen.

Die Sitzungen der Gerichte sind öffentlich, die Richter berathschlagen insgeheim; die Urtheile werden mit lauter Stimme verkündet, und müssen die Bewegungsgründe nebst den Worten des angewandten Gesetzes enthalten.

Alle Büger sind vor dem Gesetze gleich, — jeder Vorzug eher, als ein anderer gerichtet zu werden, ist eine Ungerechtigkeit; alle Privilegien in der Gerichtsbarkeit hören auf; alle Bürger, ohne Unterschied, rechten

in gleichen Fällen vor dem nämlichen Richter und in der nämlichen Form; jeder Bürger hat das Recht, seine Sache selbst mündlich oder schriftlich zu vertheidigen. Das Recht der Bürger ihre Händel durch selbst gewählte Schiedsrichter schlichten zu lassen, darf nicht geschmälert werden. Die Entscheidung der Schiedsrichter ist weder der Appellation, noch der Cassation unterworfen, wenn es sich die streitenden Partheien nicht ausdrücklich vorbehalten haben. Die Gerechtigkeit wird unentgeldlich verwaltet.

Jener Beschluß vom 4. Pluv. bestimmt nun folgende Gerichtshöfe, welche über Streitigkeiten entscheiden und Verbrechen bestrafen sollen:

In jedem durch das Gesetz bestimmten Bezirk ist ein Friedensrichter, mit zwei Beisitzern. Dieser erkennt in allen blos persönlichen und Mobiliarsachen ohne Appellation bis zum Werthe von 50 Franken und mit Appellation bis zum Werthe von 100 Fr., und eben so in Klagen über Schaden, durch Menschen und Thiere verursacht an Feldern; Früchten oder Aerndten, über Verrückung der Grenzsteine, eigenmächtige Besitznehmungen von Grundstücken, welche im laufenden Jahre verübt worden; über Häuser- und Höfeausbesserungen, über Entschädigungen für Nichtgenuß, wenn das Recht der Entschädigung selbst

nicht streitig gemacht wird, über Klagen wegen Verwahrlosung, über Zahlung des Lohns und Vollziehung wechselseitiger Verbindlichkeiten; über Klagen wegen Schimpfens, Zänkereien und Thätlichkeiten; über Streitigkeiten zwischen Vätern und Kindern und nahen Anverwandten. Die Friedensrichter können nur in den Fällen verworfen werden, wenn sie selbst einen persönlichen Antheil an dem streitigen Gegenstande haben, oder wenn sie bis zum Grade der Geschwister-Enkel mit den Partheien verwandt oder verschwägert sind.

Kann der Friedensrichter die Partheien nicht vergleichen, so verweiset er sie an den Civilgerichtshof.

In jedem Departement ist ein Civilgerichtshof. Dieses Gericht besteht wenigstens aus 20 Richtern, einem Commissair der Regierung, einem Substitut, welche beide von der Regierung ernannt und abberufen werden, und einem Gerichtsschreiber. — Außer diesen giebt es fünf Suppleanten, wovon drei aus den Bürgern der Gemeinde genommen werden, wo der Gerichtshof seine Sitzungen hält. — Das Civilgericht ist in Sektionen getheilt; eine Sektion kann nicht richten, wenn sie aus weniger, als aus 6 Richtern besteht. — Sämmtliche Glieder ernennen unter

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

sich durch geheime Wahl (Scrutinium) den Präsidenten jeder Sektion.

Der Civilgerichtshof spricht in erster Instanz in allen persönlichen Real- und vermischten Sachen von jeder Art, diejenigen allein ausgenommen, welche zur Competenz der Friedensrichter und Handelsgerichte gehören. — Er entscheidet in letzter Instanz, d. h. ohne weitere Appellation in den vom Gesetz bestimmten Fällen auf die Appellation von den Urtheilen der Friedensrichter sowohl, als der Schiedsrichter, oder der Handlungsgerichtshöfe. In erster und letzter Instanz erkennt das Civilgericht über alle persönliche und Mobiliarsachen, bis zu einem Capitalwerth von 1000 Franks, und über Realsachen, deren Hauptgegenstand ein bestimmtes Einkommen von 50 Fr. ausmacht. Die Apellation von Urtheilssprüchen, welche der Civilgerichtshof hat ergehen lassen, geschieht an den Civilgerichtshof eines der drei nächsten Departements.

Die Gerechtigkeitspflege für die Bestrafung der Verbrechen wird verwaltet:

1) Durch die Polizeigerichte, was die Verbrechen betrift, deren Bestrafung sich nicht höher beläuft, als entweder auf den Werth von drei Arbeitstagen, oder eine dreitägige Einsetzung.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

2) Durch die Züchtigungsgerichte (tribunaux de police correctionelle). In jedem Departement giebt es wenigstens 3 und höchstens 6 Zuchtgerichte. Jedes derselben besteht aus einem Präsidenten, zweien Friedensrichtern oder Beisitzern der Friedensrichter derjenigen Gemeinde, wo es seinen Sitz hat; aus einem Commissair der Regierung und einem Gerichtsschreiber. Die Richter des Civilgerichtshofes im Departement, — die Präsidenten der beiden Sektionen ausgenommen — versehen der Reihe nach und alle 6 Monate, die Stelle des Präsidenten bei jedem Zuchtgerichtshofe. Das Tribunal correctionell entscheidet über alle solche Vergehen, worauf weder eine peinliche noch entehrende Strafe gesetzt ist. Es kann keine härtere als zweijährige Gefängnißstrafe erkennen. — Die Erkenntniß über solche Verbrechen, deren Strafe den Werth von einem dreifachen Arbeitslohn nicht übersteigt, oder worauf nicht mehr, als eine dreitägige Gefängnißstrafe gesetzt ist, gehört dem Friedensrichter, welcher darüber in letzter Instanz entscheidet. — Man kann von den Urtheilen des Zuchtgerichtshofes an den Criminalgerichtshof des Departements appelliren.

3) Durch die Directoren der Anklagegeschwornen, und die peinlichen Gerichtshöfe. In jedem Departe-

ment ist ein peinliches Gericht (tribunal criminel) für Verbrechen, die eine körperliche oder entehrende Strafe nach sich ziehen, und so viele Anklage-Jury als Zucht-Tribunäle. Die Präsidenten der Zuchtgerichtshöfe sind, jeder in seinem Bezirke, Direktoren des Anklage-Jury. Keine Person darf gerichtet werden, als nachdem die Geschwornen die Anklage angenommen haben. Die Zahl der Bürger, welche das Gericht der Anklagegeschwornen ausmachen, ist acht. Sie urtheilen nicht, ob der Angeklagte strafbar sey, sondern ob hinlängliche Ursache zur Anklage da ist. — Die Urtheilsjury, welche zu entscheiden hat, ob eine That erwiesen sei, besteht aus zwölf Geschwornen und drei Zugegebenen. Der Beklagte hat das Recht ohne Gründe angeben zu müssen, eine Anzahl davon zu verwerfen. Nach vorhergegangener Anklage, der Zeugenverhöre, und der Vertheidigung des Angeklagten durch seinen Sachwalter, werden den Geschwornen vom Tribunal, die auf das angeschuldigte Verbrechen passende Fragen vorgelegt; sie deliberiren über deren Beantwortung insgeheim, in einem abgesonderten Zimmer. Ihre Antworten werden dann öffentlich in der Sitzung abgelesen, und der peinliche Gerichtshof wendet dann die Strafe an, die das Gesetz bestimmt hat. Das peinliche Gericht besteht aus einem Präsidenten, einem öffentlichen Ankläger, vier Richtern aus dem Civilgericht, aus dem Com-

missair der Regierung bei dem Civilgericht, oder dessen Substituten und einem Gerichtschreiber. — Die Pflicht des öffentlichen Anklägers ist: die Verbrechen gerichtlich zu verfolgen, nachdem die Klagacten von der erstern Jury angenommen worden, die Anzeigen, die ihm unmittelbar gemacht werden, an die Polizeibeamten zu verweisen, und auf die Polizeibeamten des Departements ein wachsames Auge zu haben, und nach dem Gesetze gegen sie zu verfahren im Falle von Nachlässigkeiten oder wichtigerer Vergehungen.

Die Beamten der Regierung sind die Agenten derselben bei den Gerichtshöfen. Ihre Verrichtungen bestehen darin, in den zu fällenden Urtheilen auf die Beobachtung der Gesetze und Formalitäten zu wachen, und die gefällten Urtheile vollziehen zu lassen. Sie heissen Commissaire der Regierung.

Die Urtheile der Gerichtshöfe sollen mit folgender Formel anfangen: Im Namen des französischen Volks! Sie sollen mit der exekutorischen Formel endigen: „Im Namen des französischen Volks wird allen hierzu aufgeforderten Gerichtsboten befohlen, gegenwärtiges Urtheil zu vollstrecken; allen Commandanten und Offizieren der öffentlichen Macht mit bewaffneter Hand beizustehen, wenn sie rechtmäßig werden dazu aufgefordert werden, und den

Commissairen der Regierung auf dessen Vollzug zu wachen. In Urkunde dieses haben der Präsident des Gerichts und der Greffier gegenwärtiges Urtheil unterschrieben.

Für die vier neuen Departements besteht ein Revisionsgericht zu Trier. Dieses Gericht entscheidet auf alle Cassationsgesuche, gegen die in letzter Instanz von den Tribunälen ergangenen Urtheile, und hat in Ansehung dieser Departements die nämlichen Amtsverrichtungen, mit den nämlichen Rechtszueignungen auszuüben, wie das für die Republik niedergesetzte Cassations-Gericht zu Paris; die nämlichen Regeln und Procedurformen, wie bei dem Cassationstribunal zu Paris, müssen bei dem Revisionsgericht beobachtet werden; jedoch sollen die Glieder dieses Gerichtshofes nur eine einzige Sektion bilden, welche über die Gesuche jeder Gattung zu sprechen hat. Dieselbe hat mithin den Auftrag in Civilsachen und in Sachen, wo die Richter selbst belangt werden, prise à partie, durch ein vorläufiges Urtheil über die Abnahme der Verwerfung der Requête zu entscheiden, und alsdann, im Falle der Annahme, definitiv über das Gesuch zu sprechen; die Cassationssachen, welche bei dem Ministerium anhängig bleiben, sollen, so wie jene, welche fernerhin anhängig werden, an diesen Gerichtshof verwiesen, und bei demselben diesen Verfügungen

gemäß eingeleitet und abgethan werden; am Ende eines jeden Vierteljahrs soll dem Justizminister das Verzeichnis der Urtheilssprüche nebst einer Notiz der Gegenstände, und dem Texte der Gesetze, welche die Entscheidung begründet haben, überschickt werden.

Wenn die Richter der verschiedenen Gerichtshöfe in ihren Amtsverrichtungen sind, so tragen sie ein schwarzes Kleid, und einen kurzen schwarzen tuchenen oder seidenen Mantel mit Aufschlägen von der nämlichen Farbe, und einen runden vorn aufgeschlagenen und mit einem schwarzen Federbusche gezierten Hut.

Die Amtstracht der Commissaire der Regierung ist dieselbe, mit dem Unterschied, daß die aufgeschlagene Seite ihres Huts mit einem goldenen Knopfe und einer goldenen Schleife befestigt ist.

Der Gerichtsschreiber (Greffier) trägt einen schwarzen Mantel wie die Richter, und einen runden vorn aufgeschlagenen Hut ohne Federbusch.

Die Gerichtsboten (Huissiers), welche während der Audienz den Dienst haben, sind schwarz gekleidet, tragen am Halse eine vergoldete Kette, welche bis auf die Brust

herunter fällt, und in der Hand einen schwarzen Stab, mit einem Kopfe von Elfenbein.

Da die Rechtsgelehrten, welche vormals Advokaten genannt wurden, weder einen besondern Stand, noch eine Corporation ausmachen sollen, so haben sie auch in ihren Amtsverrichtungen keine besondere Tracht. Die Beamten der verschiedenen Gerichtshöfe tragen folgende Unterscheidungszeichen:

Das Zuchtgericht — ein kleines silbernes Büschel ohne Beil, welches auf der Brust an einem blauen weiß und rothgeränderten Bande hängt.

Das peinliche Gericht — ein Büschel mit einem Beil an einem rothen weiß und blau geränderten Bande.

Das Civilgericht — Ein silbernes Auge, welches ebenfalls an einem weissen, roth und blau geränderten Bande hängt.

Die Friedensrichter haben keine besondere Kleidung, aber ihr Unterscheidungszeichen besteht in einem metallenen Oelzweig, der auf der Brust an einem weißen Bande mit einem sehr schmalen rothen und blauen Randstreifen herabhängt. In der Hand tragen sie einen weißen Stab von Mannshöhe, mit ei-

nem elfenbeinernen Knopfe, auf welchem ein Auge schwarz eingegraben ist.

Die Polizei-Commissaire tragen, wenn sie in ihren Amtsverrichtungen sind, als Unterscheidungszeichen ein dreifarbiges stoffenes Nationalkäppchen.

Die Formalitäten bei Führung der Prozesse und Fällung der Urtheile, so wie bei den Untersuchungen über Verbrechen und ihre Bestrafung sind in den Verordnungen des Regierungscommissairs über die Civil- Zucht- und peinliche Gerichtsordnung bestimmt. Sie enthalten dieselben Gesetze und Strafen, wie die in den französischen Departements eingeführten bürgerlichen correctionellen und peinlichen Gesetzbücher. (Code civil, de police correctionelle et de delits et de peines).

Indessen steht dieser bis jetzt in den neuen Departements eingeführten und bestehenden Gerichtsordnung eine völlige Umwandlung bevor, wenn das Gesetz vom 27. Ventose des 8. Jahres, welches eine neue Organisation der Gerichtshöfe in Frankreich bestimmt, auch in den neuen Departements anwendbar gemacht werden sollte, wie dies dem Anschein nach bald geschehen wird.

Ich setze dies Gesetz hierher:

Gesetz über die Organisation der Gerichtshöfe vom 27. Ventose 8.

Im Namen des Fränkischen Volks: Bonaparte, erster Consul, ruft aus als Gesetz der Republik folgendes Dekret, erlassen von dem gesetzgebenden Corps den 27. Vent. Jahr 8. dem von der Regierung am 11. desselben Monats gemachten Vorschlage gemäß, als welcher dem Tribunat mitgetheilt worden.

Dekret.

Erster Titel.

Allgemeine Verfügungen.

I. Die Civil- und Criminal-Departementsgerichte sind aufgehoben; jedoch sollen sie bis zur Zeit, wo die neuen Gerichtshöfe eingesetzt werden, ihre Amtsverrichtungen fortsetzen.

II. Es ist übrigens keine Neuerung getroffen, in den Gesetzen im Betreff der Friedensrichter und Handelsrichter, als welche bis auf weitere Verordnung ihre Aemter fortführen sollen.

III. Es ist dem Recht, der Bürger ihre Streitigkeiten durch selbst gewählte Schiedsrichter beurtheilen zu lassen, kein Abbruch gethan; die Entscheidungen dieser Schiedsrichter, wofern es nicht ausdrücklich vorausbedungen worden, sind keiner Appellation unterworfen.

IV. Es darf niemand Richter, Suppleant, Commissair der Regierung bei den Gerichtshöfen, Substitut noch Greffier seyn, wenn er nicht sein 30tes Jahr zurückgelegt hat.

V. Die im vorstehenden Artikel benannten Beamten dürfen für keinen andern Staatsdienst requirirt werden; sie dürfen nicht länger als eine Dekade ohne Urlaub des Gerichts und nicht über einen Monat ohne Urlaub der Regierung abwesend bleiben, unter Strafe der ganzen Summe ihres Gehalts während der Dauer ihrer Abwesenheit beraubt, und wenn dieselbe über sechs Monate dauert, angesehen zu werden, als haben sie ihre Stellen niedergelegt.

Zweiter Titel.

Von den Gerichten erster Instanz.

VI. Es soll ein Tribunal erster Instanz für jeden Gemeindebezirk errichtet werden.

VII. Die Gerichtshöfe erster Instanz sollen in erster und letzter Instanz in den durch das Gesetz bestimmten Fällen über die Civilhändel erkennen; sie sollen über die Appellation von der in erster Instanz gesprochenen Urtheilen der Friedensrichter entscheiden.

VIII. Jeder Gerichtshof erster Instanz soll aus drei Richtern und zwei Suppleanten in hiernächst genannten Städten bestehen:

(Hier folgen die Namen derselben.)

IX. Jeder Gerichtshof soll aus 4 Richtern und 3 Suppleanten bestehen, in folgenden Städten. (Namen derselben.)

X. Jeder Gerichtshof erster Instanz soll aus sieben Richtern und vier Suppleanten bestehen, und in zwei Sektionen eingetheilt seyn in folgenden Städten: (Namen ders.)

XI. Jeder Gerichtshof erster Instanz soll aus 10 Richtern und 5 Suppleanten bestehen, und sich in drei Sektion zertheilen, in folgenden Städten: Marseille, Bourdeaux, Lyon.

XII. Die Suppleanten sollen keine gewöhnlichen Verrichtungen haben; sie sollen einzig dafür ernannt seyn, entweder die Richter oder

die Regierungs-Commissarien, je nach der Ordnung ihrer Ernennung vorzugsweise zu ersetzen.

XIII. Es soll in jedem Tribunal erster Instanz ein Regierungs-Commissair und ein Greffier angestellt seyn.

Es soll ein Substitut des Commissairs in den Städten seyn, deren im X. Artikel erwähnt wird, und zwei Substituten in denjenigen, deren der XI. Artikel erwähnt.

XIV. Der erste Consul wird alle 3 Jahre unter den Richtern jedes Tribunals einen Präsidenten erwählen; er wird überdies einen Vicepräsidenten in den Gerichtshöfen, die sich in zwei Sektionen eintheilen, und zwei Vicepräsidenten in den Gerichtshöfen, die in drei Sektionen getheilt sind, auswählen. Die Präsidenten und Vicepräsidenten sind immer wieder erwählbar; die erste Ernennung derselben soll nur für ein Jahr geschehen.

XV. In den Tribunälen, wo mehr als drei Richter sind, soll jeder nach der Reihe, während 3 Monaten, das Amt eines Jurydirektors versehen.

In den Tribunälen, wo mehr als drei Richter sind, sollen dieses Amt während 6 Mo-

naten von jedem der Richter nacheinander mit Ausnahme des Präsidenten und Vicepräsidenten versehen werden.

XVI. Die Urtheilssprüche aller Gerichtshöfe erster Instanz dürfen von nicht minder als 3 Richtern gegeben werden.

Die Ordnung des Dienstes in jedem Gerichtshof erster Instanz soll durch eine Verordnung des Tribunals, welche von der Regierung genehmiget seyn muß, eingeführt werden.

XVII. Bis zum allgemeinen Frieden soll der Gehalt der Richter erster Instanz folgendermaßen festgesetzt seyn;

Auf 1000 Franken in den Städten, welche im Artikel VIII. und IX. begriffen sind, die folgenden jedoch ausgenommen, wo der Gehalt der Richter sich auf 1200 Fr. erheben soll:

(Namen derselben.)

Auf 1500 Fr. in den Städten: — Namen dess.
Auf 1800 Fr. in den Städten: — — —
Auf 2400 Fr. in Bourdeaux — Lyon, Marseille.

XVIII. Die Präsidenten sollen ein Supplement von der Hälfte darüber haben; die

Vicepräsidenten ein Supplement vom Viertel darüber.

Die Commissarien der Regierung sollen den nämlichen Gehalt haben, wie die Präsidenten, die Substituten des Commissairs den nämlichen, wie die Richter.

XIX. Die Hälfte des fixen Gehalts der Präsidenten, Vicepräsidenten und anderer Richter soll in eine Masse gelegt, und in Beiwohnungsgebühr (droit d'assistance) vertheilt werden: der Suppleant, der einen Richter ersetzen wird, soll seine Beiwohnungsgegebühr haben.

Im Fall, wo die Commissarien und ihre Substituten abwesend sind, sollen sie einen verhältnißmäßigen Abzug zum Besten ihres Suppleanten erleiden.

XX. Die Rechtshändel, welche von der Competenz der Tribunale erster Instanz und in den aufgehobenen Gerichtshöfen anhängig sind, sollen auf eine bloße Vorladung, vor das neue Tribunal, welches davon Kenntniß nehmen soll, gebracht werden.

Dritter Titel.

Von den Appellationsgerichten.

XXI. Es sollen neun und zwanzig Appellationsgerichte in den folgenden Orten und für folgende Departements angelegt werden: (Namen der Städte und Departements.)

XXII. Die Appellationsgerichte sollen über die Appellation von den Urtheilen erster Instanz, welche in Civilsachen von den Bezirksgerichten gesprochen worden, und über die Appellation von erster Instanz, welche die Handelsgerichte gesprochen haben, entscheiden.

XXIII. Das Appellationsgericht soll aus 12 Richtern bestehen in den Städten, Ajaccio und Colmar — aus 13 Richtern: in Bourges, Lüttich, Limojes, Orleans, Besançon, Dijon, Pau, Metz, Toulouse, Nancy; aus 14 Richtern in folgenden: Montpellier, Nismes, Aix; aus 20 Richtern: in Rouen, Douai; aus 21 Richtern: in Agen, Angers, Amiens, Bourdeaux, Caen; aus 22 Richtern in Riom, Poitiers, Lyon, Grenoble; aus 31 Richtern in Rennes und Brüssel.

Die Appellationsgerichte von zwanzig zu dreißig Richtern sollen in zwei Sektionen getheilt werden.

Die Appellationsgerichte von ein und dreißig Richtern sollen in drei Sektionen eingetheilt seyn.

XXIV. Es soll bei jedem Appellationsgericht ein Commissair der Regierung und ein Greffier seyn; ein Substitut des Commissairs soll bei den in 2 Sektionen getheilten Gerichtshöfen angestellt seyn.

XXV. Der erste Consul soll alle 3 Jahre unter den Richtern jedes Appellationsgericht einen Präsidenten wählen; er soll ferner einen Vicepräsidenten in den Appellationsgerichten, die sich in drei Sektionen theilen, wählen. Diese Präsidenten sind immer wieder erwählbar; die erste Ernennung ist nur für ein Jahr.

XXVI. Im Fall der Commissair der Regierung und die Substituten bei den Appellationsgerichten eine Verhinderung haben, so soll das Amt des öffentlichen Ministeriums durch den letzternannten der Richter versehen werden.

XXVII. Die Urtheile der Appellationsgerichte dürfen von nicht weniger, als 7 Richtern gesprochen werden. Die Ordnung des Dienstes in jedem Appellationsgericht, soll durch eine Verordnung des Tribunals, welche von der Regierung vorher zu genehmigen ist, eingeführt werden.

XXVIII. Bis zum allgemeinen Frieden soll der Gehalt der Appellationsrichter folgendermassen festgesetzt seyn:

Auf 2000 Franken in den Städten: Ajaccio, Agen, Colmar, Pau, Riom.

Auf 1400 Fr. in den Städten: Aix, Bourges, Besançon, Douai, Dijon, Grenoble, Limoges, Poitiers.

Auf 3000 Fr. in den Städten: Angers, Amiens, Caen, Montpellier, Metz, Nancy, Nismes, Orleans, Rennes.

Auf 3600 Fr. in den Städten. Brüssel, Lüttich, Rouen, Toulouse.

Auf 4200 Fr. in den Städten: Bourdeaux, Lyon.

XXIX. Die Präsidenten sollen ein Supplement von der Hälfte drüber haben; die Vicepräsidenten ein Supplement vom Viertel drüber.

Die Commissarien der Regierung sollen den nämlichen Gehalt wie die Präsidenten; die Substituten des Commissairs den nämlichen Gehalt wie die Richter haben.

XXX. Die Hälfte des fixen Gehalts der Präsidenten, Vicepräsidenten und anderer Rich-

ter soll in eine Masse gelegt, und als Beiwohnungsgebühr vertheilt werden.

XXXI. Die in den aufgehobenen Gerichten abhängigen Appellationshändel, sollen in dem Zustande, worin sie sich befinden, und auf eine blose Citation vor das Appellationsgericht, von dessen Bezirk das Tribunal abhieng, von welchem man appellirte, gebracht werden.

Vierter Titel.

Von den peinlichen Gerichten.

XXXII. In jedem Departement soll ein peinliches Gericht seyn. Diese neuen Gerichte sollen in folgenden Städten ihren Sitz haben. (Hier folgen die Namen der Departements-Städte).

XXXIII. Die Criminalgerichte sollen, wie bisher, über alle Criminalfälle sprechen; sie sollen über die Appellation von den Urtheilssprüchen entscheiden, welche von den Gerichten erster Instanz in Sachen der Zuchtpolizey erlassen werden.

XXXIV. Sie sollen aus einem Präsidenten, zwei Richtern und zwei Stellvertretern bestehen. Der Präsident soll alle Jahre vor

dem ersten Consul unter den Richtern des Appellationsgerichts gewählt werden. Der Präsident soll immer wieder gewählt werden können.

XXXV. Bei dem Criminalgericht soll ein Regierungscommissair und ein Greffier angestellt seyn. Es soll in den Städten, wo es die Regierung für nützlich halten wird, ein Substitut des Commissairs bestellt werden.

XXXVI. Die Urtheile des Criminalgerichts sollen von drei Richtern gefällt werden.

XXXVII. Bis zum allgemeinen Frieden, soll die Besoldung der Richter des peinlichen Gerichts festgesetzt seyn, wie folgt:

Auf 2000 Franken in folgenden Städten: (Namen derselben).
Auf 2400 Fr. in den Städten (Namen derselben).
Auf 3000 Fr. in den Städten (Namen —).
Auf 3600 Fr. in den Städten (Namen —).
Auf 4200 Fr. in den Städten: Bourdeaux und Lyon.

XXXVIII. Der Präsident des Criminalgerichts soll, außer seiner Besoldung eines Appellationsrichters, als Zuschuß die Hälfte der Besoldung eines Richters des Criminalgerichts haben.

Die Besoldung der Regierungskommissarien soll die nämliche seyn, wie die der Prä-

sidenten; die Besoldung der Substituten soll die nämliche seyn, wie die der Richter.

XXXIX. Der dem Präsidenten bewilligte Zuschuß und die Hälfte der Besoldung jedes Richters sollen zusammengeschossen, und als Präsenzgelder (droits d'assistance) vertheilt werden. Der Stellvertreter, welcher einen Richter ersetzen wird, soll seine Präsenzgebühr erhalten. Im Falle die Regierungscommissaire abwesend sind, soll ihnen zum Vortheil ihres Stellvertreters, ein verhältnißmäßiger Abzug gemacht werden.

Fünfter Titel.

(Betrift die Gerichtshöfe des Departements der Seine).

(§. XL. bis LVII.)

Sechster Titel.

Von dem Cassationsgericht.

LVIII. Das Cassationsgericht soll seinen Sitz zu Paris an dem von der Regierung bestimmten Orte haben.

Es soll aus 48 Richtern bestehen.

LIX. Wenn eine Stelle in dem Cassationsgericht erledigt seyn wird, so soll der

Regierungs-Commissair den ersten Consul davon unterrichten, welcher dem Erhaltungs-Senat davon Nachricht geben soll.

LX. Der Gerichtshof soll sich in 3 Sektionen, jede von 16 Richtern theilen.

Der erste soll über die Annahme oder Verwerfung der Gesuche um Cassation oder Regreß gegen den Richter und schließlich über alle Begehren, es sey wegen Zurechtweisung der Richter oder Verweisung von einem Gericht zum andern entscheiden.

Die zweite soll schließlich über die Begehren um Cassirung oder Regreß gegen die Richter, wenn die Requeten zugelassen worden, zu erkennen haben.

Die dritte soll über die Gesuche um Cassation in Criminal-Zucht- und Polizeisachen erkennen, ohne daß ein vorläufiger Annahmespruch nöthig sey.

LXI. Die Sektionen sollen zuerst durch das Loos gebildet werden.

LXII. Der ganze Gerichtshof soll einen Präsidenten ernennen, dessen Verrichtungen in dieser Qualität 3 Jahre dauern sollen. — Er kann wieder zur Präsidentenstelle gewählt werden.

XLIII. Jede Sektion muß wenigstens aus 11 Mitgliedern bestehn, um ein Urtheil fällen zu können, und alle Urtheilssprüche sollen nach der absoluten Stimmmehrheit ertheilt werden.

LXIV. Im Falle die Meinungen getheilt sind, soll man fünf Richter herbeirufen, um zu entscheiden; die 5 Richter sollen zuerst aus denen der Sektion genommen werden, welche der Erörterung des streitigen Falls, über welche die Meinungen getheilt sind, nicht beigewohnt haben, und wenn diese nicht hinlänglich sind, sollen sie durch das Loos aus den Mitgliedern der andern Sektionen genommen werden.

LXV. Jede Sektion soll ihren Präsidenten auf 3 Jahre durch ein Scrutinium erwählen. — Er soll wieder erwählt werden können. — Der Präsident des Gerichtshofes soll es mit vollem Recht in seiner Sektion seyn.

LXVI. Jedes Jahr sollen aus jeder Sektion vier Mitglieder austreten, welche gleichmäßig unter die zwei andern vertheilt werden sollen.

Das Loos soll in den drei ersten Jahren die vier Mitglieder, welche aus jeder Sektion austreten sollen, bezeichnen: was ihre Ver-

theilung in die zwei andern Sektionen betrift, so soll sie immer durch das Loos bestimmt werden.

(Die §§. LXVII. bis LXXV. betreffen die Anstellung des Commissairs, der Substituten desselben, des Obergreffiers, der Commisgreffiers und Huißiers; so wie die Bestimmung der Besoldungen der Präsidenten und Richter, der Commis und Huißiers.)

(Die §§. LXXVI. bis XCI. geben nähere Bestimmungen über die Verrichtungen des Cassationstribunals und seiner Sektionen.)

Siebenter Titel.

Von den Greffiers und ministeriellen Beamten.

XCII. Die Greffiers aller Gerichtshöfe sollen von dem ersten Consul ernannt werden, welcher sie auch nach Belieben wieder entlassen kann. Die Regierung soll für ihre Besoldung sorgen, mittelst welcher sie beauftragt sind, ihre Commis und Abschreiber, so wie alle Lieferungen für ihre Schreibstube zu bezahlen.

XCIII. Es soll

bei dem Cassationsgericht,

bei jedem Appellationsgericht,
bei jedem Criminalgericht,
bei jedem Tribunale erster Instanz

eine bestimmte Anzahl Sachwalter angestellt werden, welche von der Regierung auf das Gutachten des Tribunals, bei welchem die Sachwalter zu bestellen sind, angeordnet werden soll.

XCIV. Die Sachwalter sollen ausschließlich das Recht haben, in dem Tribunal, für welches sie bestellt sind, zu advociren; nichts destoweniger sollen die Parthieen immer sich selbst, mündlich und schriftlich vertheidigen, oder ihre Vertheidigung, von dem sie es dienlich erachten, vorlegen lassen können.

XCV. Die Sachwalter sollen von dem ersten Consul auf den Vorschlag des Gerichtshofes, in welchem sie ihr Amt ausüben sollen, ernannt werden.

XCVI. Es soll

bei jedem Tribunal erster Instanz,
bei jedem Appellationsgericht,
bei jedem Criminalgericht

eine bestimmte Anzahl Huißier's (Gerichtsboten) angestellt werden, welche von der Regierung auf Gutachten des Tribunals, bei welchem sie

dienen müssen, angeordnet werden soll; sie sollen von dem ersten Consul auf den Vorschlag des nämlichen Gerichtshofes ernannt werden.

XCVII. Das Gesetz vom 7. dieses Monats über die Bürgschaften soll auf alle Greffiers, Sachwalter und Huißiers, welche im Gefolge gegenwärtigen Gesetzes bestellt werden, dem nachstehenden Tarif gemäß anzuwenden seyn.

Tarif der Bürgschaften, welche die Greffiers, Sachwalter und Huißiers zu stellen haben.

Tribunale erster Instanz.	Huißiers.	Sachwalter.	Greffiers.
Wo nur 3 Richter sind —	200 Fr.	600 Fr.	600 Fr.
Wo 4 Richter sind	300 =	900 =	1200 =
Wo 2 Sekt. sind	400 =	1200 =	1600 =
Wo 3 Sekt. sind	500 =	1500 =	2000 =
Zu Paris —	900 =	2700 =	3600 =
Appellationsgerichte.			
Wo nur 1 Sekt. ist	600 =	1800 =	2400 =
Wo 2 Sekt. sind	700 =	2100 =	2800 =
Wo 3 Sekt. sind	800 =	2400 =	3000 =
Zu Paris — —	1500 =	4500 =	6000 =
Cassationsgericht	1000 =	3000 =	4000 =
Criminalgerichte.			
. . . . . .	300 =	900 =	1200 =
Zu Paris —	500 =	1500 =	2000 =
Handelsgerichte.			
. . . . .	250 =		1000 =
Zu Paris —	1000 =		4000 =

Mit der Urschrift verglichen von uns dem Präsidenten und den Secretairen des ge=

setzgebenden Corps zu Paris am 27. Vent. im 8. Jahr der fränkischen Republik. Unterschrieben Dedelaye d'Agier, Präsident, Laborde, Casenave, Febure, Fournier, Secretaire.

„Werde gegenwärtiges Gesetz mit dem Staats-Insiegel versehen, in das Gesetzregister eingerückt, auf die Register der Gerichts- und Verwaltungsgewalten eingeschrieben, und der Minister der Justiz beauftragt, für seine Kundmachung zu wachen. Zu Paris den 7. Germ. Jahr 8. der Republik."

„Unterschrieben Bonaparte, erster Consul; gegenüber der Staats-Secretair Hugo, B. Maret, und mit dem Staatssiegel besiegelt. Visirt: der Justizminister: Abrial."

Zur Erhaltung der allgemeinen Ordnung, der öffentlichen Sicherheit der Personen und des Eigenthums, zur Verhütung der Verbrechen, und zur Vollziehung der Beschlüsse der Verwaltungs- und richterlichen Gewalten dient die auf den Fuß der in den andern französischen Departements organisirte National-Gensd'armerie. Dieses Corps wurde am 28. Germinal dieses Jahrs durch den Brigadege-

neral Virion organisirt. Es besteht aus 2 Eskadrons, welche die 49. und 50te der gesammten National-Gensd'armerie sind. Die erste liegt in den Departements der Roer und des Rheins und der Mosel; die andere in denen der Saar und des Donnersberges.

Man hat diesem Corps durch ein schönes Aeußere, das Imponirende zu geben gesucht, welches den Vollstreckern der Gesetze so nöthig ist. Es sind zu diesem Corps die schönsten Leute aus der französischen Armee ausgesucht worden. Sie tragen eine blaue Uniform mit rothen Rabatten und Aufschlägen und gelbe tuchene Unterkleider, rothe Federbüsche und dreifärbige Achselschnüre. Diese Uniform und ihre Pferde müssen sie sich selbst anschaffen. Ihre Gage beträgt täglich 3 Livres, wofür sie auch ihr Pferd ernähren müssen. Außer diesem Gehalt fließen ihnen noch andere kleine Hülfsquellen zu, z. B. Exekutionskosten ꝛc. Auch wissen sich manche auf weniger rechtmäßige Art kleine Einnahmen zu verschaffen. Sie haben das Recht, auf Landstraßen und in den Gasthöfen den Reisenden nach ihren Päßen zu fragen, wogegen aber auch der Reisende befugt ist, von ihnen zu verlangen, ihre Autorisation (Commission) ihm schriftlich zu beweisen. Sie begleiten die Verbrecher aus den Cantons an die Sitzungsorte der Tribunäle, und aus dem Gefängniß vor das peinliche Ge-

richt. Jede Eskadron Gensd'armerie besteht aus 2 Compagnieen, so daß auf jedes der vier Departemente eine Compagnie kommt, welche von einem Capitain und vier Lieutenants commandirt wird. Sie ist in 25 Brigaden getheilt, jede von 2 Mann und einem Unterofficier, wovon allemal zwei im Hauptorte, die andern aber in den kleinern Gemeinden liegen. Das Hauptquartier des Brigadechefs ist Coblenz. Der Eskadronschef der 49. Eskadron wohnt zu Kölln; der der 50. zu Mainz.

Durch einen Beschluß des Direktoriums vom 9. Praireal des 6. Jahres wurde verordnet, daß die bisher an den alten Grenzen Frankreichs bestehende Douane oder National-Mauth von da bis an den Rhein verlegt werden solle, welche Verlegung auch wirklich am 15. Messidor des 6. J. vor sich gieng.

Die Hauptdirection dieser Douane sitzt in Paris; in den vier neuen Departements wird sie von zwei Directeurs verwaltet, die in Mainz und Kölln ihren Sitz haben.

Seit dem nun die Zollbureau's bis an den Rhein vorgerückt sind, hält diesen Fluß von der Schweiz an bis nach Holland eine Kette von Aufpassern besetzt, die in einem ewigen Kriege mit den Einwohnern und Reisenden leben, denen diese drückende Last zu un-

gewohnt ist, um nicht alles anzuwenden, sich ihr zu entziehen. Mehr als irgend eine andere politische Einrichtung macht diese die Einwohner der 4 Departements ihrer jetzigen Regierung abgeneigt, da sie jede Nahrungsquelle verstopft, das Commerz hindert, und den Reisenden vom linken Rheinufer zurückhält, um nicht die Unannehmlichkeiten zu erfahren, denen er bei diesen Zöllen ausgesetzt ist. Die schönen Gasthöfe, die man fast in allen Städten am Rheine antrift, stehen leer, weil die Reisenden, die z. B. von Frankfurt nach Holland gehen wollen, lieber die abscheulichen Wege über den öden Westerwald wählen, als auf der schönsten Chaussee durch die reizendste Gegend am Rhein von Coblenz nach Kölln fahren.

Ob es überhaupt den Grundsätzen einer guten Staatsökonomie angemessen sey, durch Verbote der Ein- und Ausfuhr gewisser Waaren den Handel zu beschränken, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, aber die erste Nationalversammlung Frankreichs war nicht dieser Meinung, und hob die Douane auf. Der berühmte Mirabeau wurde bei seiner Anwesenheit in Berlin von Friedrich II. gefragt, welches das beste Gesetz in Commerzialsachen sey? Mirabeau antwortete: Laissés les faire! Die Kaufleute, sagte er, werden keine Geschäfte zu ihrem Nachtheil treiben, und wenn sie

Geld haben, so hat es auch der Staat! — Der große Friedrich war nicht dieser Meinung; er behielt seine Regie, und sein Land hat nie einen großen Kaufmann gesehen.

Wenn aber auch diese Zollgesetze für das Innere Frankreichs, für den Flor seiner Fabriken und Manufakturen vortheilhaft seyn sollten, — wie sie es aber bei der jetzigen verkehrten Einrichtung gewiß nicht sind — so lehrt doch der Augenschein, auch beim Mangel aller staatsökonomischen Kenntnisse, daß die neuen Departements durch die Vorrückung der Douane unendlich viel verloren haben, und daß besonders die Städte, Mainz, Coblenz und Kölln, die ehemals dem Handel und der Schiffahrt auf dem Rheine einen großen Theil ihres Wohlstandes zu verdanken hatten, bei der Fortdauer derselben nach und nach in den größten Verfall gerathen werden. In Mainz und Kölln, wo der Speditionshandel vielen Kaufleuten Nahrung und Gewinn gab, hat derselbe fast ganz aufgehört. Der Formalitäten, die bei der Douane beim Ein- und Ausladen und bei der Umladung der Waaren zu beobachten sind, ist kein Ende, und der Kaufmann muß alle diese wohl kennen, um nicht durch Unterlassung einer derselben seine Waaren confiscirt zu sehen, und noch in die Strafe des dreifachen Werthes derselben zu verfallen, wenn er auch die Absicht hatte, die Ge-

setze gewissenhaft zu beobachten. Außer dem kostet ihm diese Einrichtung Zeit und Geld. Er muß einen eigenen Commis fast ganz allein darauf halten, stundenlang an der Douane zu seyn, und sich mit den Vorgesetzten herum zu zanken, deren Gaunerei ohne Grenzen ist; denn ihnen ist jede richtige Erklärung über die Waaren, welche aus- oder eingeführt werden sollen, ein Greuel, weil es ihnen nur um Gewinn zu thun ist. Sie erschweren daher selbst die Beobachtung der Zollgesetze, um die Kaufleute zu veranlassen, die Waaren heimlich einzubringen, sie dann zu ertappen, und zu konfisciren, wovon sie einen Antheil erhalten. Nicht der Flor der französischen Handlung, nicht die Beförderung des Kunstfleißes ist ihre Absicht; ihr Wunsch ist Gewinn fremden Eigenthums. Dieser gelingt ihnen dann auch sehr oft, weil die Zollgesetze so äußerst unbestimmt und wandelbar sind, und ihre Kenntniß so unendlich erschwert wird. So glaubt der Kaufmann heute mit Fug und Recht eine Waare ein- und ausführen zu können, weil es ein Gesetz erlaubt, aber der Aufseher hat sogleich ein anderes bei der Hand, worin er beweist, daß es nicht erlaubt sey. Man macht einen Proces verbal (Protokoll) und erklärt die Waare für konfiscirt.

Die Eingangsgebühren vieler Waaren sind so hoch angesetzt, daß es dem Kaufmann an-

möglich ist, sie zu geben, und bei ihrem un-umgänglichen Bedürfniß entsteht nun die Nothwendigkeit sie heimlich einzubringen. Diese sind vorzüglich, grobes Tuch, wollene Zeuge, Handschuh, Strümpfe, Kappen, Musselin rc., welche in der Republik wenig oder gar nicht fabricirt werden. Um diese Waaren einzubringen, ist nun am Rhein ein neues bisher ganz unbekanntes Gewerbe, das der Smuggler, entstanden, wie man hier die Contrebandiers nennt. Auf dem rechten Rheinufer sind fast in allen Orten Kaufleute und andere Personen, die sich gegen Zahlung von 8 bis 10 Procent des Werths der Waaren damit abgeben, sie auf das linke Rheinufer hinüber zu schaffen, und gegen diese Abgabe auch für ihren Verlust haften, oder sie assecuriren. Sie haben in ihrem Solde eine Menge Männer, Weiber und Kinder, die nun auf mannigfaltigen Wegen die verbotenen Waaren in die Republik hinein zu bringen suchen. So sieht man täglich auf der Rheinbrücke, zwischen Mainz und Castel, eine Menge Knaben in einem höchst seltsamen Aufzuge. Sie haben jeder einen großen neuen Hut auf, dessen Krämpen mit Stecknadeln angesteckt sind, an dem aber die Nationalkocarde nicht fehlt; an den Händen tragen sie neue wollene Handschuhe, und an den Füßen einige paar neue wollene Strümpfe übereinander. So geht diese Gesellschaft von 20 und mehr Kindern langsam am Douanebureau vorbei, sicher,

daß man sie nicht anhalten darf, weil neue Kleidungsstücke am Leibe einzuführen erlaubt sind. Sie legen dann in der Stadt diese Kleidung bei dem Kaufmann ab, dem sie bestimmt ist, und kehren nun wieder nach Castel zurück, um das nämliche zu thun. Außerdem giebt man ihnen wohl auch noch ein Stück Musselin um den Leib gewickelt mit. Die nämlichen Knaben sah ich nach und nach die Capots für ganze französische Regimenter von Castel nach Mainz tragen. Der Lieferant konnte bei dem Mangel an grobem Tuch in Frankreich dasselbe natürlich wohlfeiler in Frankfurt kaufen, lies davon die Capots machen, sie nach Castel schaffen, und bekleidete nun jeden Buben mit einem solchen. Es ist ein lächerlicher Anblick, einen kleinen 10- bis 12jährigen Knaben mit einem Mantel bekleidet zu sehen, der oft für einen großen Grenadier bestimmt ist. So wurde oft durch wiederholtes Tragen endlich eine ganze Lieferung herüber geschafft, ohne daß es die Douane hätte verhindern können. Auf diese Art werden häufig auch noch andere Waaren eingeführt.

Dagegen sieht man nun wieder auf der nämlichen Brücke eine Menge Kinder, besonders weiblichen Geschlechts unter ihren Röcken in Säckchen kleine Quantitäten Waitzen auf das teutsche Ufer tragen, und dies täglich so oft

als möglich wiederholen. Es ertönt ein gewaltiges Geschrei, wenn ein Zollbedienter diese kleine Contrebandiers verfolgt und anhält.

Ernsthafter und wichtiger sind die Unternehmungen der Contrebandiers, wenn große Quantitäten von Waaren eingeführt werden sollen. Dann werden eine Anzahl von zwanzig bis dreißig Bauern mit Paketen beladen, während ein anderer bewaffneter Haufe von eben so viel oder noch mehr Menschen zu ihrer Bedeckung mit geht. Treffen sie auf ihrem Marsche die Aufpasser an, so entstehen oft Gefechte, worin von beiden Seiten mehrere verwundet und getödtet werden. Diese Art zu contrebandiren war besonders im Anfang der Einführung der Douane in diesen Gegenden häufig, hat aber bei den strengen Gesetzen dagegen ziemlich aufgehört. Es waren diese Züge Pendants zu den Auftritten im Preußischen, als Friedrich II. die Regie errichtet hatte. —

Oft verstehen sich auch die größern Smuggler mit den Mauthbeamten, um Waaren gegen eine Belohnung ungehindert einbringen zu können, aber oft scheiterte dies Unternehmen an der punischen Treue dieser Kerls, die nichts als ihr Interesse kennen, und ohnerachtet der empfangenen Belohnung die Waare dennoch

nehmen, die sie passiren zu lassen versprochen hatten, oder es ihren Cameraden entdecken, und sie durch diese nehmen ließen. Diese Art zu smuggeln, scheint daher eine der unsichersten zu seyn.

Nichts konnte hier am Rheine mehr zur Corruption der geringern Volksklasse beitragen, als die Vorrückung der Douane an dessen Ufer, so wie nichts der Depravation dieser Kerls gleicht, die hier den Fluß bewachen. Sie sind der Auswurf Frankreichs, und würden es noch mehr werden, durch den Druck der allgemeinen Verachtung, der auf ihnen liegt, wenn in ihnen nur noch das mindeste Gefühl von Schaam wäre. Sie wissen es, und man sagt es ihnen selbst, wie sehr sie gehaßt sind, und wie man sie gern alle in den Fluten des Rheins versinken sähe. Der Haß gegen sie erstickt alles Mitleiden für sie, selbst in den sanftmüthigsten Menschen. Man würde wie zu einem Feste eilen, wenn man die Rache des Volks einmal über sie ausbrechen sähe. Unzähliche von ihnen sind schon durch Bauern, Fischer und Schiffer getödtet worden. Diese Erbitterung gegen sie ernährt die ihrige; sie sehen sich vor ihren Augen betrogen, und dann noch verspottet und verlacht, und sie werden fühllos gegen die Schande, gegen jedes Gefühl von Ehre und Menschlichkeit. Schadenfreude und Haß gegen jeden, der den Rhein

passirt, liegt in ihren Zügen, sie hoffen von jedem zu gewinnen, und nur diese Hoffnung des Gewinnstes kann sie auf ihren Posten erhalten, dessen Erlangung sie dann wieder zu Gegenständen des Hasses und Abscheues macht. Es gehören die niedrigen entarteten Seelen dieser Menschen dazu, um dies zu ertragen, und nicht lieber im Schweis ihres Angesichts ihr Brod zu erwerben zu suchen, das sie jetzt von dem gesetzmäßigen Raube fremdes Eigenthums ziehen. Drückend liegt auf ihnen die Last des öffentlichen Abscheus und der Verachtung.

Und diese Menschen, diese Zollbedienten, hat man bewaffnet, und ihnen Rechte über das Leben redlicher Bürger gegeben, während es diesen nicht erlaubt ist, Waffen zu tragen. Furchtbar schleichen sie an den Ufern des Flusses herum, und verscheuchen den einsamen Spaziergänger, der es nicht wagt, sich der Moralität dieser Kerls anzuvertrauen. Sie können ihn plündern, ihn tödten, und kein Zeuge tritt gegen sie auf. Sie haben ja nur einen procès verbal aufzusetzen, worin sie anzeigen, daß sich der Geplünderte und Gemordete der Visitation gewaltsam widersetzt habe, und kein Gericht bestraft sie. Aber würde man auch die Mishandlung eines Bürgers erweisen, so macht die Douane Cau-

tion für den Verbrecher. Fürchtet man, daß er schuldig werde erklärt werden, so schickt man ihn in ein anderes Departement, und die Sache ist beendigt. Die Tribunäle haben eine unaufhörliche Beschäftigung mit den Händeln zwischen der Douane und Bürgern. Ein eigener Advokat — der immer ein Franzos ist, denn bis hierher hat noch kein teutscher Rechtsgelehrter jemals der Douane als Vertheidiger vor Gericht gedient, — lieset die Protokolle der Saisies (Confiskationen) ab; die Bürger erscheinen gewöhnlich nicht, weil sie dann auch noch in die dreifache Strafe des Werths der ihnen abgenommenen Waaren verurtheilt werden würden, und nun gehören diese unwiderruflich der Douane. Im Fall von gewaltsamen Auftritten zwischen Douaniers und Bürgern vertheidigt er jene. Es schien mir oft selbst den Richtern schmerzlich zu seyn, wenn sie den Bürger den Gesetzen nach verurtheilen mußten, die er beim Widerstand gegen die Zollbedienten beleidigt hatte. Aber mit Freude und Jubelgeschrei hört das anwesende Volk die seltenere Verurtheilung eines Zollbedienten.

Verächtlich genug sind die Mauth- und Accisebedienten in Oestreich und Preußen, aber verworfener giebt es keine, als die französischen, und unbestimmtere und willkührlichere

Zollgesetze existiren nicht, als die der Republik. In Preußen und Oesterreich wird man höflich gefragt, ob man Contrebande bei sich habe? Sagt man nein! und der Zollbediente vermuthet, daß dies eine Unwahrheit sey, so visitirt er die Coffer und das Gepäcke des Reisenden unter Dach in der Zollstube. Hier am Rhein ist das anders! Ohne vorhergängige Frage, mit empörender Grobheit sieht man sich beim Uebergang des Rheins von mehreren schmuzzigen oft trunkenen Kerlen umgeben, die einen am Leibe betasten und befühlen. Man weiß nicht, ob man unter eine Gaunerbande oder unter die Diener des Staats gefallen ist. Hier ist kein Gebäude, wo man während des Regens seine Sachen visitiren lassen könnte; sie packen den Koffer des Reisenden unter freiem Himmel aus, und legen seine weisse Wäsche in den Koth, wie es ihnen beliebt. Noch empörender für das Gefühl jedes gesitteten Menschen ist ihr Betragen gegen ehrbare Frauenzimmer, die ich von diesen gefühllosen Menschen oft aus Muthwillen, mit Beiseitesetzung aller Schaamhaftigkeit am Busen und Schenkeln betasten sah; woraus oft schon ernsthafte Auftritte zwischen den Begleitern der Damen und jenen Kerls entstanden.

Nicht viel geringer ist die Entartung der Menschen, die sich mit dem Defraudiren, als Gewerbe, beschäftigen. Beständig in Spannung und Aufmerksamkeit, stets für ihre Existenz

und ihre Waaren besorgt, entwickelt sich in ihnen ein Hang zum Betrug, zur List und selbst zur gewaltsamen Ausführung ihrer Plane, der zur Leidenschaft bei ihnen wird. Von aller Moralität sich nach und nach entfernend, ist Eigennutz ihr höchstes Ziel. Sie betrügen den Kaufmann um seine Waare, die er ihnen zum Smuggeln anvertaut hat, wenn sie mehr Gewinn dabei sehen, und gehen dann, wenn das Zutrauen zu ihnen verloren ist, an mühsamere Beschäftigungen nicht gewöhnt, unter die Commis, wo sie nun bessere Dienste leisten können, als viele ihrer Kameraden, weil sie die Wege kennen, auf welchen man verbotene Waaren einbringt. Das Ungesetzmäßige des Defraudirens läßt tausend Modificationen des Betrugs zu, gegen welchen keine Klage statt findet, und diese Contrebandiers, den Gesetzen und der Strafe entzogen, thun nun alles, was ihnen ihr Interesse eingiebt, wenn im bürgerlichen Leben die Furcht vor der Strafe sie von Unredlichkeit und Betrug zurückhält.

Noch verderblicher ist dies Geschäft für die aufblühende Generation. Die Aeltern, vom Gewinn gelockt, leihen ihre Kinder zum Defraudiren her; schon früh werden sie zur List und zum Betrug gereizt, so wie der in diesen Gegenden so lang dauernde Krieg sie an Härte, Grausamkeit und Mangel an Mitleid gewöhnt hat. Ohne Unterricht gehen sie jetzt dem Smug-

geln nach, so wie sie vor einigen Jahren den Kriegsauftritten nachliefen. Unter Soldaten, Kanonendonner und Mordscenen aufgewachsen, dann zu den Defraudationsränken angeführt, kann diese Generation der niedern Volksklasse nicht anders, als höchst verderbt werden, und wird alles zu unternehmen fähig seyn, wozu sie Gewinnsucht und andere Leidenschaften anreizen werden.

Und diese Nachtheile des Zollwesens, diese Immoralität, Gewinnsucht und Ertödtung der menschlichen Gefühle schon im Herzen des Kindes, sollten aufgewogen werden durch die Vortheile desselben? Sind die 15 Millionen Liv., die sie im vorigen Jahre ungefähr eingebracht hat, wohl nur allein des Hasses werth, den sich die Regierung im ganzen Umfange von Frankreich, von den zwischen den beiden Zolllinien wohnenden Bürgern zuzieht? Und haben diese Bürger von Frankreich nicht die nämlichen Ansprüche auf Glück und Wohlstand, den die Regierung allen bereiten will? Gequälter giebt es keine Einwohner Frankreichs, als die zwischen der an den Gränzen und zwei Stunden weiter rückwärts befindlichen Zolllinie — der sogenannten Lisierè. Innerhalb derselben darf keine Geldsumme, kein Stück Waare, kein Paket von einer Gemeinde zur andern geschickt werden, ohne einen sogenannten Paßavant oder Schein von dem Zollbüreau.

Der Bauer, der in die Mühle einen Sack Getraide führt, muß dies beim nächsten Douane-Bureau anzeigen. Versäumt er dies ganz oder nur irgend eine Formalität, oder wird diese, wie es oft geschieht, von den Zollschreiber selbst weggelassen, so ist sein Getraide und sein Fuhrwerk konfiscirt, und der Mann, der diesen ihm gegebenen Zettel nicht einmal lesen kann, weil er französisch ist, wird, so unschuldig er auch seyn mag, in Schaden und oft selbst an den Bettelstab gebracht. — Auch die Postwägen, welche an den Grenzen fahren, müßen es sich gefallen lassen, auf offenen Landstraßen angehalten und visitirt zu werden. Man öffnet alle Pakete, und ist etwas anders darin, als die im Passavant angegebenen Effekten und Waaren, so sind sie konfiscirt. Das Gesetz, das in allen Ländern besteht, den Lauf der Postwagen nicht anzuhalten, gilt hier in einem Freistaat nicht.

Indessen ließen noch alle die Bedrückungen, die das Zollwesen veranlaßt, und alle die übrigen Nachtheile desselben sich allenfalls als nöthige Uebel entschuldigen, unter denen ein Theil leidet, und das Ganze gewönne, wenn nur der Zweck dadurch wirklich erreicht würde, den man beabsichtigt. Aber dies ist keinesweges der Fall. Selbst die genaueste Aufmerksamkeit ist der Einführung der verbotenen Waare kein Hinderniß. In allen Orten der

Republik findet man so viele ausländische Waaren, als je, und englische im Ueberfluß. Man reitet in Paris und in andern Orten der Republik so gut auf englischen Sätteln, wie in Hamburg, trägt englische Peitschen, Casimirs und Portefeuille's. Selbst die Frau des ersten Consuls muß die englischen baumwollenen Strümpfe besser finden, als die französischen, wenn es wahr ist, wie es in den Zeitungen stand, daß sie nach einem übersandten Muster 12 paar feine baumwollene Strümpfe durch den nämlichen Courier verlangte, der dem König von England jenen berühmten Brief bringen sollte, worin ihr Gemahl den Antrag zum Frieden that. Man las damals in öffentlichen Blättern, daß die neugierigen Londner häufig an den Ort eilten, wo der Strumpf von Madame Bonaparte zu sehen war.

Also nur um einige Millionen einzunehmen, die man weit leichter auf andere Art erhalten könnte, werden so viele Greuel, so viele Ungerechtigkeiten und Bedrückungen begangen! Die Ufer des Rheins von der Schweitz bis nach Holland, hallen von den Flüchen ihrer Bewohner wieder, denen die Regierung Handlung und Schiffahrt nahm, die sie in die Gewalt einiger hundert bewaffneter Commis und ihrer hartherzigen Anführer gab und denen sie, so wie ganz Frankreich, die Seele des Handels, die Freiheit, entzog.

Wenn Frankreich den Rhein zur neuen Grenze behalten sollte, so werden die Ufer dieses schönen Flusses bei der Fortdauer dieser Douane, auch immer der Schauplatz der Gewaltthätigkeiten bleiben, die das Einführen der Contrebande veranlaßt, und die Reisenden, die sonst aus allen Ländern Europens sie besuchten, um die Pracht ihrer Natur zu sehen, werden von den Flintenschüssen verscheucht werden, die jetzt so häufig von seinen Rebengebürgen wiedertönen, wenn ein Nachen dem französischen Ufer sich zu entziehen sucht. Es ist jetzt nicht mehr erlaubt, in der Abenddämmerung der Sommermonate, wenn die Sonne hinter den Gebürgen, die den Fluß bekränzen, untergieng, aber noch Licht genug im Rheinthale übrig läßt, um diese schönen Formen ungeblendet zu sehen, oder wenn der Vollmond sie beleuchtet, auf dem Rheine zu fahren. Der Schiffer muß dem Rufe der am Ufer wachenden Zollbedienten gehorchen und anlanden, oder wenn er ihn nicht hört, oder nicht gehorcht, sein Schiff von Kugeln durchlöchert sehen. Kein Fischer darf nach Sonnenuntergang auf den Fang fahren. Sein Fahrzeug wird von dem Zollbedienten ans Ufer geschlossen, und erst Morgens wieder von ihm frei gegeben, denn das Fahrzeug könnte, so sagt man, Nachts zum Defraudiren gebraucht werden. Im verflossenen Sommer wurde Abends ein Fischer, als er mit seinem Nachen am

teutschen Ufer, Boppard gegenüber, landen wollte, in demselben erschossen. Er war Vater von 5 Kindern. Die Republik ernährt diese nicht, aber für einen todtgeschlagenen Zollbedienten muß die Gemeinde, wo es geschieht, 15000 Franken bezahlen; damit will sie den Mord dieser Menschen verhindern, und eine Entschädigung für seine Hinterlassenen bewürken.

Der Rhein gehört nun nicht mehr den Teutschen zu. Der Sieger wird bestimmen, wer ihn und wie er befahren werden soll, und das teutsche Ufer wird immer alles das zu leiden haben, was sich die Uebermacht des Stärkern gegen den Schwächern zu erlauben pflegt. Es ist Reisenden und Handelsleuten unumgänglich nothwendig, sich mit der Einrichtung des französischen Zollwesens und dem Zolltarif bekannt zu machen, wodurch sie sich vielleicht großen Verlust und mannigfaltigen Verdruß ersparen können. Dieser Zolltarif befindet sich im 4. Heft des 2ten Bandes der Verordnungen und Beschlüsse des Regierungscommissair in den 4 neuen Departements. So trocken und langweilig diese Lectüre ist, so nöthig ist sie doch, damit jeder Bürger nicht allein mit den Aus- und Eingangsgebühren der Republik, sondern auch mit dem Namensverzeichnisse derjenigen Gegenstände bekannt sey, deren Einfuhr oder Ausfuhr verboten ist, oder welche von allen Gebühren frei sind.

In diesem Tarif sind erstlich diejenigen Handelsartikel bestimmt, die schlechterdings nicht in Frankreich eingebracht werden dürfen, ferner diejenigen, die ehedem ganz vom Eingangszoll frei waren, jetzt aber (zufolge des Gesetzes vom 24. Nivose 5. J.) nach dem Belieben dessen, der den Zoll zu entrichten hat, entweder 3 Sols von jedem 100 Livres ihres Werthes oder 5 Sols vom Centner bezahlen, und hernach solche Waaren, die einem bestimmten Eingangszoll unterworfen sind. In Ansehung der Ausfuhr theilt der Tarif alle ausführende Waaren in drei Klassen ein; die erste Klasse begreift diejenigen Artikel, deren Ausfuhr gänzlich verboten ist; zur zweiten gehören diejenigen Artikel, die bei der Ausfuhr bestimmten Zöllen unterworfen sind, und in die dritte Klasse gehören alle diejenigen Waaren, die nicht in den beiden ersten Klassen begriffen sind, und gegen einen Zoll von 3 Sols von 100 Franks ihres Werthes zum Lande hinaus dürfen.

Folgende Handelsartikel dürfen gar nicht in Frankreich eingebracht werden:

Arbeiten in Eisen, Stahl, Zinn, Kupfer, Erz, Guß- u. Schwarzblech — ausgenommen die Quincaillerie und Kramwaaren aus dem Bergischen und die leinenen und baumwollenen Bän-

der daher, welche gegen 10 p. C. Zoll eingehen, und mit einem Schein, woher sie siud (certificat d'origine) versehen seyn müssen. — Ferner sind verboten: zusammengesetzte Arzneimittel, Bänder, Barchent, gesponnene Baumwolle, Drechslerarbeit, Fayence, Steingut, Felle zu Hosen, Gaze, Glaswerk, ausgenommen zu Brillen und Uhrgläsern, gesponnene Haare, lederne Handschuhe ꝛc. englische Hüte, Karten, Knöpfe, Kutschen, Latwerge aller Art, Leder, Gewichte, Messerschmiedswaaren, Mousselinette, Nankinette, alle Sattlerarbeiten, Plattirungen, feine Quincailleriewaaren, falsche Rhabarber, fremder Salpeter, Salz von Chinarinde, Salpeter und Rhabarber, Meersalz, Quellensalz, Sammet, englische Shawls, Schiespulver, falsches Silber und Gold auf Seide gesponnen; Stoffe mit falschem Gold und Silber, Strumpfstricker- und Wirkerwaare von allen Gattungen, fabricirter Taback, englische Teppiche, wollene Tücher, gesponnene Wolle, Uhrmacherarbeit, wollene, baumwollene und härne Zeuge, gesteppte Zeuge (Piquées) jeder Art, Zucker, raffinirten in Hüten oder in Mehl, auch Candiszucker.

Bedingungsweise verbotene Waaren, d. h. solche, die nicht anders, als mit einem Scheine, der anzeigt, wo sie fabrizirt

worden sind, ins Land gebracht werden dürfen *).

Bänder, ausgenommen die englischen; Bettdecken, Bijouterie, künstliche Blumen, Buchdruckerschriften, verarbeitete Corallen, Decken für Pferde, seidene Gaze, aber keine englische, Glasarbeiten für Augen und Uhrgläser, Goldschmiedsarbeiten, Hüte, außer den englischen und ledernen, astronomische u. chirurgische Instrumente, Kroteln oder Weberdisteln, Kämme, Kinderspielwerk, Kramwaaren, Kriegswaffen, Leinwand, selbst Kattun, und alle übrigen Gewebe, deren Einfuhr nicht verboten ist, Mousselin, Nankings, verarbeitetes Pantoffelholz, Papier, Pappendeckel, Pelzwerk, Porzellan, Posamentirerarbeit, Quincalleriewaaren, deren Eingang erlaubt ist, Tuchscheeren, Regen- und Sonnenschirme, verarbeitetes Schmelz, Seil- und Seilerarbeit, Spitzen- und Stecknadeln, Tabacksdosen, Teppiche, die nicht aus

*) Die vorgeschriebenen Scheine müssen eine von den Uebersendern beeidigte und sowohl von der Obrigkeit des Landes, als auch von den fränkischen Consuln gemachte Declaration enthalten, daß die darin angegebenen Artikel weder aus den Fabriken noch vom Handel der mit der Republik im Krieg verwickelten Mächte herrühren.

England sind, Töpferarbeit und Fayence, wenn sie nicht nach englischer Art ist, Tücher nnd Stoffe von Seide, die nicht mit Baumwolle oder Wolle vermischt sind, hölzerne Uhren, Unschlittlichter, verarbeitetes Wachs.

Artikel, die Kraft des Gesetzes vom 24. Nivose 5. J. gar keinen Eingangszoll bezahlen:

Schlachtvieh, als Böcke, Hämmel, junge Kühe, Lämmer, Ochsen, Schaafe, Schweine, Stiere, Widder, Ziegen, Getraide und Reis.

Waaren, die ehedem von allem Eingangszoll frei waren, jetzt aber nach dem Gesetz vom 24. Niv. 5. nach dem Belieben dessen, der den Zoll zu entrichten hat, entweder 3 Sols von jedem 100 Liv. (15 Centimen von 100 Franken) oder 5 Sols (25 Centimen) vom Centner bezahlen.

Abfall von Fellen zum Leimsieden, Agat, Alabaster, Asche aller Art, Baumölhefen, rohe Baumwolle, Bienenkörbe, Blätter, die zur Färberei oder zum Gerben gebraucht wer-

den, Epheublätter, alte Borten zum Ausbrennen, Braunstein, alte Buchdruckerschriften, Bücher in fremden oder gelehrten Sprachen, Butter, Coris oder guineische Münzschnecken, Schlangenköpfchen für Pferdezeug, Dibidivi, Düngererden, türkische Eichenkläpplein, große Knoppern, ungarische Knoppern, Eisenerz, Gußeisen, altes Eisen, Erden, rothe, Porzellan, lemnische, Pfeiffen, Schlammerde ꝛc. Eier von zahmem und wildem Geflügel; Farrenschwänze und von andern Thieren, Federn, Strauß- oder Pflaumfedern, Feilspäne von Kupfer, Fett, Flachs, Fleisch, gesalzenes jeder Art, frische Flußfische.

Galläpfel, Gallmey, Garouille, eine Farbenwaare, Geflügel, Gemälde ohne Rahmen, grünes Gemüse, Glasgalle, Salpetersalz, zerstoßenes, zerbrochenes und russisches Glas, Gold und Silber, altes in Stangen, gemünztes ꝛc. unverarbeiteter Gold- und Silberlahn, Granatschalen, Gummi, Kirschen, Pflaumen, Oliven, Harz und andere für die Hutmacherei, Gyps und Gypsmörtel, Haare von Menschen, Ziegen und Rehhaare, ungesponnene, gesponnene Hundshaare, Hammerschlag, roher und gehechelter Hanf, Häute und Leder aller Sorten, Häute und Haare in Klumpen von Castoren, Fischottern, Hasen und Caninchen, Heidelbeeren, Heu- und Futtergras,

Baüholz, Brennholz, Franzosenholz, Daubenholz, Holz für eingelegte Arbeiten, Gerbholz und Rinde, Färbholz in großen Stücken und Spänen, Zapfenholz, Fiset-Gelbholz, Blätter und Aeste; Hörner, Schaafs- Bocks- und andere schlechte Hörner, worunter auch das geraspelte Horn begriffen ist.

Kalkstein für Eisenschmelzen, Karteln (Weber-) eine Art von Distelfrucht für die Tüchmacher und Strumpffärber, Kermès in Täfelchen, Kienruß, Kiesel (Fayence und Porcellan) Kleidungsstücke, Reisenden gehörige, die schon getragen sind, wenn sie auch der Reisende nicht mit sich führt, die in einem Koffer mit andern Sachen zusammengepackt und an der Zahl nicht mehr als sechs Stücke sind, so wie auch Hemden ꝛc. in verhältnißmäßiger Anzahl;) Kleyen, Knochen vom Rindvieh und andern Thieren, Kohlen, Holzkohlen, Steinkohlen, die durch die Departements der Meurthe und Mosel eingeführt werden, Kokusschaalen, Körner zum Färben, frischer Krapp, Farbkräuter, die nicht im Tarif genannt sind; Gerberkraut, Futterkräuter, schlechtes Färberkraut, Gerberkraut, Kreuzbeeren, irdene Kugeln, Kühhaare und grobe Wolle zum Ausstopfen, Kupfer in Tafeln, Garkupfer, Kupferstäbe, altes Kupfer, Kütte.

Kälbermagen, Lackmus, blauer Stein, Land-orseille, Leimen, Lohe, Lumpen, Lohkäse.

Maaskuchen, Maste (Schiffs-) — Mehl aller Art, ausgenommen Hafermehl, altes Messing, Messing in Stangen oder Stücken; Mist zum Düngen; Färbermoos, Moos, Isländisches ꝛc. Mumien, Munition; Münzen, goldene, silberne, selbst kupferne, wenn sie nicht als Geld gebraucht werden sollen; Muschelwerk für Naturalienkabinette, Meermuscheln, Muster von seidenen Handschuhen und seidenen Strümpfen, die als solche von den Handelsleuten angegeben werden, nicht paarweise zusammengehören, und deren nicht mehr als drei Stücke sind.

Nußschaalen, Obst, rohes, das im Tarif nicht genannt ist; Oelkuchen, Papierteich, Pergament, neues, rohes und in Abfällen, Pferde, Pflanzbäume, Pfriemenkraut, steinerne Platten, Pottasche.

Rinde, Erlen-, Rinde, Lohe daraus zu machen, Lindenrinde für Bastseile.

Saamen, Esparzette und anderes Wiesengesäme; Gartensaamen, Safflor oder wilder Safran, Salzkraut, Glasschmelz, alte Schiffe, Kähne, Barken, die nicht mehr gebraucht werden können. Schilfrohr, Schwämme

zur Bereitung des Zunders, roher Schwefel, Seidelbast, Seidenwürmereier, Seidenwürmer-Cokons, verwirrte schlechte Seide, abgenutzte Seide; Siegelerde, eine Art von Walkererde, altes Silber, wenn es schon nicht zerbrochenes Geräthe ist; neues Silber mit dem fränkischen Stempel, das aus dem Auslande zurückkommt, Smalt, Speck, Spalt, blauer Stein, Pflastersteine; Glasur-Perigordsteine, Bausteine, harte Steine, wenn sie schon gehauen, jedoch nicht polirt sind; falsche Steine oder Prolen, wenn sie nicht gefaßt sind, oder auch ungefaßte ächte Steine und Perlen, Gypssteine, Seifsteine, Stroh.

Thon, Töpfererde, Tonnen, Torf, Trümmer, Fäden, welche die Weber an wollenen und leinenen Zeugen abschneiden.

Unschlitt.

Wachholderbeeren, Waffen, Waid, Wasser, mineralische, den Zoll für die Bouteillen nicht mitgerechnet; Wau, gelb Färbkraut; Weiden in Büscheln, Weinhefen, Weinstein, Werg von Hanf und Flachs, Wildpret, ungesponnene Wolle, grobe Wolle, syrische Färbewurzel.

Zeitungen und Journale, Zink, Zitronen- und Limoniensaft, Schiffszwieback, Blumenzwiebeln, Spitzenzwirn, gebleicht Garn, Linon-Garn.

Der nun im Gesetz folgende Tarif bestimmt den Zoll für jede, der in den vorigen nicht begriffene Waare, die eingeführt werden soll. Der Kaufmann muß sich damit bekannt machen, um nicht übersetzt zu werden. Bei Verlust der Waare darf keine angegeben werden, die etwa einen niedrigern Eingangszoll bezahlt, als die einzuführende.

In Ansehung der Ausfuhr sind die Waaren, welche exportirt werden sollen, wie schon gesagt ist, in drei Klassen eingetheilt. Folgende sind gänzlich auszuführen verboten:

Asche jeder Art, wozu auch die Goldschmidtsasche gehört, und sogar wenn sie ausgewaschen ist.

Baumwolle, ausgesponnene, Blei unverarbeitet, Bleierze, Brenn- Bau- und Schiffsholz. —

Kaffee — von dem nicht erwiesen werden kann, daß er in den fränkischen Colonien gewachsen, oder daß, wenn es fremder ist, davon in dem ersten Jahre seiner Einfuhr, die Gebühr ist entrichtet worden. — Castorpelze, und alle andere, die nicht im Tarif der ausgehenden Waaren genannt sind.

Daubenholz, Dungmittel aller Art, mit Ausnahme des Gypses und Mergels.

Eisen, altes, Eisenerz, roh und gewaschen.

Fische, gesalzene, gedörrte, geräucherte, marinirte, wenn sie zur See ausgeführt werden; Fett, Fischthran, Flachs, sogar der gehechelte; Flintensteine, die zu Jagdflinten ausgenommen, Pferde-Futter, das Heu des Ländchens Gex ausgenommen.

Geld, Gold und Silber, mit fränkischem oder fremdem Stempel. Gedörrte Gemüse, Getraide, jeder Art, zerstoßenes Glas, Haare, in Büschen und ungesponnen, von Bibern, Hasen, Caninchen, Ottern, Rehen, Ziegen, Hundshaare, selbst die gesponnenen, Hanf, mit Ausnahme, der zu Gunsten der rheinischen Departemente gemachten Verordnungen; Harz, das ausgenommen, welches nach Spanien geführt wird; Häute, trockne, die noch ihr Haar haben, die ausgenommen, welche in den letzten 6 Monaten vorher aus dem Ausland eingebracht sind; frische Häute, Holzkohlen, (jedoch mit Ausnahmen). —

Indigo, wenn nicht erwiesen werden kann, daß er aus den fränkischen Colonien kommt, oder daß er in den nächst verflossenen 2 Monaten aus dem Auslande eingeführt worden.

Kälber, die mehr, als ein halbes Jahr alt sind; Kriegsmunition; unverarbeitetes Kupfer; selbst das in Tafeln.

Leimstoff, woraus Leim gemacht wird; als Abfall von Häuten ꝛc. alte Lumpen.

Materien, die zur Verfertigung des Papiers und Leims gebraucht werden; Maulthiere, Maulesel, die ausgenommen, welche nach Spanien ausgeführt werden. Mehl, unverarbeitetes Messing, Metallerze jeder Art.

Oelsaamen aller Art.

Papierteig, Pappendeckel; Pelze von Haasen, Caninchen (unverarbeitete); Pferde, Stuten, Fohlen — Pflanzenasche jeder Art; Pottasche.

Rinden zur Lohe, die des ehemaligen Distriks Lure ausgenommen.

Schlachtvieh, mit Ausnahme der Ochsen, Kühe und Hammel, die nach Spanien gehen; der Schweine und Kälber von 6 Monaten, und darunter, ohne Unterschied der Departements, durch welche sie ausgehen. Schiffsmunition — Seile, abgenutzte — Seeschiffe — Seide, die nicht zu Tapeten gebraucht wird, Silber und Gold in Stangen, Spielkarten, ungestempelte, diejenigen ausgenommen, die nicht auf die in Frankreich übliche Art verfertigt, und die allein fürs Ausland bestimmt sind.

Tauwerk, Theer, Tonnen, Unschlitt.

Waffen, die kein Luxusartikel sind, Webstühle für die Fabrikanten; ungesponnene Wolle jeder Art.

Zinn, unverarbeitetes — Zucker, roher und weißer, wenn nicht erwiesen werden kann, daß er aus den fränkischen Colonien kommt. Zwirn zu Spitzen, Linongarn.

Nun folgt der Tarif des Zolls für die Waaren, welche ausgeführt werden können. Alle übrige, welche nicht in diesem Tarif und in obigem Verzeichniß stehen, bezahlen 3 Sols von jedem 100 Franken ihres Werthes, als Ausfuhrzoll. — Indessen sind alle diese Anordnungen über Ein- und Ausfuhr überhaupt sehr der Veränderung unterworfen.

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

Geographisch-statistische Uebersicht des Departements vom Donnersberge. Gränzen. Größe. Eintheilung in Bezirke (arrondissements). Anzahl der Gemeinden. Bevölkerung. Anzahl der Gebornen und Gestorbenen zu Mainz im Jahr 8. Summe des Steuerbetrags. Morgenzahl an Ackerland, Wiesen, Weinbergen, Waldungen im Departement. Nationalwaldungen. Anzahl des Viehes, der Wägen und Karren ꝛc. Ertrag der Pachtungen und Miethzinse der Nationaldomainen. Boden. Ueberfluß an Getraide. Verbot der Ausfuhr desselben. Manufakturen, Bergwerke, Eisenhütten und andere Anstalten für Industrie im Departement. Mainz. Sitz der Präfektur. B. Jollivet. Shée. Tribunäle zu Mainz. Anzahl der von ihnen gesprochenen Urtheile. Centralschule. Mängel in den Unterrichtsanstalten. Bibliothek. B. Fischer. Typographische Seltenheiten vom Anfange der Erfindung der Buchdruckerkunst. Militärspitäler.

Die französische Regierung hat die Gelehrten in den Departements aufgefordert durch Sammlungen von geographisch-statistischen Nachrichten über das Departement, worin sie wohnen, Beiträge zu einer vollständigen Geographie von Frankreich zu liefern. Dieser Aufforderung haben mehrere Genüge geleistet, und schon besitzt man von den eigentlich französischen Departements so wohl, als von den eroberten Nachrichten, die dem Statistiker sehr willkommen seyn müssen, wenn gleich bei den mangelhaften Vermessungen und bei der Verschiedenheit der Maaße, deren man sich bediente, um die Lagerbücher zu verfertigen, in der Bestimmung der Morgenzahl, der Aecker und Wiesen wohl viele Unrichtigkeiten mitunterlaufen mögen. Indessen ist der erste Grundstein zu einer vollkommenern Erdbeschreibung Frankreichs gelegt, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Nachrichten darüber von Jahr zu Jahr mehr Genauigkeit und Vollständigkeit erhalten

werden, da man von Seiten der Verwaltungen über diese Gegenstände nicht so lächerlich geheimnißvoll ist, wie es in vielen Gegenden Teutschlands bisher noch der Fall war. Ich theile hier die das Donnersberger Departement betreffenden Nachrichten mit, welche ich mit möglichster Genauigkeit gesammelt und ausgezogen habe.

Das Departement Donnersberg, dessen Hauptort Mainz ist, erhält seinen Namen von dem Donnersberge, der in seiner Mitte, etwa 7 Stunden vom Rhein bei Worms nnd 10 Stunden von Mainz liegt. Zufolge eines Beschlusses des Regierungscommissairs vom 4. Pluviose des 6. Jahres sind seine Grenzen gegen Osten der Rhein von Germersheim bis Bingen, mit Inbegriff dieser letztern Stadt, gegen Süden das Niederrheinische und Moseldepartement; gegen Westen das rechte Ufer des Glanflusses, und eine von der Quelle dieses Flusses bis an die Blies in der Richtung von Homburg nach Klosterhof auf dem rechten Ufer derselben gezogenen Linie; gegen Norden der Rhein und ein Theil der Nahe, längs dieses Flusses bis zum Einfluß der Glan.

Die größte Länge des Departements von Vinningen im Canton Pirmasenz, bis Mombach im Canton Ober-Ingelheim, beträgt 24 Stunden (25 auf einen Grad des Aequa-

tors gerechnet) oder 10 Myriameter und 5 Kilometer. Die größte Breite von Niedergöllbach im Canton Mödelsheim bis Altripp im Canton Mutterstadt beträgt 23 Stunden oder 10 Myriameter.

Seine Form ist ein Dreieck, das sich von Süden nach Norden zuspitzt. In dieser nordöstlichen Spitze liegt der Hauptort Mainz. In Ansehung seiner Fläche kann man es in zwei Theile absondern, wovon der eine gebürgigt, der andere eben ist. Diese Ebene von bebauten Hügeln durchkreuzt, die sich längs dem Arme des Wasgauischen Gebürges von Landau aus an den Donnersberg, und von hier nach dem Rheingrafenstein zieht, obschon sie weniger Ausdehnung hat, als der gebürgigte Theil, ist doch bei weitem der bevölkerteste und fruchtbarste.

Durch den Beschluß des Regierungscommissairs vom 4. Pluviose 6. J. wurde das Departement in 37. Cantone eingetheilt, welche durch Zusammenschmelzung des Cantons Contwig mit Zweibrücken nach einem Beschlusse vom 6. Floreal 7. J. auf 36. eingeschränkt wurde. Durch die am 4. Pluviose gleichfalls beschlossene Gerichtsordnung wurde das Departement in 4 Bezirke für die Zuchtpolizeigerichtsbarkeit abgetheilt, wovon

I. Der Bezirk von Mainz

Die Cantone. 1) Alzei. 2) Bechtheim. 3) Bingen. 4) Kirchheim-Boland. 5) Mainz. 6) Niederolm. 7) Oberingelheim. 8) Oppenheim. 9) Wöllstein und 10) Wörrstadt;

II. Der Bezirk von Speier.

Die Cantone. 1) Dürkheim. 2) Edenkoben. 3) Frankenthal. 4) Germersheim. 5) Grünstadt. 6) Mutterstadt. 7) Neustadt. 8) Pfeddersheim. 9) Speier und 10) Worms;

III. Der Bezirk von Kaiserslautern.

Die Cantone. 1) Göllheim. 2) Kaiserslautern. 3) Lauterecken. 4) Obermoschel. 5) Ottenberg. 6) Rockenhausen. 7) Winnweiler und 8) Wolfstein;

IV. Der Bezirk von Zweibrücken.

Die Cantone. 1) Anweiler. 2) Homburg. 3) Landstuhl. 4) Mödelsheim. 5) Neuhornbach. 6) Pirmasenz. 7) Waldfischbach und 8) Zweibrücken, enthält.

Durch einen Beschluß der Consuln vom 24. Floreal 8. wurden diese nämlichen Zuchtpoli-

zeibezirke in Gemäßheit der constitutionellen Departemental-Eintheilung auch zu Gemeindebezirken für die Verwaltungsgeschäfte bestimmt, und dadurch die Eintheilung in Cantone aufgehoben.

Zufolge der verschiedenen Tabellen, welche der B. Lehne *) über die Anzahl der Gemeinden, welche das Departement ausmachen, über die Bevölkerung, Grundsteuer, Personal- Mobiliar- und Luxussteuer mittheilt, enthält dasselbe überhaupt 686. Gemeinden, 323. Höfe, Mühlen ꝛc. eine Bevölkerung von 358,165 Seelen, und bezahlt an obigen Steuern die Summe von 3,969,940 Franken, 55 Centimen. Von diesen Zahlen kommen auf den Gemeinbezirk Mainz 182 Gemeinden, 61 Höfe, 118,895 Seelen und 1,422,689 Franken 15 Centimen an Steuern; auf den Bezirk Speier 181 Gemeinden, 37 Höfe, 125,139 Seelen und 1,366,510 Fr. an Steuern; auf den Bezirk von Kaiserslautern 167 Gemeinden, 134 Höfe, 53,052 Seelen und 557,160 Fr. 50 Cent. an Steuern; und auf den Bezirk von Zweibrücken 156 Gemeinden, 91 Höfe 61,079 Seelen und 623,580 Fr. 90 Cent. an Steuern. Die Bevölkerung der Ge-

*) S. dessen historisch-statistisches Jahrbuch des Dep. vom Donnersberg für das J. 9.

meinde Mainz und Castel beträgt nach dieser Tabelle 21,615 Seelen, ihre Grundsteuer 103,395 Franken, und die Personal- Mobiliar- und Aufwandssteuer 56,954 Franken, zusammen 160,369 Franken. — Die Anzahl der Gebornen, Gestorbenen und Getrauten zu Mainz vom 1. Vendem. J. 8. bis dahin 9. war folgende: Gebohrne 866. worunter 445 Knaben und 421 Mädchen, und unter diesen 12 Zwillingsgeburten und 69 uneheliche Kinder. Gestorben sind: 1423 wobei 414 in beiden Militärspitälern; getraut wurden 256 Paare, worunter 52 vom Militaire. Es geschahen 2 Ehescheidungen, wovon eine wegen achtjähriger Abwesenheit.

Die Anzahl der Gebäude in dem Gemeindebezirk Mainz beträgt 20,235, wovon 2102 auf die Stadt Mainz kommen; im Gemeindebezirk Speier 22,624; im Bezirk von Kaiserslautern 8,518 und im Bezirk Zweibrücken 9942; also im ganzen Departement 61,319 Gebäude.

An Ackerland, Wiesen, Weinbergen, Waldungen und ödem Land enthält das ganze Departement 1,319,573 Morg., oder 31,669,752 Aren *), den Morgen zu 24 Aren, wobei das Nürnberger Ackermaas zum Grunde gelegt ist. Von dieser Totalsumme enthält:

*) Eine Are hält ungefähr 2 Quadratruthen.

Ackerland.

Der Bezirk Mainz	236,097	
" " " Speier	184,829	
" " " Kaiserslautern	149,680	
" " " Zweibrücken	185,801	
Das Departement	756,397	Morgen.

Wiesen.

Der Bezirk Mainz	17,045	
" " " Speier	22,070	
" " " Kaiserslautern	21,728	
" " " Zweibrücken	29,443	
Das Departement	90,286	Morgen.

Weinberge.

Der Bezirk Mainz	13,620	
" " " Speier	13,269	
" " " Kaiserslautern	1,989	
" " " Zweibrücken	1,253	
Das Departement	30,131	Morgen.

Waldungen.

Der Bezirk Mainz	32,289	
" " " Speier	109,445	
" " " Kaiserslautern	131,467	
" " " Zweibrücken	152,558	
Im Departement	425,759	Morgen.

Nebst diesen Waldungen sind noch im Canton Anweiler, im Zweibrücker Bezirk, 306 Morgen Castanienwälder, wovon 14 in der Gemarkung des Hauptortes liegen. — Die Gärten sind in einigen Cantonen zu den Wiesen und das wüste Land zu den Waldungen gerechnet. Was von den letztern nicht mitbegriffen ist, beträgt beiläufig 17000 Morgen für das ganze Departement.

Morgenzahl der National-Waldungen.

Oberinspection Mainz.

Forstbezirk	Mainz	50,439
= =	Neustadt	53,771
= =	Dürkheim	38,932
	Zusammem	143,142 Morgen.

Oberspection Zweibrücken.

Forstbezirk	Zweibrücken	46,952
= =	Kaiserslautern	46,179
	Zusammen	93,131 Morgen.
	Wiederholt	143,142 = ,
	Im Ganzen	236,273 Morgen.
	oder	5,670,552 Aren.

Die Anzahl des im Departement vorräthigen Viehes, der Wägen und Karren

ren, im Anfange des 8. Jahres, war folgende: an Pferden 26,297 Stücke, worunter 383 Hengste, 11,154 Wallachen, 6,561 Stuten, und 2199 Füllen; 1444 Stiere, 11,118 Ochsen, 65,619 Kühe, 22,102 junge Kühe, 36,356 Schaafe; 5,754 Ziegen; 403 Eber; 64,237 Schweine; 6,865 Wagen mit 4 Rädern und 15,336 Karren mit 2 Rädern.

Der Ertrag der Pachtungen und Miethzinse der Nationalgüter des Departements betrug im 5. Jahr 303,224 Franken 72 Centimen; im 6. J. 1,053,349 Fr. 92. Cent. und im 7. J. 1,267,859 Franken. Die Einnahme des J. 8. war ohngefähr der des 7. Jahrs gleich. Wenn man hierzu den Betrag der Regierungs- Stempel - und Tabacksgebühr ꝛc. rechnet, so betrug die ganze Einnahme der Nationalregie der Domainen und Registrirung im 7. Jahr 2,150,000 Franken, und im 8. Jahr 2,215,000 Franken.

Er wäre sehr interessant, wenn man von den gesammten Ländern, welche dies Departement ausmachen, eine eben so genaue Angabe der unter ihren vorigen Regierungen abgeworfenen Einkünfte hätte, um darnach eine Vergleichung anstellen zu können, zwischen dem, was sie jetzt ertragen und was sie ehemals abwarfen.

Der Boden des Departements vom Donnersberge ist für den Getraidebau so vortheilhaft, daß die Einwohner desselben die Menge des jährlich wachsenden Getraides nicht aufzehren können, weshalb ein beträchtlicher Ueberfluß bleibt, der ehemals auf das rechte Rheinufer abgesetzt wurde, jetzt aber im Lande bleibt, da die Ausfuhr der Getraidearten verboten ist. Der Preis derselben ist daher auf dem ganzen linken Rheinufer wenigstens $\frac{1}{3}$ geringer, als jenseits des Rheins.

Wenn es wahr ist, daß der Reichthum des Landmanns, die Basis des Nationalwohlstandes ist, so hat die französische Regierung unrecht, die Ausfuhr des Getraides zu verbieten, dessen Verkauf auf dem rechten Rheinufer unermeßliche Summen an baarem Gelde ins Land ziehen, und den Wohlstand des Landmanns und die Revenuen aus den Nationaldomainen unendlich erhöhen würde. Dieser Gewinn würde jetzt um so größer seyn, da man in Teutschland jene ungeheuren Armeen schon so lange zu ernähren hat, für die in dem Landstrich, den sie besetzt hatten, nicht genug Korn wächst. Diese Maasregel, die so unpolitisch ist, scheint am meisten ihren Grund in dem Hasse der französischen Regierung gegen England zu haben, das einst das abscheuliche Aushungerungsprojekt gegen Frankreich auszuführen gedachte, und an dem man sich jetzt, da es selbst Hungers-

noth leidet, freilich auf Kosten des Landmanns rächt. Wäre die Ausfuhr des Getraides vom linken Rheinufer über Holland nach England erlaubt, so würde die Republik eine ungeheure Summe Geldes wieder in das Land ziehen, die es für Zucker, Caffee, und andere westindische und ostindische Produkte bezahlt, und dieser Gewinn an baarem Gelde würde der Republik größere Vortheile gewähren, als ihr die größte Hungersnoth in England zuwegebringen kann, da sie es doch nun einmal nicht zu verhindern vermag, daß den Einwohnern dieses Landes von andern Nationen Getraide zugeführt werde.

Die Gesetze gegen diese Ausfuhr sind so strenge, daß auch nicht einmal eine Tasche oder ein Säckchen voll Korn oder Waizen auf das rechte Rheinufer zu bringen gestattet wird. Der ansehnliche Gewinn, den der Bauer selbst mit einer kleinen Quantität Korn auf dem rechten Rheinufer zu machen hoffen darf, reizt ihn indeß noch täglich, den Versuch zu machen, Getraide zu exportiren. Der Confiskationen und Prozesse darüber ist kein Ende. So sahe ich noch vor wenigen Tagen im Tribunal correctionell mehrere Bauernweiber richten, die unter dem Gemüse, das sie aufs rechte Rheinufer nach Eltvill bringen wollten, einige kleine Säcke mit Spelz verborgen hatten, den sie daselbst oerkaufen wollten. Sie trugen die Ge-

müskörbe in den Nachen des Schiffers, der sie über den Rhein setzen wollte. Hier wurden ihre Körbe von den Zollaufsehern untersucht, und der Spelz gefunden. Das Tribunal verurtheilte nun nach dem Gesetz die Weiber in die Confiskation ihrer Körbe, in eine Strafe von 10 Liv. in die Bezahlung der Prozeßkosten, und den Schiffer in den Verlust seines Fahrzeugs, wobei ihm der Regreß an die Defraudanten gestattet wurde. Nicht ohne Erbitterung konnte ich den Advokaten der Douane ansehen, der sich zum Werkzeug brauchen ließ, vielleicht mehrere Familien in das tiefste Elend zu bringen. Noch bedauernswürdiger war der arme Schiffer, der durch die Confiskation seines Nachens das einzige Mittel seines Unterhalts verlor, da ihm der Regreß an die Defraudanten bei deren Armuth wohl nicht viel Schadloshaltung zu wege bringen wird.

Man muß über die Fruchtbarkeit des Donnersberger Departements erstaunen, wenn man in den Listen des B. Lehne sieht, wie viel Ueberschuß an Getraide in demselben bleibt, das die Einwohner nicht zu konsumiren vermögen. Indessen ist der Bezirk Mainz bei weitem der fruchtbarste. In gewöhnlichen Jahren bleibt nach Abzug dessen, was verzehrt wird, ein Ueberfluß an Getraide von 1,099,215 Myriagrammen oder 224,730 Zentnern 71 Pf. (den Zentr. zu 100 Pf. Nürnberger Gewicht gerechnet) welcher Ueberschuß im Jahr 8. auf

299,356 Zntr 46 Pf. stieg, und von den vorigen Aeraten waren noch 71,321 Zentr. 25 Pf. vorräthig. Es giebt zwar in diesem und dem Speierer Bezirk Gemeinden, in denen nicht hinlänglich Getraide wächst, aber dieser Mangel wird durch Weinwachs und Kartoffelbau vollkommen gedeckt. Die Fruchtmärkte für diesen Bezirk sind zu Kreuznach, Mainz und Frankenthal.

Der Speierer Bezirk hat in gewöhnlichen Jahren einen Ueberschuß von 7,940 Ztrn. 85 Pf. Im Jahr 8. stieg derselbe auf 40,188 Zentner 92 Pf., wozu noch ein Vorrath von 17,361 Ztrn. 51 Pf. aus vorigen Jahren herkommt. Vor dem Verbot der Ausfuhr wurde dieser Ueberfluß nach der Schweiz gebracht, und auf den Märkten des Bezirks verkauft, die nun zum Absatz nicht hinreichend sind.

Der Bezirk Kaiserslautern hat nur ohngefähr so viel Getraide, als zur Ernährung seiner Bewohner nöthig ist. In Gemeinden, wo dies nicht der Fall ist, wird der Mangel durch Kartoffelbau gedeckt, und der Ueberfluß von den Bezirksnachbarn gekauft.

Nur allein der Zweibrücker Bezirk producirt nicht so viel Getraide, als er bedarf. In gewöhnlichen Jahren beträgt dieser Man-

gel 12,266 Zentner 25 Pf., welcher im Jahre 8. auf 13,288 Zentner 43 Pf. gestiegen war. Der Anbau von türkischem Korn und Kartoffeln ersetzt aber diesen Mangel. Die fehlende Frucht wird aus dem nahen Meurthe-Departement bezogen. Auch kaufen die Müller auf den Märkten zu Alzei, und zu Meisenheim und Kussel im Saar-Departement.

Jeder dieser Bezirke erlitt im Jahre 8. mehr oder minder Schaden durch Stürme, Hagelschlag, Ueberschwemmungen und anhaltender Trockniß, welcher indessen im Ganzen unbedeutend war, und wodurch die Erndte vielleicht nur um $\frac{1}{30}$ vermindert wurde.

Zufolge der Uebersicht, welche diese Darstellung der Getraideproduktion gewährt, beträgt ein Jahr ins andere gerechnet den Ueberschuß an Früchten im Departement auf 218,866 Zentner 70 Pfund. Im Jahr 8. (1800) betrug derselbe 1,594,895 Myriagrammen, und vom vorigen Jahre war noch ein Vorrath von 419,555 Myriagrammen, also war der ganze Vorrath 411,829 Zentner 11 Pfund.

In Ansehung der Manufakturen, Bergwerke, Eisenhütten und anderer Industrieanstalten ist das Departement des Donnersberges sehr zurückgekommen, wovon der Krieg,

dessen Schauplatz es so lange war, und die Mauthgesetze Ursachen sind. Im Bezirk Mainz, Canton Alzey, giebt es einige Papiermühlen, im Canton Bechtheim 11 Oelmühlen, und im Canton Kirchheim-Boland 7 Quecksilbergruben, die seit dem Kriege und auch schon einige Zeit vorher nicht mehr bearbeitet werden. Außerdem giebt es in diesem Canton eine Papiermühle, eine Mühle zum Poliren der Agathe, einige Ziegelhütten ꝛc. — Im Canton Wöllstein liegt unter dem Namen der Karlshalle ein Theil der Kreuznacher Salinen, dessen Ertrag beiläufig ein Siebentheil des Ganzen ausmacht. Die Karlshalle hat nur einen schwachen Grad von Salz, und zwei verfallene Gradirhäuser. Die Compagnie Schmalz und Seligmann hat die ganze Salin für 108,000 Fr. in Pachtung.

Im Bezirk von Speier, in der Nähe von Dünkheim liegen die Salinen der Philippshalle, die aus 6 Gradirhäusern bestehen, welche ihr Wasser aus drei Quellen erhalten, wovon der erste Engelsbrunn genannt, beinahe 1½ Gr. Salzung, der zweite Altbrunn nur ¾ Gr. und der letzte Bleichbrunn 1 Grad Salzung hat. Noch ein vierter, der Klammerbrunn, wird schon seit 13 Jahren, wegen Wassermangel in der Isenbach nicht mehr gebraucht. Vor dem Kriege gewann man in diesen Salzwerken jährlich 6600 Malter Salz, im Jahre 1795

nur 4992 ½ Malter; im Jahr 96. 5924. und im Jahr 97. 5716 Malter. Seitdem hat man auf ihre Ausbesserung mehr verwandt, und zwar im Germinal des 8. Jahres 28388 Frank. und 150,000 Wellen dazu verbraucht. Zu dieser Zeit enthielt die Saline an vorräthigem Salz, Eisenwerk und sonstigen Gegenständen, einen Fond von 149,564 Fr. Sie ist ein Nationalgut, und an die Compagnie Schmalz und Seligman für 54,000 Fr. jährlich verpachtet, wovon monatlich 5,400 bezahlt werden müssen. Nebst dieser Saline sind noch in diesem Canton bei der Gemeine Hardenburg ein Eisenhammer, eine Waffenschmiede und eine Papiermühle.

Zu Frankenthal, im Canton desselben Namens, waren ehemals eine Strumpf- Seiden- und ein Gold- und Silberfaden-Fabrik. Die hiesige Porzellanfabrik ist von dem jetzigen Besitzer, dem B. Recum nach Grünstadt verlegt worden. In diesem letztern Canton befinden sich noch ein Eisenwerk und einige Papiermühlen. — Im Canton Neustadt ist eine Kupfermühle, mehrere Waffenschmieden und Papiermühlen. —

Im Bezirk von Kaiserslautern findet man im Canton Göllheim bei Eisenberg ein Eisenwerk; auch wird daselbst die bekannte Eisenberger Erde gegra-

ben, die in Glashütten gebraucht wird. Noch ist in dieser Mark eine Papiermühle und mehrere Ziegelhütten. — Der Canton Lauterecken ist reich an Steinkohlen. Die ergiebigste Grube ist die, welche man Hohlkreuz heißt. Sie liefert jährlich 30,000 Malter in die Oefen der Bergwerke von Stahlberg, Landsberg und der Theodorshalle bei Kreuznach. Sie gehört der Republik, besteht aus 43 Bergleuten, und giebt einen reinen Gewinn von 2836 Fr. jährlich, das Maas zu 18 kr. gerechnet. — Im Canton Kaiserslautern sind einige Eisenhämmer. Im Canton Obermoschel liegt der Moschel-Landsberg, dessen Bergwerke seit 200 Jahren bearbeitet werden. Man gewinnt jährlich 15000 Pfund Quecksilber, welches an Gelde nach Abzug von 40000 Fr. Ausgaben, einen reinen Gewinn von 16000 Fr. abwirft; 103 Bergleute arbeiten darin. Nächst diesen sind noch in diesem Canton 7 weniger ergiebige und benutzte Quecksilbergruben, wovon die Zinnoberstämme auf dem Limberg zu den ältesten des Landes gehören; ferner eine verlassene Silbergrube auf dem Seelberg, wovon die sogenannten Seelberger Thaler geprägt sind, 6 Steinkohlengruben, ein Steinbruch für Mühlsteine ꝛc. — Im Canton Rokkenhausen liegt der Stahlberg, den man schon im 15. Jahrhundert zu bauen anfieng. Man fand zuerst Silberadern, da aber diese nicht ergiebig genug waren, fieng man an, nach Quecksilber zu forschen,

welches man bis zum 30jährigen Kriege mit Erfolg fortsetzte. Durch diesen wurden die Arbeiten unterbrochen, und erst im Jahre 1728. wieder erneuert. Auf den Bergen wohnen 145 Bergleute, von denen sich jeder eine Hütte gebaut hat. Aus 6 Gruben gewinnt man jährlich etwa 20000 Pfund Quecksilber. Die vierteljährigen Ausgaben steigen auf 12,109 Fr. Die Stämme sind auf 125 Toisen tief unter der Oberfläche des Landes, und 605 unter der Gallerie des Ablaufs. Sonst sind in diesem Canton noch 6 meistens unbearbeitete Quecksilbergruben, einige unbenutzte Schichten Bergharz und einige unbedeutende Steinkohlengruben.

Im Canton Winnweiler sind mehrere Eisenwerke, besonders das des B. Guinant, das seine Materialien aus den Eisengruben im Langenthale bei Imsbach zieht. In diesem Thal findet man auch einige verlassene Silber- Kupfer- und Kobaltgruben ꝛc. — Im Canton Wolfstein sind 13 Quecksilbergruben, und eine noch größere Anzahl Probeminen, die seit dem Kriege meistens unbearbeitet liegen. Nur die Gruben des Potsberges sind seit einigen Jahren wieder mit Erfolg bebaut worden. Die ergiebigste und bequemste ist der Dreikönigszug. Man rechnet jährlich auf 20000 Pf. Quecksilber, welches vor dem Kriege einen reinen Gewinn von 43,637 Fr. abwarf. Es arbeiten in dieser Grube 48 Bergleute. — Noch

befinden sich hier neun, meistens unbearbeitete, Steinkohlengruben, auch werden schöne Agathe daselbst geschliffen.

Im Bezirk Zweibrücken sind einige Waffenschmieden, Papiermühlen, Gypsbrüche und Torfgruben. Im Canton Pirmasens bei Lemberg ist eine Glashütte, die 225 Gulden nebst 1000 Spiegelplatten als Abgabe liefert. Es wird meistens nur Fensterglas darin gemacht. — Bei Zweibrücken sind zwei Oel- und Gypsmühlen, eine Pulvermühle und zwei Ziegelhütten. In der Gemeinde Zweibrücken selbst findet man eine Mützenmanufaktur und eine Wollspinnerei, deren Arbeiten der Krieg unterbrochen hat. Bei Contwig liegt eine größtentheils ruinirte Stahlschmiede.

Die Handlung von Mainz war schon vor dem Kriege im Ganzen unbedeutend, und noch mehr ist sie es während desselben, und besonders seit zwei Jahren geworden, da die Zölle bis an den Rhein vorgerückt sind. Mit dem Stapelrecht, das sie besitzt, mit dieser günstigen Lage an zwei schiffbaren Flüssen, in der Mitte zwischen der Schweitz, Frankreich und Holland, hätte sie eine Handelsstadt vom ersten Range werden müssen, wenn nicht die ungeheuren Rheinzölle bewirkt hätten, daß man die Landfracht vorgezogen hätte. Auch gab es hier nicht jene kühne Spekulanten, wie in Frank-

furt, und so hob dieses sich über Mainz empor, und wurde, was dieses seiner Lage nach hätte seyn sollen, die Lagerstätte der nordischen Waaren für den Süden Teutschlands und das nahe Frankreich, und während des Stillstandes der holländischen Handlung, der Ort, woher das linke Rheinufer und ein großer Theil Frankreichs und der Schweiz seine Specereiwaaren zog. Nichts würde für den Flor Frankfurts gefährlicher gewesen seyn, und nichts fürchteten einsichtsvolle dortige Kaufleute mehr, als den französischen Besiz von Mainz, die Aufhebung der Zölle auf dem Rhein, und die projektirte freie Rheinschiffahrt. Aber wenn es so bleibt, wie es jetzt ist, kann Frankfurt sehr ruhig seyn. Die Zölle sind noch so, wie ehemals, und wo es eine Douane nach solchen Grundsätzen verfahrend giebt, wie hier und am ganzen Rhein, kann keine Handlnng aufkommen, noch bestehen. Nicht einmal der Speditionshandel, der einzige, den Mainz hatte, kann dabei in Zukunft dauern, wie er sich denn jetzt schon um ein Beträchtliches vermindert hat. Ich habe oben schon von den Douane-Formalitäten geredet. Der Chikanen aller Art und der Weitläuftigkeiten beim Ein- und Ausladen der Schiffe, bei der Ankunft der Güterwagen, sind so viele, daß es fast scheint, als habe die Republik nur die Absicht, den Handel ganz zu zernichten. Menschen ohne Moralität, ohne Treu und Glauben, der Auswurf Frankreichs, wie ich sie schon

oben geschildert habe, schalten hier nach Belieben mit dem Eigenthum des Bürgers, und trachten nur ihn dessen zu berauben. Ihre Zweideutigkeit ist schon so allgemein anerkannt, daß ein Bürger, bei irgend einem einigermaßen wichtigen Geschäft nicht ohne zwei Zeugen auf das Bureau der Douane geht, weil er sonst bei dem geringsten Mangel an Aufmerksamkeit das Seinige verlieren kann. Die Accisbedienten sind geschworne Feinde des redlichen Kaufmanns, der bei der Einfuhr seiner Waaren den Gesetzen folgen will. Sie machen ihm so viele Schwierigkeiten, daß er endlich darauf denkt, seine Bedürfnisse heimlich einzubringen, und das ist es, was sie wollen. Ihnen ist der Gewinn, wenn sie ihn ertappen; nicht der Flor des Handels und der Manufakturen der Republik, sondern die Hoffnung auf Beute und Gewinn ist ihre Triebfeder. Ueberdies sind, wie gesagt, die Zollgesetze zum Theil so verkehrt und zwecklos, daß man glauben sollte, die Waaren, die verboten und nicht verboten sind, seyen durchs Loos gezogen. So haftet z. B. auf grobem Tuch ein Einfuhrzoll von 300 Franks für den Zentner. Und doch ist die Republik nicht im Stande, nur 30000 Mann mit in Frankreich verfertigtem Tuche zu kleiden. Ich habe schon der Lieferanten gedacht, die Capots für die Soldaten von Kindern anziehen, und auf das linke Rheinufer bringen lassen. Aber man kann auch ganze

Bataillons mit zerrissenen Röcken auf das rechte Ufer marschiren sehen; hier werden sie von den Lieferanten neu gekleidet, und marschiren dann schön geputzt wieder hinüber. -- Fast derselbe Fall ist es mit dem Salz. Man sagt, die Revolution sei zum Theil mit über die harte Salzauflage entstanden, und dennoch ist bei dem Mangel desselben auf dem linken Rheinufer der Preis desselben so hoch, daß viele Einwohner, besonders am Niederrhein, bei Kölln, gereitzt werden, es heimlich einzuführen.

Als Hauptort des Departements ist übrigens Mainz der Sitz des Präfekts, welche Würde der Staatsrath, Bürger Jollivet, bekleidet. Er ist zugleich General-Commissair der Regierung in den vier neuen Departements. Ihm sind vier Präfektur-Räthe beigesellt. Die Geschäfte der General-Commission, der Präfektur und der Unterpräfektur des Bezirks von Mainz werden in drei Bureau's, dem des öffentlichen Wohls, der Finanzen und der Domänen besorgt. Wie weitläuftig die Geschäfte dieses Mannes seyn müssen, kann man ermessen, wenn man überlegt, daß unter seiner Verwaltung ein Land steht, das weit bedeutender und größer ist, als das erste Kurfürstenthum des teutschen Reichs.

Der Bürger Jollivet hat den Ruf eines geschickten Finanziers und eines sehr ar-

beitsamen Mannes. Er wird, wie man hofft, das Chaos der Finanzen der 4 Departements auf einen regelmäßigen Fuß bringen, welches wirklich höchst nöthig ist. Dieses Geschäft soll der wesentliche Zweck seiner Sendung seyn. Sein Vorgänger, der B. Shee, war wegen seiner vielen Lokalkenntnisse und seines Bestrebens die Leiden dieser Länder nach seinen Kräften zu mindern, überall geschätzt. Er liebte die teutsche Litteratur außerordentlich, und las besonders mit vielem Vergnügen die guten komischen Romane der Teutschen.

Ferner ist hier in Mainz der Sitz der Direction der National-Domainen und des Enregistrements, der Forstverwaltung der Ober-Inspektion Mainz, der Steuern und der General-Einnahme derselben, des Straßen- und Brückenbaues, der Bergwerke, des Garantie-Bureaus zum Stempeln der Gold- und Silberarbeiten, der Bureaus der National-Lotterie und des Haupt-Bureau's der Nationalmauth der Direktion Mainz. Für die Rechtspflege des Departements und des Zuchtbezirks von Mainz halten hier ihre Sitzungen: das peinliche Gericht (tribunal criminel) des Departements von Donnersberg, das Civilgericht, (tribunal civil) das Handelsgericht, (tribunal de Comerce) und das Zuchtpolizei-Gericht (tribunal correctionel) des Bezirks Mainz. Außerdem richten noch die drei Friedensrichter in erster Instanz.

Vom peinlichen Gerichte wurden vom 11. Ventose des 6. Jahres bis zum Anfang des Vendemiaire des 9. J. zusammen 74 Criminalurtheile gefällt, worunter zwei Todesurtheile waren, deren eines vom Revisionsgericht kassirt wurde, und das andere in Contumaz gesprochen war. – Vom Civiltribunal wurden vom 4. Pluv. des 6. Jahrs bis zum Vendemiaire des 9. J. 6283 Urtheile gesprochen; vom Handelsgerichte vom 18. Pluv. 8. J. dem Tage des Anfangs seiner Sitzungen bis zum Ende desselben Jahrs 220, und vom Züchtigungstribunal vom Ventose des 6. J. bis zum Anfange des 9. J. 73. correctionelle Urtheile.

Ferner ist hier der Sitz des Gouverneurs der Festung Mainz und des Forts Castel und das Hauptquartier der neuerrichteten Nordfrankenlegion unter den Befehlen des Brigadegenerals B. Eikemeier. Jetziger Gouverneur ist der General Chambarlac. Dieser commandirte eine Division in der Schlacht bei Marengo.

Die Universität zu Mainz besteht durch einen Beschluß des Regierungs-Commissairs vom 9. Floreal des 6. Jahres. Sie ist im Besitz des beträchtlichen Fonds geblieben, welchen ihr der Kurfürst aus den Pfründen verschiedener reicher Klöster anwies, von welchen die Pro-

fessoren bezahlt werden. Sie ist in zwei Theile abgetheilt, nemlich in die Centralschule und Special-Arzneischule. Aber die Musen fliehen, wo die Trommel wirbelt und die Trompete schmettert. Dies sieht man an dieser Universität oder Centralschule, welche aller Beschlüsse und Verordnungen ungeachtet, noch nicht in die Höhe kommen kann. Die Regierung hat wirklich für die Bildung in den höhern Wissenschaften dadurch etwas gethan, daß sie diese hohe Schule, so wie die übrigen auf dem linken Rheinufer im Besitz ihrer Güter lies, aber destoweniger für die Organisation der längst dekretirten Primärschulen und Gymnasien. Diese Anfangsschulen sind noch ganz auf dem ehemaligen Fuße, wo sie existiren, und an mehreren Orten existiren sie gar nicht, und der Unterricht der Jugend ist der Sorge der Aeltern allein überlassen. In einigen Orten sind noch von den Zeiten vor der Revolution her Gymnasien, in andern nicht, und so entstehen Mangel an Harmonie und Lükken in dem Unterricht. Dieser Mangel an ersten Unterrichtsanstalten ist die Ursache, daß die Anzahl der Schüler der Centralschule so geringe ist. Dazu kommen Vorurtheile, Aberglauben, Partheisucht und mehrere andere Dinge, die das Gute verhindern, und den Wirkungskreis der Männer einschränken, die hier als Lehrer angestellt sind. Die meisten derselben

sind als Männer von Geist auch auswärts bekannt, und haben dies durch Schriften bewiesen. Die Namen derselben sind folgende:

B. Ackermann, Professor der Anatomie und Physiologie, durch mehrere Schriften bekannt. Er ist unter andern Verfasser des Versuchs einer physikalischen Darstellung der Lebenskräfte. Frankfurt am Mayn 1797. 1800. 2 Bände 8vo.

B. Anschel, Prof. der Chemie und Experimentalphysik.

B. Bodmann, Prof. der Gesetzgebung. Ein schätzbarer Rechtsgelehrter und Diplomatiker.

B. Forest, Prof. der Oekonomie.

B. Köck, Prof. der Zeichenkunst.

B. Köler, Prof. der Naturgeschichte und Botanik.

B. Lehne, Prof. der schönen Wissenschaften. Er war Herausgeber des Beobachters vom Donnersberge, und ist Verfasser verschiedener Flugschriften und des Jahrbuchs für das Donnersberger Departement.

B. Mathiä, Prof. der alten Sprachen.

B. Megele, Prof. der Thierarzneikunde, Verfasser einer Schrift über die Vieh-

seuche; Mainz 1795. und einer andern: Ueber die Raute der Pferde in Kriegsdiensten; ebend. 1795. 8.

B. A. Metternich, Prof. der Pathologie und allgemeinen Therapie.

B. Math. Metternich, Prof. der Mathematik.

B. Molitor, Prof. der theoretischen und praktischen Chemie.

B. Neeb, Prof. der Philosophie und Moral.

B. Pierre, Prof. der französischen Sprache.

B. Schneidler, Prof. der Geschichte.

B. Wedekind, Prof. der speciellen und angewandten Therapie. Seine Werke sind allen Aerzten bekannt.

B. Weidmann, Professor der Chirurgie und Entbindungskunst.

Der Gehalt der Professoren beträgt ohne Unterschied 2500 Franken, oder etwa 1200 Gulden, wofür sie die Vorlesungen öffentlich und unentgeldlich zu halten haben. Der Präsident und Secretair der Universität werden alle drei Monate in der allgemeinen Versammlung der Professoren neu gewählt. Diese Versamm-

lungen sollen gewöhnlich am fünften Tage der Decade statt haben. Sonst gehört noch zum Personale der Universität der Prosektor der Anatomie B. Thiel, und der botanische Gärtner Seiz. Zur Verwaltung der Einkünfte derselben ist eine Verwaltungskommission niedergesetzt, die aus einem Präsidenten, jetzt dem B. Megele, vier Mitgliedern aus dem Civil- und Handelsstande, einem Generaleinnehmer und einem Secretaire besteht. Die Ferien dauern jährlich 2 Monate, und fangen vom 1. Vendemiaire an. Das Gebäude, worin die Vorlesungen gehalten werden, ist das ehemalige sehr geräumige Seminarium.

Die Universität besitzt auch eine Bibliothek, deren Bibliothekar der B. Fischer ist, der an Blau's Stelle dazu ernannt wurde. Sie besteht nach der Vereinigung der ehemaligen Carthäuser- und Jesuiten-Bibliotheken aus mehr als 80000 Bänden, die mit Ausnahme der juristischen und theologischen Werke systematisch geordnet sind. Die Kriegsumstände haben die Anschaffung der neuesten Werke der Literatur verhindert, aber im historischen Fach, besonders in Ansehung der Kirchengeschichte ist sie sehr gut versehen, und in der Anatomie und Naturgeschichte besitzt sie vortreffliche Werke. Sie ist für das Publikum, und die Studierenden an allen ungleichen Tagen der Decade d. i. den 1. 3. 5. 7. und 9. offen.

An dem gedachten B. Fischer, besitzt die Bibliothek einen Mann, der mit großem Eifer daran arbeitet, sie zu ordnen und zu vervollkommnen. Er hat in einem sehr interessanten Werke unter dem Titel: Beschreibung einiger typographischen Seltenheiten, nebst Beiträgen zur Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Erste Lieferung. Mainz und Nürnberg 1800. mehrere Nachrichten über dieselbe und einige ihrer Schätze geliefert. Er unternahm die herkulische Arbeit, die ganze große Büchermaße, von welcher gar keine Verzeichnisse sich vorfanden, in Ordnung zu bringen, und legte zehn Monate nach seiner Anstellung der Versammlung der Professoren schon acht systematische Cataloge über acht verschiedene wissenschaftliche Fächer vor. Der folgende Inhalt der gedachten Schrift des B. Fischer ist Erläuterungen und Untersuchungen über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst gewidmet. B. Fischer führt aus dem Universitätsarchiv von Mainz, das unter der Aufsicht des B. Bodmann steht, und mehrere tausend unbekannte Urkunden enthält, einige an, welche zu beweisen scheinen, daß Mainz ganz allein die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst gebührt, wenn gleich andere Gelehrte Strasburg, und einige auch Harlem dafür gehalten haben. Durch eine Urkunde, die sich im Universitätsarchiv befindet, und hier mitgetheilt ist, ergiebt sich, daß Gutenberg nach dem berühmten Prozesse mit Fust und Schöffer um

das Jahr 1459 noch Bücher gedruckt, und auch noch willens war, deren mehr zu drucken; da hingegen Zapf und andere Schriftsteller äußern, daß Gutenberg nach dem Prozesse mit Fust und Schöffer, welchen er wegen einer Schuld das Zeug abtreten mußte, nicht mehr im Stande gewesen sey, noch etwas zu drukken. Der B. Fischer erwähnt nun einiger im Universitätsarchiv befindlichen alten Drucke von Gutenberg, typographische Monumente von großem Werth durch ihre Seltenheit und ungemeine Sorgfalt und Correctheit des Drucks. Eins seiner ersten Werke war ein Donat. Von diesem Donat hat man Fragmente entdeckt, und sogar Tafeln aufbehalten, die durch die Länge der Zeit von Würmern zernagt sind, und welche der Verfasser theils von dem B. Bodmann, theils durch seine eigenen literarischen Untersuchungen erhielt. Das erste Fragment ist in groß Quart auf Pergament und enthält 35 Zeilen auf einer Seite. Die Gleichheit der Zeilen läßt keinen Zweifel übrig, daß dieser Donat in Holz geschnitten sei, wofür noch andere Vermuthungen sprechen. Ein anderes Fragment ist ein Beweis eines Versuchs mit beweglichen Buchstaben zu drucken. Diese sind geschnitten unförmlich und gothisch. Auch dieses Fragment ist auf Pergament in Quart gedruckt, und hat 27 Zeilen auf jeder Seite. Bei einem dritten Fragment des Gutenbergschen Donats hält es B. Fischer für gewiß, daß

es mit geschnittenen metallenen Buchstaben gedruckt sey. Die Ausgabe dieses Donats ist um das Jahr 1449 oder 1450 zu sehen, und Johann Gutenberg noch allein zuzuschreiben. Von jedem dieser aufgefundenen Fragmente, welche noch ganz unbekannt und ohne Zweifel frühere Versuche von Gutenberg sind, hat B. Fischer einige Zeilen in Kupfer stechen lassen. — Einen wesentlichen Verlust hat die Universitäts-Bibliothek durch ein vom General Cüstine weggenommenes höchst seltenes Exemplar des von Fust und Schöffer gedruckten Psalters von 1457, von welchem man nur noch 7 Exemplare in neuern Zeiten entdeckt hat, gelitten. Dieses wurde nebst der 1462 gedruckten Bibel abgeholt, ohne daß man weiß, wo beide hingekommen sind; aber in die Nationalbibliothek zu Paris sind sie nach nähern Nachrichten nicht gelangt.

Die gute Meinung, welche man in Teutschland von den französisch-militairischen Krankenanstalten hegt, veranlaßte mich, die hiesigen Militärspitäler zu besuchen, um mich persönlich von dieser angerühmten Vortrefflichkeit zu überzeugen. Aber es geht hier, wie mit den meisten öffentlichen Anstalten. An der Unordnung der Finanzen, an der Habsucht und Nachläßigkeit der dabei angestellten ökonomischen Beamten, scheitern die besten Plane der Regierung, und die Kunst der Aerzte.

Die Anordnung des Spitalwesens ist bei keiner Armee in Europa so vollkommen, als bei der französischen, wovon ich durch das neue an einem andern Orte mitzutheilende Reglement einen Beweis abzulegen gedenke; bei keiner Armee gab es geschicktere Wundärzte, nirgends zeigte sich mehr jener hehre Geist der Menschlichkeit, der dem kranken und verwundeten Krieger seine Leiden versüßt, wenn er für sein Vaterland geblutet hat, aber hier in Mainz und an vielen andern Orten der Republik verspricht man nur, ohne Wort zu halten.

Es giebt in Mainz zwei Militär-Hospitäler, das Johannis-Hospital und das im Schönbornschen Hause am Thiermarkt. Jenes steht unter der Direction des bekannten Arztes, Dr. Wedekind, und enthält nur solche Kranke, die medizinischer Hülfe bedürfen, dahingegen im Schönbornschen Hause die Verwundeten geheilt werden. Schon das Local des erstern hat alle Mängel, die ein Hospital nur haben kann. Es liegt am Münsterthor, dicht unter dem Wall, in einer feuchten Gegend, ohne hinlängliche Sonne und freie Luft. Die teutschen und französischen Armeen hatten während des ganzen Kriegs ihre Kranken stets im ehemahligen Schlosse des Kurfürsten, welches ihrer 3000 bequem fassen konnte, das eine freie Lage am Rhein hat, und alle mögliche Vor-

theile gewährt, die man von einem Hospital verlangen kann.

Man nahm dem kranken Krieger diesen wohlthätigen Aufenthaltsort, und verlegte die Kranken in die Häuser, worin sie sich jetzt befinden. Das Johannisspital faßt nur 200 Kranke, und jenes auf dem Thiermarkt ihrer 300. Beim Eintritt in das erstere fühlt man die feuchte Luft schon, die besonders im Erdgeschoß herrscht. Das Wasser läuft hier von den Wänden, an denen die Kranken liegen. Besser sind die obern Säle, in denen durch blecherne Luftzüge für die Erhaltung der reinen Luft gesorgt ist. Aber man erwarte nicht hier jene Reinlichkeit zu finden, wie man sie im Militärspital zu Wien, oder in den Krankenhäusern zu Würzburg und Bamberg antrifft. Die Zimmer sind schmutzig, und die Betten nicht minder, obgleich jeder neu ankommende Kranke ein reines Betttuch erhält, aber es fehlt an Leibwäsche. An einen gesunden und heitern Saal für die Genesenden, oder an einen offenen Spazierort für sie, ist nicht zu denken. Sie wandeln bleich, wie die Gespenster, in dem langen feuchten Gange hin und her, der von den Dünsten vergiftet wird, die aus den untern Zimmern kommen. Von ihren Krankheiten genesen, sterben sie dann an der Spitalcachexie — eine schreckliche Benennung, — die nicht existiren sollte.

Hier in diesem Spital ist Brown's Reich! Mohnsaft, Aloe, China und Wein sind fast die einzigen Mittel, die man hier anwendet, und anwenden kann. Alle Morgen macht B. Wedekind seine Besuche in den Sälen, wobei ihn einige seiner Schüler begleiten. Er examinirt den Kranken, fragt seine Zöglinge um ihre Meinung, und verordnet dann die Mittel, die der anwesende Apotheker aufschreibt. Ein Krankenwärter trägt den Medizinkasten, und der Patient erhält sogleich seinen Bolus Aloe, seine Opiumpillen, oder Chinawein u. s. w. Bei den meisten Kranken wurden diese oder ähnliche Mittel verordnet, nachdem das Examen der Kranken mit vieler Genauigkeit geschehen war.

Wenn die Anwendung der Brownschen Heilmethode irgendwo zweckmäßig ist, so ist es hier. Was soll der Arzt diesen von Strapazen und Hunger erschöpften Menschen in dieser feuchten verdorbenen Luft anders geben, als sthenische Mittel, da alles darauf hinwürkt, ihre Krankheiten asthenisch zu machen? Brown rettet manchem dieser Unglücklichen das Leben, und Wedekind versteht ihn, und weiß seine Vorschriften praktisch anzuwenden. Er kennt den zweckmäßigen Gebrauch des Opiums, und heilt Faul- und Wechselfieber allein damit.

Monatlich pflegt der B. Wedekind in der Mainzer Zeitung, dem Beobachter vom Don-

nersberge, Nachrichten von seinem Spital bekannt zu machen. Im Monat Vendemiaire des 9. Jahres waren 596 Kranke im Spital. Von diesen verließen hergestellt von ihren Krankheiten 269 dasselbe, 20 starben, und 107, zur Hälfte Convalescenten, blieben im Spital zurück. Es waren 132 Kranke weniger, als im verflossenen Fructidor und den Ergänzungstagen, und doch zehn Todte mehr. Die Ursache dieser größern Sterblichkeit lag darin, daß der Charakter der Krankheiten in überaus grosser Schwäche, (Asthenie) bestand, und heilsame starke Crisen eben so selten, als Hang zur Wassersucht und Neigung zur Cachexie allgemein waren. Nicht eine einzige Lokalentzündung und nur vier gallichte Fieber kamen in diesem Monate vor, dagegen 220 Wechselfieber. Diese ausgezeichnet große Sterblichkeit schreibt der B. Wedekind auf Rechnung der kalten Betten, und des bis zum Anfang des Brumaire verschobenen Heitzens der Krankensäle bei so nasser und kalter Witterung, als die im Vendemiaire war. (!!)

Von den Wechselfieberkranken verließen 185 geheilt das Spital. Nach angestellter Berechnung von geheilten und ungeheilten, eins ins andere, kamen 9$\frac{7}{9}$ Tage auf die Cur jedes Wechselfiebers, welches, wenn man auf die oben angeführten Umstände, auf die üble Lage und Beschaffenheit des Spitals und auf

die Complikation der Wechselfieber mit chronischem Catharr und Wassersucht Rücksicht nimmt, zu Gunsten des Wedekindschen Heilverfahrens zeugt. Er bediente sich schon, wie er in der Nachricht sagt, seit Jahr und Tag dabei, statt der Chinarinde des Mohnsafts.

Von 50 Faulfieberkranken, unter denen nur 14 im Vendemiaire neu angekommen waren, wurden 23. geheilt entlassen, 10 waren Convalescenten, 7 noch in der Cur, und 10 starben, wovon bei 9 die Lebensflamme so ganz unbemerkbar, wie es bei Lungensüchtigen oft geschieht, erlosch, der zehnte aber in einem Zufall seiner Fallsucht das Leben verlor. Die Faulfieber dieses Monats hatten, so wie die des Fructidors, etwas Typisches in ihrem Verlauf, gränzten aber, ob sie gleich fast alle mit Petechien begleitet waren, näher an die Schleimfieber. Genesmittel waren Mohnsaft, Wein, Vitriolsäure und bei vielen Vesicatorien.

An der Wassersucht starben von 15 Kranken fünf; an der Spitalcachexie von 13 sieben; am Scharlachfieber mit bösem Halse 1; welches also die Zahl von 10 Todten ausmacht. Merkwürdig findet es B. Wedekind, daß im Vendemiaire nur 2 Lungensüchtige im Spital waren, und daß in seinem Verzeichnisse nur 9 Catharre, und kein einziger böser Hals, ausgenommen jenes Scharlachfieber, vorkamen.

Ausleerende Mittel leisteten nur in einigen Fällen bei den asthenischen Kranken gute Dienste; die reizende und Fäulnis widrige Methode war fast durchgängig anzuwenden.

Das Hospital im Schönborner Hofe steht unter der Direction des B. Demont. Ohnerachtet des vortheilhaftern Lokals ist die Unordnung und der Schmutz darin noch weit größer, als im Johannis-Spital. Die Behandlung der Kranken ist hier ganz von der entgegengesetzten Art. Tisanen, Cremor Tartari, Salpeter und andere Salze fressen an den Fäden des Lebens. Hier wird noch ganz die alte französische Heilmethode angewandt; denn die Aerzte dieser Nation kennen noch sehr unvollkommen die neuern Entdeckungen in der Medizin.

Uebrigens tritt jetzt bei den Franzosen ein fühlbarer Mangel an geschickten jungen Wundärzten ein, da der lange Krieg eine Menge von ihnen dahin raffte, welche bei den mangelhaften Unterrichtsanstalten noch nicht wieder ersetzt werden konnten.

Verzeichniß

der im Militär-Spitale St. Johann während des 8. Jahres behandelten Kranken und Gestorbenen.

(vom 22. Sept. 1799. bis 22 Sept. 1800.)

Monate.	Zahl der Kranken.	Zahl der Todten.	Anmerkungen
Vendemiaire	511.	10.	Darunter waren: Gewöhnlich anhaltende Fieber 341. Gallichte Fieber 263. Faulfieber 537. Ausschlachsfieber 58. Wechselfieber 1462. Oertliche Entzündungen 339. Catarrhe 433. Rheumatismen 118. Ruhr u. ähnliche Krankh. 92. Sonstige seltnere Krankh. 739.
Brumaire	381.	7.	
Frimaire	481.	17.	
Nivose	310.	37.	
Pluviose	395.	25	
Ventose	392.	25.	
Germinal	278.	24.	
Floreal	408.	19.	
Prairial	304.	19.	
Messidor	344.	16.	
Thermidor	247.	12.	
Fructidor und Ergänzungstage.	405.	10.	
Zusammen	4456.	221.	

Man kann diese Sterblichkeit in einem Militairspitale, worin weder Krätzige noch Venerische aufgenommen werden dürfen, und worin chronische Krankheiten nur sehr selten vorkommen, nicht anders, als gering finden. B. Wedekind schreibt dies der Anwendung des Opiums zu, womit er die Faulfieberkranken behandelte, deren am meisten starben. Er machte damit im Germinal den Anfang, als er nach einer dreimonatlichen Krankheit seine Dienste wieder antrat. Daher die verhältnißmäßig geringere Sterblichkeit vom Floreal bis zum Ende des Jahres 8., wo sie eben am größten hätte seyn sollen.

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Einwohner von Mainz. Ihre Leiden. Deportationen. Verfolgung der Klubbisten. Der General N... Hatry. Einfluß der ausgestandenen Leiden auf den Charakter der Einwohner. Unzufriedenheit derselben. Anekdoten. Inschrift am Brunnen auf der großen Bleiche. Die Freunde der Freiheit. Forster. Zwei Briefe von ihm. Lux. Sein Tod. Felix Blau. Eikemeyer. Hoffmann. Wedekind. Verzeichniß der während der Mainzer Revolutions-Periode erschienenen Schriften. Absonderung der Einwohner wegen politischer Meinungen. Freiheit im Reden. Mainzische Beamte. Der Hofrath Nau. Vergnügungen. Die Mainzerinnen. Lesebibliotheken. Sittenverderbniß. Das teutsche und das französische Schauspiel zu Mainz. Der travestirte Hamlet. Das Dorf im Gebürge von Kozebue. Geschichte der Entstehung des französischen Theaters. Mainz im Belagerungsstande. Buchhandlungen. Lesekabinet. Der Beobachter vom Donnersberge. Gasthöfe.

Man sieht es den Einwohnern von Mainz auf den ersten Blick an, daß sie von einer ganz andern physischen und geistigen Natur sind, als z. B. die von Kölln. Ihre Gesichtsbildungen sind sprechend und ausdruckvoll, und an Witz und Lebhaftigkeit fehlt es ihnen nicht. Einen schönen Landstrich bewohnend, der mit Leichtigkeit alles giebt, was der Mensch zum angenehmen Leben bedarf, hüpften sie mit fröhlichem Leichtsinn durch das Leben, und pflückten überall die Blume des Genusses, die sich ihnen am Wege darbot. Kaum konnten acht Jahre des schrecklichsten Krieges einen Theil dieser Jovialität unterdrücken, die noch bei der leisesten Hoffnung des Besserwerdens, und kleinen Anlaß zur Freude hervorleuchtet. Sie haben alles erfahren, was der Krieg Entsetzliches hat, und geduldig, oft lächelnd, aber mit einer Thräne im Auge trugen sie ihr Geschick, und erzählen jetzt davon. Keine Einbildungskraft denkt, und keine Feder beschreibt die Begebenheiten dieser

Jahre. Jünglinge und junge Mädchen erlebten Dinge, die sonst Greise nicht erfuhren. Aber ohne Erbitterung sprechen sie davon, wie grausam man mit ihnen umgieng. Die politische Intoleranz, jene Furienschwester der religiösen, hielt das Schwert der Verfolgung über sie. Sie sahen ihre Mitbürger und Mitbürgerinnen, Freunde und Verwandte, die man Nichtpatrioten hies, — ruhige, friedliebende Menschen — tausendweise aus der Stadt exportiren, weil sie zum Theil jenen thörichten Eid nicht schwören wollten, der unnütz war, so lange die daurende Herrschaft der Franzosen in dieser Stadt unentschieden blieb. Man schaudert, wenn man an jene Tage, besonders an den 24. Junius 1793. denkt. Fünfzehnhundert Menschen, unter ihnen eine große Anzahl Weiber und Kinder, wurden an diesem Tage über die Schiffbrücke, und aus dem nach Wisbaden gehenden Thore von Kastel geführt. Hier standen diese bedaurungswürdigen Schlachtopfer der Partheiwuth und der Hungersnoth, auf freiem Felde, und konnten weder vorwärts und rückwärts. Die Einwohner von Mainz baten bei den französischen Generälen, um die Erlaubniß, daß diese Exportirten zurückkehren dürfen, und die emigrirten Mainzer bei dem Könige von Preußen um ihre Annahme, aber alles war vergebens. Der Briefwechsel darüber hielt einige Tage an, während welcher Zeit diese Un-

glücklichen in der Nässe und Kälte der Nächte auf dem Felde liegen bleiben mußten. Um sie her wüthete der Krieg. Von allen Batterieen von Hochheim feuerte man während der Nacht. Mehrere Kinder starben vor Schrecken, eine Magd wurde erschossen, und zwei Weiber kamen auf freiem Felde nieder. Wer sah eine solche Jammerscene? Ungerührt blickten die gegenseitigen Feldherrn, und sogar ein König, den man den Menschenfreundlichen genannt hat, auf dieses namenlose Elend. — Menschlicher schlugen die Herzen der gemeinen französischen Soldaten. Die Chasseurs nahmen unter ihren Mänteln mehrere Kinder wieder mit in die Stadt zurück, und gaben sie ihren Familien wieder. Diese edeln Männer brachten selbst Frauenzimmer auf ihren Pferden zurück, und kein Opfer war ihnen zu groß, um das Schicksal dieser Unglücklichen zu erleichtern. Ein französischer Offizier gab seine goldene Uhr und seine ganze Baarschaft von 13 Louisd'or her, um diese verlassenen Menschen zu unterstützen. Endlich gab der General d'Oyré in dem über diese Exportation entstandenen Streite nach, und lies die Unglücklichen wieder in die Stadt zurückkommen. Fast alle Einwohner giengen ihnen entgegen, und geführt von den französischen Soldaten, kehrten die von Hunger und Ungemach Ermatteten in ihre Heimath zurück.

Das Gegenstück zu diesen schrecklichen Auftritten, waren die nach der Eroberung geschehenden Verfolgungen der sogenannten Clubbisten und Patrioten. Als ob der Feind noch nicht Elend genug gestiftet habe, trieb der Teutsche seine unglücklichen Landsleute in der Stadt und auf dem Lande, — die Patrioten — meistens Leute, welche den Drohungen und der Gewalt unterlagen, irregeführt, wenige Verräther, wie eine Heerde Vieh nach den Gefängnissen, und zerstörte mit Hülfe der Privatrache und der Bosheit heuchlerischer verrätherischer Menschen, blühende Dörfer und glückliche Familien, weil sie geschworen hatten. Man richtete willkührlich über vorausgesetzte Meinungen, wollte sich rächen, und mishandelte Schwache und Unschuldige. Mit bewundernswürdiger Geduld und Ergebung trugen die Mainzer ihre Leiden; sie sahen ihre Häuser brennen, die Ihrigen verbannen, ächten und strafen, ihre Häuser Jahre lang voll roher Soldaten, und sie duldeten. Sie wurden vom Korporalstock des General N. . regiert, der ohne Unterschied der Person bei der geringsten Kleinigkeit, oder wenn zwei oder drei Personen auf der Straße zusammenstunden, zwanzig und fünf aufzählen lies, und dem deshalb die Bürger bei seinem Abzuge aus Mainz, als er die Stadt den Franzosen überlies, die Zahl 25 an den Wagen mahlten, — und sie schwiegen, weil man nicht reden durfte. — Endlich legte der Ge-

neral Hatry am 30. Dec. 1797. beinahe eine ganze Armee in die Stadt, weil ihm N.. gesagt hatte, die Bürger wären rebellisch, und sie ernährten über einen Monat lang die ungeheure Anzahl Soldaten, bis die Ueberzeugung, daß sie keine Rebellen wären, den General Hatry bewog, ihre Menge zu vermindern, und den Befehl zu geben, daß die Bürger den Soldaten weiter nichts, als Obdach und Licht schuldig wären. Endlich wurden sie organisirt und chikanirt, in Belagerungsstand erklärt, und sie schwiegen und duldeten! Sie haben einsehen lernen, daß sie von Freund und Feind wenig hoffen dürfen.

Die mancherlei großen und schrecklichen Auftritte, wovon die Bewohner der Rheinufer so lange, und so oft Zeugen waren, haben ihrem Charakter eine Art von Unerschrockenheit aufgedrückt, und sie gleichgültig bei vielen Dingen gemacht, wo man anderwärts zittern würde. Selbst Frauenzimmer tragen dieses Gepräge der Furchtlosigkeit. Junge Mädchen reden von Bomben, Haubitzgranaten, Carcassen und Wachteln, die sie alle haben kennen lernen. Sie sprechen davon, wie von einer neuen Mode, und fürchten sich nicht, durch eine Halbbrigade zu hüpfen, die denn hier auch artiger und wohlgezogner ist, als sie es wohl am Inn oder der Donau seyn mag. Indessen verleugnet sich der französische

Charakter in der Artigkeit gegen Damen fast niemals. Höchst selten wird man von französischen Soldaten jene plumpen Zoten und Späße hören, wie bei den andern, wenn sich ein Frauenzimmer in ihrem Gesichtskreise blikken läßt.

Jener Briefsteller in Beckers Reise hatte nicht unrecht, wenn er darin eine traurige Schilderung von Mainz macht, wie es gleich nach der teutschen Besitznahme war; aber fast 3 Jahre später, als dieser Reisende, konnte ich jene Zufriedenheit in den Einwohnern noch nicht finden, die er sogleich nach der Besitznahme durch die Franzosen am Ende des Jahrs 1797. bemerkt haben will. Ach! wer spricht hier mit Entzücken von der Zukunft, wie er sagt, und hofft, daß das „neu erschienene Götterkind, die Freiheit,“ die ausgestandenen Leiden mit Wucher vergelten werde. Die Zeiten sind vorbei, wo man von der französischen Revolution Glück für die Menschheit erwartete. Die Franzosen haben sie um das schönste Geschenke des Himmels, die Freiheit, betrogen. Weil ihre Natur zu verderbt war, um dem einfachen Gesetz zu gehorchen, wollten sie die Welt in den Wahn setzen, jene erhabenen Grundsätze seyen nicht anwendbar für die Oldenbarneveld, Algernon Sidney und Vergniaux bluteten. In dem Buche ihrer Constitution haben sie das Kapitel von den Rech-

ten des Menschen ausgelöscht, und jetzt sind sie durch Arretées und Beschlüsse regiert, die ein Gouvernement giebt, dessen Macht keine Grenzen kennt, als die es sich selbst setzte, und das daher aufhören kann, so, wie bisher, gerecht und groß zu seyn, wenn es will.

Wenn man es nicht schon gewohnt wäre, zu sehen, wie selten manche Regierungen Rücksicht auf das Wohl ihrer Bürger nehmen, die sie nur als Mittel betrachten, so sollte man glauben, das französische Gouvernement habe von jeher keinesweges die Absicht gehabt, die eroberten Länder auf dem linken Rheinufer für sich zu behalten. Man hat das Land geplündert, ungeheure Armeen sind Jahrelang darin ernährt worden, man hat es durch eine eigene Ausleerungscommission im eigentlichen Verstande ausgeleert, den Handel vernichtet, die Ausfuhr des überflüßigen Getraides verboten, und dennoch, besonders in den Städten, unermeßliche Taxen eingeführt, wobei Willkühr und Unordnung an der Spitze stehen, statt durch sanfte Gesetze und billige Foderungen die Gemüther für sich zu gewinnen.

Und alle diese Leiden trugen die Mainzer mit Geduld. Ihr heiterer Sinn dabei ist ein schönes Geschenk des Himmels, das ihr Ungemach mindert. Sie lächeln selbst über den

Spott, den man mit ihnen trieb, da man dort auf der großen Bleiche an der Säule des Brunnens ein Stück Papier mit der Inschrift anklebte, die man noch sieht: A la nation française et ses armes liberatrices, le peuple de Mayence reconnoissant! — (Der französischen Nation und ihren Freiheitsbringenden Waffen das dankbare Mainzer Volk!)

Die Männer, welche hingerissen vom Geiste der Zeit, voll Ahndungen einer schönern Zukunft für ihr Vaterland, hier mit Entzükken die Franzosen ankommen sahen, haben ihren Irrthum eingesehen. Treu geblieben den schönen Grundsätzen, welche die französische Revolution aufstellte, und sie gründeten, stehen sie einsam zwischen den wankelmüthigen Franzosen und den Feinden aller Aufklärung und Freiheit. Mehrere von ihnen sind schon hinüber gegangen in eine bessere Welt. Da stehe ich nicht ohne Rührung vor Forsters Hause in der Universitätsstraße, wo ich bei ihm war, und er mir mit Gefühl und Feuer die schönen Früchte schilderte, welche die Revolution zur Reife bringen würde. Seine lebhafte Einbildungskraft entwarf ihm ein freundliches Bild von dem glücklichen Zustande der Bewohner dieser Gegenden, wie sie nach Abschaffung der Hierarchie und durch Einführung einer guten Verfassung bessere und vernünftigere Menschen wer-

den würden. Sein Herz ahndete große Vortheile für die ganze Menschheit. Nicht Eigennutz, nicht die Herrschsucht trieb ihn in die stürmischen Gefilde der Politik. Er konnte einsehen, daß seine bürgerlichen Umstände nicht besser werden würden, als unter einem freigebigen Fürsten, von dem er fast 4000 fl. Gehalt erhielt. Es war reines Wohlwollen für die Menschheit und seine Mitbürger. Aber bald sahe er ein, daß die Menschen, die hieher gekommen waren, die Freiheit zu predigen und zu gründen, falsche Apostel waren. Als er einst höchst unwillig von den Commissarien zurückkam, denen er im Namen der Administration vergebliche Vorstellungen gegen den Verkauf der Kurfürstl. Möbeln gemacht hatte, die nach seiner Meinung dem Mainzer Volk hätten zukommen sollen, sagte er: Ich sehe, daß mit allen diesen tönenden Worten diese Bluthunde es nur auf Geldschneidereien anlegen, und auf diese Art muß es mir wehthun, zum Verderben des Volks die Hand geboten zu haben, für dessen Besten ich mich so gern aufgeopfert hätte. Von dieser Zeit schien er Mainz verloren zu geben, und richtete, da er nirgends hinkonnte, sein Bestreben nur darauf nach Paris zu gehen. — Von hier aus schrieb er an einen seiner Freunde in Teutschland zwei merkwürdige Briefe, die zwar schon gedruckt sind, aber vielleicht nicht bekannt genug wurden,

um den Mann vollends zu rechtfertigen, dessen menschenfreundliches Herz die höchste Achtung verdiente.

Paris den 11. Jul. 1793.

„Meine Lage in Mainz war so besonderer Art, daß ich, ohne meinen Grundsätzen zuwider zu handeln, nicht umhin konnte, eine thätige Rolle bei den öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen, und endlich selbst einer von den Hauptverbreitern des französischen Systems zu werden. Ich habe von der Mitte des Novembers mit äußerster Anstrengung für das Beste meiner unglücklichen Mitbürger gearbeitet, wiewohl es ihnen wenig Nutzen geschaft hat. — Die schwankende Lage der Sache zeigt mir keine Aussicht für die Zukunft. Als Anhänger Frankreichs bin ich in Teutschland und wahrscheinlich auch in England proscribirt und muß für jetzt bleiben, wo ich bin, wenn gleich die Gewaltthätigkeiten der ehrgeizigen und raubsüchtigen Partheien für den tugendhaften und uneigennützigen Potrioten ein Anblick sind, der, weit entfernt ihn aufzumuntern, vielmehr alle seine Begeisterung und Hoffnung zu Boden schlagen muß.“

„Ich bin meiner Philosophie gewiß genug, um mich bei dem Gedanken zu beruhigen, daß nichts in der Welt durch Zufall

„ geschiehet, und daß die Veränderungen, die
„ sich in unsern Tagen zugetragen haben, die
„ unvermeidliche Folge von den Verbrechen der
„ vorhergehenden Regierungen waren. Wenn aber
„ auch gleich der Segen der Freiheit fast niemals
„ denjenigen zu Gute kommt, die sich am sauersten
„ werden ließen, sie zu gründen: so kann man
„ darum doch nicht annehmen, daß die Weisheit
„ und Güte, welche über die Schicksale des Men-
„ schengeschlechts waltet, Europa ganz dem Druk-
„ ke der Tyranei Preis geben werde, die wenn
„ sie freies Spiel behält, mit der Vernichtung
„ unserer moralischen und intellektuellen Kräfte
„ und mit der Ertödtung jeder Tugend endi-
„ gen muß. Wohl weiß ich, daß vollkom-
„ mene Glückseligkeit, vollkommene Tugend und
„ vollkommene Freiheit nicht in dieser Welt er-
„ wartet werden können, und daß sie außerdem
„ mehr das Resultat unseres eignen Bestre-
„ bens unserer selbst Meister zu werden, als
„ Wirkungen dieser oder jener Regierungsform
„ sind. Allein, ich weiß ebenfalls, daß die
„ größere Masse des Menschengeschlechts einer
„ freien Regierungsform bedarf, um einen
„ gewissen Grad von Tugend zu erlangen,
„ um eines gewissen Grades von Glückselig-
„ keit zu genießen."

„ Diese Grundsätze, und diese Art, die
„ Dinge vor mir anzusehen, halten mich auf-
„ recht, unter den widrigsten Unfällen, die

„ ich je erfuhr, und wenn ich auch die Hoffnung „ aufgeben müßte, ächte Freiheit in Frankreich ge„ gründet zu sehen, so kann ich dennoch „ nicht zweifeln, daß sie die letzte Frucht un„ seres unseligen Kampfes seyn wird.“

„ Die Menschen sind zum Handeln ge„ macht, und daraus entspringt Erfahrung, „ und ich darf wohl hinzusetzen, daß Erfah„ rung oder das Erwerben von Ideen und „ Sentiments, die unsern Verstand berei„ chern, unsere Vernunft aufklären, und „ die Schnelligkeit unserer Gefühle beför„ dern, der einzige wahre Entzweck unseres „ Erdenlebens zu seyn scheint. Denn das ani„ malische Leben ist unserer Wünsche un„ werth, wofern es nicht mit dem morali„ schen Leben verbunden ist, und zu letzterm kann „ nur unsre theuer erkaufte Erfahrung uns „ leiten. Ich muß jetzt den Ausgang ab„ warten.“ —

Paris den 12. Aug. 1793.

— — „ Was mich selbst betrift, so „ hoffe ich, daß mein Betragen bisher völlig „ consequent war. Ich bin stets ein warmer „ und eifriger Freund der Freiheit gewesen, „ und habe mich ihr in die Arme geworfen, „ als ich glaubte, daß die Länder am Rhein

„ durch sie beglückt werden würden. Die Art,
„ wie man seit einiger Zeit die Sache angriff,
„ ließ mich mit Zuverläßigkeit voraussehen,
„ was wirklich geschehen ist. Hätte ich dieses
„ sechs bis acht Monate früher voraussehen
„ können, so würde ich anders gehandelt ha-
„ ben, als ich damals that. Doch werde ich
„ auch, so wie es nun einmal ist, fortfahren, der
„ Sache der Freiheit zu dienen, so lange man
„ meine Bemühungen annehmen will. Stellt
„ man mich bei Seite, findet man meine gros-
„ sen Aufopferungen, den Verlust meines
„ Glücks und meiner Hoffnungen, nicht der
„ Mühe werth, mir Schadloshaltung und
„ Beschäftigung zu geben, wie sie meinen ge-
„ ringen Fähigkeiten angemessen ist, so wer-
„ de ich glauben, daß die Republik nicht län-
„ ger Anspruch auf einen Mann hat, der frei-
„ willig ihr zu dienen erwählte, und es mit
„ Gefahr und Beschwerde that.

„ Ich habe aus der Erfahrung gefun-
„ den, daß mein Charakter, meine Grund-
„ sätze, meine Liebe zur Tugend und Ver-
„ nunft mich nicht sehr geschickt für eine
„ politische Laufbahn machen, wo es so vie-
„ ler Doppelzüngigkeit und List bedarf, und
„ wo man so oft gezwungen wird, bei Füh-
„ rung der politischen Angelegenheiten von
„ seinen Grundsätzen abzuweichen. —

— — „ Wenn ich meine gegenwärtige
„ Lage verlasse, so ist es mein fester Vorsatz,
„ nie mehr thätigen Antheil an politischen
„ Reformen, Constitutionen und Regierungen
„ zu nehmen, sondern es andern zu überlas-
„ sen, sich in Dinge zu mischen, wobei ich
„ nicht fand, was ich erwartete, und die
„ meines Erachtens, reine und friedliche Wir-
„ kung der Vernunft, ohne Einmischung von
„ Gewaltsamkeit seyn sollten."

Forster hatte nicht das Glück, dies Land frei und glücklich zu sehen, wie er sehr wünschte. Durch Studieren und seine großen Seereisen war sein zarter Körper geschwächt, und die Schreckensscenen, die er um sich sah, drückten seinen Geist nieder. Ein scorbutisches Fieber, wovon ihn sein Freund Wedekind in Mainz schon einmal geheilt hatte, ergriff ihn von neuem, und raffte ihn im 39. Jahre seines Lebens dahin. Sein französischer Biograph sagt von ihm:

„ Forster, der den Menschen auf allen Stufen der Cultur gesehen hatte, einfach und glücklich auf Otaheite, als Menschenfresser in Neuseeland, in England durch Geldgier verdorben, in Frankreich durch den Luxus, in Brabant durch den Aberglauben, in Teutschland durch eine monströse Staatsverfassung erschlaft, — Forster mußte natürlich mit Enthusiasmus

eine Revolution umfassen, die dem Menschen seine Rechte und sein Glück wiedergiebt!"

Auch der edle Lux, Forsters Gefährte auf dem rauhen Pfade der Revolution ist gefallen. Des Lebens müde, dessen schönste Hoffnungen ein Volk ohne Moral täuschte, warf er sich selbst unter das Messer der Guillotine. Wedekind hat seine beiden letzten Schriften: Die Meinung den Parisern gesagt von Adam Lux, und Charlotte Cordey von demselben deutsch unter dem Titel: Republikanischer Nachlaß von Adam Lux, Strasburg im 3. J. der Republik, herausgegeben. Die Vorrede enthält eine lesenswerthe Charakteristik des Mannes, der sein Schicksal zu ahnden schien, als er das Motto aus dem Horaz über die zweite Schrift schrieb:

Quo me rapis tui plenum!
Quae nemora aut quo agor in specus
velox mente nova?
Dicam insigne, recens, adhuc indictum ore alio. Nil
Parvum aut humili modo. Nil mortale
Loquar; dulce periculum est.
Horat.

In jenen schrecklichen Zeiten konnte man das Unternehmen die holde Mörderin eines Volksgötzen Marat zu vertheidigen für Wahnsinn hal-

ten, und seine Freunde bemühten sich, es da-
für zu erklären. Wedekind lies in ein gele-
senes Pariser Journal einen Aufsatz einrük-
ken, worin er ihn als einen verliebten hypo-
chondrischen Schwärmer vorstellte, den er, als
sein Arzt, schon lange als solchen kenne, und
der Kunstgriff wäre gelungen, wenn Luxens
Narrsinn oder die Meinung, daß sein Tod das
einzige Mittel wäre, um demjenigen, was er
nach seiner Ueberzeugung als Wahrheit geschrie-
ben hatte, Eingang zu verschaffen, nicht alle
Mittel zur Rettung verworfen hätte. Die Blutrich-
ter am Revolutionstribunal selbst schienen ihn
retten zu wollen. Auch bei der größten Grau-
samkeit, die man begieng, hatte man doch noch
Achtung für den reinen uneigennützigen Freund
der Freiheit, wofür er bekannt war. Er hätte
nur erklären dürfen, seine Schriften in einer
melancholischen Gemüthsstimmung abgefaßt zu
haben. — Aber er verwarf alles; er wollte
nicht als Mann leben, der seine Existenz höher
schätzt, als die Wahrheit. Er wisse, sagte er,
daß seine Freunde sich die Mühe gegeben hätten,
ihn als Schwärmer und Enthusiasten vorzustel-
len, aber dies sei er nicht, sondern vollkom-
men gesund, und er würde dasselbe, was er
geschrieben habe, jetzt noch schreiben, wenn es
nicht schon geschehen wäre. Und man sprach
das Todesurtheil über ihn, das er als Märty-
rer seiner Grundsätze standhaft erlitt. Jean

Paul hat im Braunschweiger Allmanach für das erste Jahr des 19ten Jahrhundertts ihm und der edlen Bürgerin Corday ein neues schönes Denkmal errichtet.

Auch den Namen des sanften Dulders, Blau, will ich hier nicht vergessen! Unter jeder Regierungsform würden seine bürgerlichen Tugenden die Achtung verdient haben, die ihm bei seinem Tode die Centralverwaltung des Donnersberger Departements zollte. Dieser war die Folge langer Leiden in den Gefängnissen von Königstein und Erfürt, und seinen literarischen Arbeiten. Ich setze den Beschluß der Centralverwaltung hierher.

Berathschlagung der Centralverwaltung des Departements vom Donnersberge vom 3. Niv. 7. J. der einen und untheilbaren Republik.

Die Centralverwaltung, nach Ansicht eines Briefes des Bürgers Köhler, Agenten des Seminariums zu Mainz, worin er ihr das heute den 3. Nivos Morgens um 6 Uhr und drei Viertel erfolgte Absterben des Bgrs. Blau, Bibliothekars der hiesigen Universität ankündigt;"

„In Erwägung, daß es den republikanischen Grundsätzen angemessen ist, das An-

denken derer zu ehren, welche durch ihre republikanischen und Bürgertugenden, durch die Sanftmuth ihres Charakters, durch ihre angenehmen Sitten, ihre standhaften Bemühungen ihrem Vaterlande zu dienen, und ihre Mitbürger zu unterrichten und besser zu machen, und endlich durch die Hingebung, mit der sie zum Siege der Freiheit alle Arten von Verfolgungen erduldeten, ihren Zeitgenossen und künftigen Generationen zum Muster gedient haben, und immer dienen werden;"

„In Erwägung, daß der Bürger Blau alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, daß er durch den der Jugend ertheilten Unterricht, durch seine litterarischen Arbeiten, durch seinen muthvollen Eifer die Vorurtheile aller Art auszurotten und Aufklärung zu befördern, durch Ausübung aller gesellschaftlichen und Privat-Tugenden, durch seine rastlosen Bemühungen das heilsame Werk unserer Vereinigung mit der Republik zu Stande zu bringen, und endlich durch heroische Resignation, welche er theils bei den grausamen Mishandlungen, die er von dem Augenblicke an, da er in die Hände der Feinde der Republik fiel, bis auf jenen seiner Befreiung erdulden mußte, theils während seiner langwierigen und harten Krankheit zeigte, welche eine Folge jener barbarischen Mishandlungen war, den Dank seiner Mitbürger verdient, be-

schließt, nach Anhörung des Commissairs des Vollziehungsdirectoriums:"

1) Der Name des heute den 3. Niv. 7. J. verstorbenen B. Felix Blau, Bibliothekars an der Universität zu Mainz, soll bei dem nächstkommenden Feste der Erkenntlichkeit, als eines Bürgers proclamirt werden, der es werth ist, den republikanischen Lehrern, den Philosophen, den Freunden der Menschheit, den Feinden des Aberglaubens und der Tiranei und allen wahren Freunden des Vaterlandes zum Muster zu dienen,"

2) Gegenwärtiger Beschluß soll in beiden Sprachen gedruckt, und an die Municipalverwaltungen dieses Departements zu ihrer Nachachtung, so wie auch an den Minister der Justizpflege und an die Universität Mainz geschickt werden.

Die Verwalter des Departements vom Donnersberg.

Malingre, Präsident; Mosdorf, Bentrand, Petersen, Verwalter; Coßon, Commissaire des Vollziehungs-Direktoriums; Mathis, Generalseeretaire.

Die Verehrer seiner Tugenden, seine Schüler und viele gute Bürger folgten seiner Leiche.

Ich lernte hier noch Eikemeyer, Hoffmann und Wedekind persönlich kennen — bekannte Namen in der Geschichte der Revolution von Mainz und alle merkwürdig durch ihre Schicksale, und achtungswerth wegen ihrer Talente.

Ersterer, der Bürger Eikemeyer, ist jetzt Brigadegeneral der Republik und Kommandant der in den vier neuen Departements errichteten Legion der Nordfranken. Seine Geschichte ist bekannt. Ich will hier nicht über seine Schuld oder Unschuld in Ansehung der Uebergabe von Mainz 1792. entscheiden, ob ich gleich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß man immer nur diesen Mann nennt, wenn von derselben die Rede ist. Er hat sich in einem Memoire vertheidigt. Aber war es nicht auch Pflicht des Vestungscommandanten, sich durch den Augenschein von der Wahrheit der Rapporte eines ihm untergebenen Offiziers zu überzeugen, wenn man Ursachen hatte, Mistrauen in ihm zu setzen? Uebrigens hat auch Gymnich eine Vertheidigung seines Betragens und der Uebergabe dieser Stadt herausgegeben, die selbst gegen Eikemeyers thätige Mitwürkung dabei spricht, wenn man auch zugeben will, daß er ein Freund der französischen Grundsätze war.

Der General Eikemeyer ist jetzt ein Mann von etwa 50 Jahren, dessen Aeusseres Vertrau-

en erweckt; ein guter Gatte und Vater einer zahlreichen Familie. Während der acht Jahre, da er der Republik in mehreren Feldzügen und im Innern diente, ist seine Redlichkeit und sein reiner Patriotismus oft genug mit der Verworfenheit der mancherlei französischen Machthaber in Collision gekommen. Seine Grundsätze sind dieselben geblieben, wenn sich alles um ihn her verwandelt hat. Aber er hat ohne Zweifel die Hoffnung aufgegeben, viel Gutes durch die Revolution für die Menschheit bewürkt zu sehen. Wenn er ehedem diese Meinung hegte, so hat er den Irrthum darin mit einer unendlich großen Anzahl der edelsten Menschen unter allen Nationen gemein, die nicht ahnden konnten, daß ein Volk bei so vieler Immoralität jene erhabenen Grundsätze so enthusiastisch umfassen könnte, welche Wahrheit enthalten werden, wenn auch noch zehn Versuche der Art an der Verdorbenheit der Völker scheitern sollten. Uebrigens hat ihn die Nothwendigkeit an die Fahnen der Republik gekettet. Aber er ist arm geblieben, wie er war, und selbst seine Feinde können ihn des Eigennutzes nicht beschuldigen. Seine Familie lebt auf einem ererbten Gute zu Algesheim bei Bingen. Er ist angenehm in der Unterhaltung, ein denkender Mann, voll Redlichkeit und Wahrheitsliebe.

Hoffmann, vor der Revolution Professor der Philosophie auf der hiesigen Universität, und jetzt General-Steuereinnehmer im Donnersberger Departement, war bekanntlich ein großer Beförderer der Revolution und Mitstifter des rheinisch-teutschen National-Convents. Seine reinen Absichten und die Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters leugnen selbst seine politischen Gegner nicht. Er hat die ganze Belagerung von Mainz ausgehalten, und fuhr nach der Uebergabe in Rewbels Wagen heraus, um den Verfolgungen der Preußen zu entgehen, während jener zu Pferde war. Lange war er dann zu Paris, bis durch die seltsame Wandlung der Dinge Mainz wieder in französische Gewalt kam, wo er dann dahin zurückkehrte.

Wedekind ist als Arzt und Schriftsteller bekannt. Vor der Revolution war er Leibmedikus des Kurfürsten, und jetzt bekleidet er die Stellen als Director des militairischen Hospitals zu St. Johann und als Professor der Therapie an der Centralschule. Er ist ein sehr thätiger Praktiker und fleißiger Gelehrter.

Man kann jetzt, nachdem ein Zeitraum von acht Jahren seit der hiesigen Revolution verflossen ist, nicht anders, als mit Lächeln jene ungeheuere Menge Reden, Satyren, Pasquillen und Pamphlets lesen, die den Geist jener Zeit so lebhaft mahlen. Die Leidenschaften

haben sich nun größtentheils abgekühlt, und mit sonderbaren Empfindungen mag wohl jetzt mancher, der für oder wider die Freiheitssache schrieb, seine damaligen Meinungen lesen. Eine vollständige Sammlung dieser Reden und Flugschriften kann dem Geschichtschreiber jener Periode interessante Aufschlüsse über die damalige Denkungsart beider Parthieen geben, und ist in dieser Hinsicht nützlich. Aber sie möchte wohl schwer zu erhalten seyn, da die Flut derselben zu groß war; doch habe ich gesucht, ihrer so viel als möglich zusammen zu bringen, und schreibe hier die Titel dieser kleinen Schriften, doch ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, ab.

1) Rede des Bürger-Generals Cüstine bei der Einsetzung der provisorischen Administration, gehalten am 19. Nov. 1792. im Versammlungssaale der ehemaligen Regierung zu Mainz in Gegenwart sämmtlicher noch anwesender Regierungsräthe. Mainz 1792.

2) Ueber die Regierungsverfassungen, eine Volksrede, in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, gehalten zu Mainz am 5. Nov. des 1. J. der Republik von G. Wedekind. Mainz 1792.

3) Einige Bemerkungen über die Regenten in einer Anrede an die Mainzer, welche in der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz

am 1. Nov. 1792. gehalten worden von G. Wedekind. 1792.

4) Der fränkische Republikaner. Mainz 1792.

5) Sendschreiben des Dr. G. Teutsch an den Bürgerfreund über die mainzische Constitution. Mainz 1792.

6) Antwort auf das an den Bürgerfreund gerichtete Sendschreiben des Dr. Teutsch über die Mainzische Constitution. Mainz 1792.

7) Constitutionsvorschläge des Handelsstandes zu Mainz, beantwortet von K. Boost, Bürger, Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit in Mainz 1792.

8) Ueber Freiheit und Gleichheit. Eine Anrede an seine Mitbürger, gehalten in der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz im ersten Jahre der Freiheit und Gleichheit von G. Wedekind. 1792.

9) Anrede an seine Mitbürger und Mitbrüder, gehalten in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit von Jakob Veith Zech, Bürger und Buchbinder dahier. Mainz 1793.

10) Etwas über die von Kumme aufgeworfene Frage: (Sind das wohl gutmüthige Menschen, die sich ein Geschäft aus dem Schimpfen über die vorige Verfassung machen? — Und was haben sie dafür für Absichten, was mag ihr Zweck seyn?) abgelesen im Saale der Freunde der Freiheit und Gleichheit von Anton Fuchs. Mainz 1792. (nebst der beigedruckten Frage).

11) Ueber das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken. Gesprochen in der Gesellschaft der Volksfreunde den 15. Nov. 1792. von Georg Forster. Mainz 1792.

12) Anrede an die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit am 1. Jan. 1793. von Georg Forster. Mainz im 2. Jahre der Frankenrepublik.

13) Addresse a tous les Citoyens et Citoyennes de la ville de Mayence indistinctement, qui ont eu le malheur de tomber dans l'erreur de l'emigration; par le plus zélé des Citoyens Marchand. Mayence 1792.

14) Ueber Fürstenregiment und Landstände bei Gelegenheit der Bittschrift des Mainzer Handelsstandes an den Frankengeneral Cüstine; gesprochen vor dem Volke den 16. und 18.

Nov. von A. Joseph Hoffmann, Prof. der Geschichte der Philosophie und des Naturrechts auf der Universität zu Mainz. 1792.

15) Von der Staatsverfassung in Frankreich zum Unterrichte für die Bürger und Bewohner im Erzbisthum Mainz und den Bisthümern Worms und Speier. Mainz 1792.

16) Wie gut es die Leute am Rhein und an der Mosel jetzt haben können. Mainz 1792.

17) Getreues Namensverzeichniß der in Mainz sich befindenden 452 Clubbisten mit Bemerkungen derselben Charaktere. 1793.

18) Rede in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, zu Mainz gehalten von A. Merlin aus Thiouville, Commissair der National-Convention bei den Armeen am Rhein, im Voghesischen Gebürge und an der Mosel den 12. Jan. 1793. Mainz 1793.

19) Die Feier des erneuerten Bundes der Constitutionsbrüder. Mainz den 4. Dec. 1792.

20) Rede von den Ursachen der bis jetzt noch getheilten Meinungen über die Revolutionssache der Mainzer, und von den Mitteln, die Meinungen der Gemüther zu vereinigen. Gehalten in der Gesellschaft der Freunde der Frei-

heit und Gleichheit von Matthias Metternich, Neufrankenbürger und Professor. Mainz 1792.

21) Bemerkungen über die gemischten Regierungsverfassungen. In einer Volksrede, welche in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit zu Mainz gehalten wurde, am 18. Nov. im ersten Jahre der Republik von G. Wedekind. Mainz 1792.

22) Wedekind über die Anstellung von Ausländern. Beantwortet von H. N. Deyer, Mitgliede der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, allen Bürgern meines Vaterlandes zugeeignet. Mainz 1792.

23) Aufruf an meine Mitbürgerinnen, gesprochen in der Gesellschaft der Volksfreunde am 19. Jan. 1793. (von G. N. Deyer) Mainz 1793. (der Verfaffer fodert die Abkömmlinge der Mainzer Bürgerinnen, welche schon vor 400 Jahren ihre warme Liebe zu den schönen Künsten so augenscheinlich an den Tag legten, indem sie in eigener Person mit allen Zeichen eines tiefen Schmerzes den Dichter Heinreich Frauenlob zu Grabe trugen, auf, zur Errichtung eines Privat-Nationaltheaters mitzuwürken).

24) Vereinigung der neufränkischen Verfassung mit dem Katholicismus, vorgetragen

am 25. Nov. 1792. der Versammlung der Freunde der Freiheit und Gleichheit im grossen ehemaligen Hofsaale zu Mainz von F. G. Pape, Frankenbürger, bischöflichem Vikar, Direktor und Professor des Nationalseminariums zu Colmar, und Commissair des oberrheinischen Departements, unter den Armeen des B. Generals Cüstine. Mainz im 1. J. der Rep.

25) Offenherzige Zuschrift an Friedrich Wilhelm Hohenzollern, dermalen König aus Preußen von F. G. Pape, neufränkischem Republikaner. Mainz im 1. Jahre der allgemeinen Republik.

26) Correspondenz zwischen Franz von Habsburg, auch August Schlettwein und Friedrich Lotta. Mannheim in der Neutralitäts-Buchhandlung 1793.

27) Etwas über das Etwas des Dr. Gottlob Teutsch an den Verfasser des Mainzischen Bürgerfreundes über die mainzische Constitution von einem Bürger auf dem Lande. Mainz 1792.

28) Drei Anreden an seine Mitbürger, gehalten am 27. 28. und 29. Oct. in der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz von Georg Wedekind. Mainz 1792.

29) Die Aristokraten am Rheinstrom bei der eingebildeten Flucht eines verrätherischen Königs, oder Erinnerung des 23. 24. und 25. Nov. 1791. Eine Rede in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde zu Mainz am 24. Nov. 1792. gehalten von G. W. Böhmer. Mainz 1792. Im ersten Jahre der teutschen Freiheit.

30) Zuschrift der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz an alle Einwohner auf dem Lande. Mainz den 22. Nov. 1792.

31) Anrede an die neugebildete Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit in Mainz von A. J. Dorsch, Commissair der Constitutionsgesellschaft zu Strasburg. Mainz im 1. Jahre der mainzer Freiheit und fränkischen Republik.

32) Was werden die Deputirten in Mainz thun? So fragt jeder. Folgende Antwort wird wohl der Wahrheit am nächsten kommen. 1792.

33) Waffenruf an die Bürger des Landes Mainz. Von den Freunden des Vaterlands gesungen durch Fried. Lehne. Mainz 1792.

34) Grimassen des heil. Röm. Reichs, eine Epistel an Franz Habsburg den letzten teutschen Kaiser von G. S — p. Mainz 1793.

35) Ein paar Worte an die neue Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit und an die

guten mainzer Bürger gesprochen in der Gesell schaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit zu Mainz den 18 März 1793. von C. J. Rougemaitre. Mainz 1793.

36) Ein Frankensoldat an die Mainzer Bürger. Mainz 1792.

37) Das Lied der freien Wöllsteiner Mainz 1793.

38) Gedanken eines pfälzischen Bauers über die gegenwärtigen kriegerischen Zeitläufte, an alle teutsche Bürger auf der linken Seite des Mains vorzüglich an die pfälzischen Landleute. Mainz 1793.

39) Aufruf zur Freiheit von einem jungen Mainzer Bürger, den 19. Nov. nebst der Beantwortung vom 28. Nov. 1792.

40) Beantwortung des mainzer Freiheitsliedes: Aufruf zur Ruhe, ein Schreiben an den G. Cüstin von einem jungen Frankfurter Bürger den 24. Nov. 1792.

41) Ode an ** (Cüstine) 1792.

42) Die Volksglückseligkeit bei einer vernünftigen Staatseinrichtung gegründet in der Wahl und in der Behandlung der Stellvertreter und der Volksbeamten, veranlaßt durch

die von den Deputirten Commissarien bei der Gesellschaft der Republikaner zu Mainz zur Tagesordnung gebrachten Frage: Wonebst hat man bei der Wahl der Volsbeamten zu achten? Mainz 1793. (von Georg Wedekind).

43) Der Aristokraten-Catechismus. Ein wunderschönes Büchlein, gar erbaulich zu lesen für Junge und Alte. Mainz 1792.

44) Rede des fränkischen Bürgers Bois, gehalten den 14. Jan. in der französischen Sizzung der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit in Mainz. 1793.

45) Der Cosmopolitische Beobachter, eine Wochenschrift. Mainz 1793.

46) Rechenschaft über die Vertheidigung und Uebergabe von Mainz, nebst 20 Beil. Aus der fr. Urschrift des Hrn. Generals d'Oyré übersetzt 1793.

47) Sendschreiben an den getreuen Schildknappen des Gen. Cüstine Daniel Stamm. 1793.

48) An Hrn. Stamm, Aide de Camp des fr. Hrn. Gen. Custine von einigen Bürgern zu Frankfurt.

49) Rechtfertigung und Darlegung der wichtigsten Gründe, warum die während der

Belagerung von Mainz hiergebliebenen Stadtgerichtspersonen Dahm, Merkel und Seyler, dann der Oberstadtgerichtsschreiber Danzinger, und Pedell Leweiß in der letzten Epoche, nämlich den 28. März v. J. den durch größten Zwang erpreßten neufränkischen Bürgereid abgelegt haben. Nebst einer kurzen aktenmäßigen Geschichte von dem Schicksale des K. Stadtgerichts während der Abwesenheit der Franzosen in Mainz. 1793.

50) Merkwürdige Schrift, welche die Mainzer Bürgerschaft Sr. K. G. von Mainz am 11. Aug. 1793. durch eine eigends abgeschickte Deputation zu Aschaffenb. hat überreichen lassen; nebst der von Ihro K. G. hierauf erfolgten höchstgnädigsten Antwort. Sodann die höchstmerkwürdige Schrift des hochwürdigen Hrn. Coadjutors v. Dalberg, Stadthalter in Erfurt; welche Hochderselbe gleich nach der Einnahme von Mainz an die Erfurter Bürgerschaft erlassen hat. 1793.

51) Sendschreiben an den Nationalconvent das Betragen des Gen. Cüstine betreffend, von einem Hauptmann von dessen Armee. Mainz den 6. Jan. 1793.

52) Zwei schöne neue Kriegslieder über die Clubbisten der Stadt Mainz. Das erste:

Gefährlich sieht's mit Mainz itzt aus. Das zweite: Schönster General rc. 1793.

53) Beschreibung der Vestung Mainz und der Umstände, unter welchen sie im Oct. 1792. den Franzosen übergeben ward, verfaßt vom Kurfürstl. Militairgouverneur Freiherrn von Gymnich. 1792.

54) Mainz im Feuer, denen ermüdeten teutschen Kriegern zur Unterstützung geschrieben, von L. F. Münch. Wisbaden 1793.

55) Die Einnahme von Mainz am 23. Jul. 1793. und der freundliche Willkomm der Teutschen bei den Clubbisten, zum Vergnügen der heimlichen Clubbisten, welche in cognito nach Freiheit schmachten. 1793.

56) Ein schönes neues Kriegslied über die Clubbisten der Stadt Mainz. 1792.

57) Sur Custine et Mayence par un Citoyen manqué. 1792.

58) Schutzschrift für die Lesegesellschaft zu Mainz geschrieben am 29. Mai 1793.

59) Der Mainzer an seine teutschen Mitbürger. 1793.

60) Mainz im Genusse der durch die Franzosen errungenen Freiheit und Gleichheit,

oder die Leiden der treuen Mainzer Bürger unter dem Joch der Franzosen und Clubbisten. Mit einem Anhang während dieser Zeit in Mainz herausgekommenen Proklamationen. 1793.

61) Epistel an die lieben Bauersleute zu Sarmsheim von G. W. Böhmer. Mainz 1792.

62) Rede, worin die Bedenklichkeiten, welche den Mainzern gemacht wurden, sich eine neue Constitution zu geben, beantwortet werden, vorzüglich der Vorschlag, die bisher bestandene Verfassung auszubessern, verworfen wird; gehalten in der Versammlung der Freunde für Freiheit und Gleichheit im großen ehemaligen Hofsaale von dem Neufrankenbürger und Professor Metternich. Mainz 1792.

63) Der Bürgerfreund, eine Wochenschrift. 1792.

64) Der Aristokrat in der Klemme, ein Lustspiel in 2 Aufzügen. 1792.

65) Bei bevorstehender Wahl ein mainzer Bürger an seine Mitbürger. 1792.

66) Ein überrheiner Bauersmann an seinen Kurfürsten zu München im Bayerland 1792.

67) Der Aristokrat auf Seichheiten und Lügen ertappt. Eine Widerlegung der Schrift:

Ueber die Verfassung von Mainz, oder Vergleich des alten und neuen Mainz. 1793.

68) Aufruf an die mainzer Bürger. 1793.

69) Das Schreiben der abwesenden mainzer Vorsteher mit Reden und Versen. 1793.

70) Bürgerlied der Mainzer. Trinklied der freien Mainzer, Parodie auf das bekannte Rheinweinlied, meinen lieben Mitbürgern gewidmet. 1792.

71) Ein Frankensoldat an die mainzer Bürger. Mainz 1793.

72) Der Staatsbürger kann und muß als Christ ein Patriot wie der Neufranke seyn, oder Uebereinstimmung der fränkischen Staatsverfassung mit der Christus-Religion; vorgetragen in der Versammlung der Freunde der Freiheit und Gleichheit von Gerh. Münch, Bürgerkaplan in Wällstein. 1793.

73) Die Contre-Revolution in einem scherzhaften Scherzgedichte in extrafeinen Knittelversen gesungen, von M. Jodocus Agreabilis p. L. und p. I. Schulmeister zu Freihausen. Mainz 1793.

74) Beschwerdeführung des Landmanns über die langsame Entschließung der Bürger zu Mainz mit einem Ersuchen an die Gesellschaft

der Freunde der Freiheit und Gleichheit in Mainz. Mainz 1792.

75) Wohlgemeinter Rath an die mainzer Bürgerschaft in dem glücklichen Zeitpunkte, wo derselben der Wahl ihrer künftigen Staatsverfassung heimgestellt wurde. 1792.

76) Fortsetzung des wohlmeinenden Rathgebers an die mainzer Bürgerschaft. 1792.

77) Schreiben eines pfälzer Bürgers, welches in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit abgelesen worden ist. 1793.

78) Wohlmeinende Warnung eines alten Pfarrers an die Bewohner der ehemaligen Bisthümer, Mainz, Worms und Speier. Mainz 1793.

79) Die mainzisische Finanzkammer an ihre Mitbürger durch ihr Organ, den Finanzkammerrath Molitor. Mainz im 2ten Jahre der Rep.

80) Ausbruch der Freude der mainzer Bürger bei der Rückkunft ihres geliebten Landesfürsten nach Höchst. 1793.

81) Custiniade, ein Gedicht für gegenwärtige Zeit. 1793.

82) Etwas über die Clubbs und Clubbisten und was dabei Rechtens ist. 1793.

83) Die mainzer Illuminaten, ein tragikomisches Schauspiel in 100 Aufzügen. 1. 2. 3. Aufz. 1793.

84) Kurze Geschichtserzählung der am 23. Hornung 1793. vollzogenen Verbannung des zurückgebliebenen erzbischöflich=mainzischen Vikariatspersonals samt Beilagen. 1793.

85) Der Mainzer an seine teutschen Mitbürger. Im April 1793.

86) An die Mainzer, ein Wort zu seiner Zeit. 1793.

87) Der Patriot, herausgegeben von Forster und Wedekind. 1792.

88) Der Antipatriot, ein Gegenstück zu dem von Forster und Wedekind in Mainz herausgegebenen Patrioten. 1793.

89) Schöne Raritäten zum Zeitvertreib des mainzer Bürgers beim trockenen Brod und am leeren Kruge und für Fremde, die Mainz interessirt. Mainz 1793.

90) Ueber die Verfassung von Mainz oder Vergleich des alten und neuen Mainz. 1792.

91) Die französische Revolution, in Beziehung auf die von den Franzosen unterjochten Landschaften, besonders auf die Stadt Mainz. 1793.

92) An das teutsche Publikum von einem Freunde der Wahrheit. Im ersten Jahre der Frankentyrannei in Teutschland. 1793.

93) An die Franken und ihre Repräsentanten in Teutschland, von einem freien Biedermann. H. T. St. 1793.

94) Aufruf eines biedern Teutschen an seine teutschen Mitbrüder. 1793.

95) Ein paar Worte an die teutschen Emigranten, von einem teutschen Emigranten; im Mai 1793.

96) Die Mainzerinnen, Teutschlands würdige Töchter. 1793.

97) Die mainzer Clubbisten im Reiche der Todten. 1793.

98) Die mainzer Clubbisten zu Königstein, ein tragikomisches Schauspiel in einem Aufzuge. 1793.

99) Ein paar derbe Worte des Dr. Gottl. Teutsch an seinen tapfern Widerleger den vormaligen k. M. Hrn. Hofgerichtsrath, nunmehr fränkischen Republikaner Kaspar Hartmann. Mit einem Sendschreiben an den getreuen Schildknappen des Gen. Cüstine Dr. Stamm. 1793.

100) Ein Wort an die Mainzer zum neuen Jahr 1793.

101) Empfindungen eines Mainzers an seine Mitbrüder. 1793.

102) Erklärung einiger mainzischen Dikasterianten und Individuen auf die Proclamation zum Eide der Freiheit und Gleichheit. 1793.

103) Meister Johann Ehrlich, und Schreinermeisters zu N., Correspondenz mit dem Bürgerfreunde zu Mainz. 1793.

104) Noch etwas für den Hrn. Daniel Stamm. 1793.

105) Oeffentliche Rügung der wahrheitswidrigen Rede des A. J. Hoffmann, gehalten am 16. und 18. Nov. 1792. in Mainz über Fürstenregiment und Landstände von einem mainzer Bürger im 1. Jahre der Verheerung von Mainz. 1793.

106) Protocollarische Erzählung der von den mainzer Freiheitsaposteln an den Einwohnern des Dorfes Finthen verübten Gewaltthätigkeiten. 1793.

107) Rede an die Bürger zu Mainz nicht abzulesen, nur gedruckt. 1792.

108) Schreiben eines Bürgers an Hrn. Cüstine. 1792.

109) Schreiben aus Mainz vom 11. Jan. 1792. Die Entsetzung des erzbischöf-

lichen Vikariats durch den Präsidenten Dorsch betreffend. 1792.

110) Sur Custine et Mayence par un Citoyen manqué. 1793.

111) Zuruf eines teutschen Bürgers an den Führer der Franzosen. 1792.

112) Das Testament des letzten Kurfürsten von Mainz in freien Reimen. Zu haben in Mainz. 1793.

113) Die Krönungsrechnung bei der Wahl und Krönung Leopolds II. Abgelesen in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit zu Mainz am 11. Nov. von Anton Fuchs 1792.

114) Freimüthige Gedanken über die geschlossenen Zünfte. 1792.

115) Widerlegung der jüngsterschienenen Schrift, betitelt: Freimüthige Gedanken über die geschlossenen Zünfte. 1793.

116) Das Reich Omega, ein Bruchstück aus den Archiven dieses Reichs. Mainz 6. Jahr der Rep.

117) Politische Klagen aller kriegführenden Mächte. Mainz 1793.

118) Rede des Bürgers Hofmann beim Gründungsfeste der Republik den 1. Vend. 7. J.

119) Die Teutschen in Mainz; Beiträge zur Geschichte der Partheisucht unserer Tage (Mainz im 7. J. der Rep.) von B. Rebmann.

120) Aufrichtige Bemerkungen über B. Rebmanns Schrift; die Teutschen in Mainz, zur Geschichte der Partheisucht unserer Tage. Von F. Lehne. Mainz 7.

121) Antwort der mainzer mishandelten Patrioten auf die von den Erthalschen Tyrannen- und Despotenclubb gegen sie ausgespieenen Lästerungen nebst Darstellung der Gründe zur Entschädigung gegen den ehemahligen hiesigen Staatsverwaltungskörper. Mainz im 7. J.

* * *

Geschichte der fränz. Eroberungen am Rheinstrohm vorzüglich in Hinsicht auf die Stadt Mainz; mit 16 Beil. Frankf. 1794.

Darstellung der mainzer Revolution. 2 Theile. Frankfurt 1794.

Cüstine am Rheinstrohm in Girtanners politischen Annalen, auch besonders abge-

drückt unter dem Titel: die Franken am Rheinstrohm. 1793.

Die alten Franzosen in Teutschland hinter der neufränkischen Maske verschlimmert. Teutschland 1793.

Die Belagerung der Stadt Mainz und ihrer Wiedereroberung durch die teutschen Truppen. Mainz 1793.

Geschichte der Teutschen in Frankreich und der Franzosen in Teutschland und den angränzenden Ländern. 5 Bände. Frankfurt bei Eßlinger. 1793 — 1795.

Man braucht nur kurze Zeit in Mainz zu seyn, um die Absonderung zu bemerken, welche die politischen Meinungen hervorbringen. Die Familien der sogenannten mainzer Patrioten, deren Männer oder Verwandte eine Rolle während des ersten französischen Besitzes der Stadt spielten, leben still, und haben selbst unter einander wenig Umgang. Die Mishandlungen, die selbst Frauenzimmer, die mit sogenannten Clubbisten verheirathet waren, oder sonst in Verbindung mit denselben

standen, nach der teutschen Eroberung erfuhren, können aber diese weniger vergessen, als die Männer, welche Opfer des Partheihasses waren; aber es macht diesen und dem Gesetz Ehre, daß ihre Gegner vor allen Bedrückungen geschützt sind, und daß nach der Besitznahme von Mainz durch die Franzosen, da ihre Anhänger triumphirten, keine Verfolgungen über ihre politischen Meinungen mehr statt fanden. — Möchte dies immer so gewesen seyn, und möchte es so seyn, wenn die freilich sehr unwahrscheinliche Rückgabe dieser Länder erfolgen sollte. Möchte man endlich einmal auch in Teutschland Verirrungen vergessen lernen, und statt zu rächen, verzeihen.

In Ansehung der mündlichen Aeusserung über politische Gegenstände ist man auf dem linken Rheinufer und in Frankreich überhaupt so frei, als man es nur wünschen kann. Man darf in öffentlichen Häusern in Gegenwart von Franzosen, vom Civil- und Militairstande, über die Constitution, über Bonaparte, über Politik und über alles reden, wie man Lust hat, ohne befürchten zu dürfen, daß diese politischen Kannengießereien bei einem Glase Wein an höhere Behörden gebracht, und dort für Staatsverbrechen erklärt werden möchten. Die Feinde der jezzigen Verfassung dürfen laut und frei ihre Meinungen, Hoffnungen und Wünsche äus-

sern; was unter dem strengen Regiment des Generals N.. dem Gegentheil keineswegs erlaubt war. Damals wurde jede bezweifelte Nachricht eines Siegs der Kaiserlichen dem Unglaubigen mit Stockschlägen beurkundet. Die jetzige französische Regierung scheint den weisen Grundsatz des Königs Friedrichs angenommen zu haben, der da sagte: Redet, was ihr wollt, und zahlet, was ihr sollt! — Es wäre zu wünschen, daß dieselbe Freiheit auch in Rücksicht der Presse herrschte, aber eifersüchtig wacht über diese die Polizei.

Die Geselligkeit hat wegen diesen verschiedenen politischen Gesinnungen und der daraus entstandenen Verfolgungen sehr abgenommen. Ihre Verschiedenheit zerstörte Freundschaften, die Jahre lang gedauert hatten. Erbitterung und Rache traten an die Stelle des Rechts und des Friedens.

Die Familien der ehemaligen mainzischen Beamten, der bei Hofe Angestellten u. s. w. bilden die Gegenparthei der andern, und in ihren Zirkeln hört man nur von einer schönern Zukunft, und von der hoffentlichen Rückkehr jener guten alten Zeit reden. Nichts kann ihnen diese Hoffnung nehmen, selbst die förmliche Abtretung würde sie kaum überzeugen. Diese ehemaligen Beamten und Diener des Kurfürsten erhalten übri-

gens ihren Gehalt noch fortdauernd von demselben, unter der Bedingung, ihn in den jenseitigen Ländern des Kurfürsten zu verzehren. Um diesem Befehl nachzukommen, miethen sich die Männer ein Zimmer in Hochheim, oder sonst in der Nähe von Mainz, während ihre Familien daselbst wohnen bleiben, die sie dann täglich sehen können. Andere, die ihre Verwandtschaft oder ihr Besitzstand in Mainz nicht zurückhielt, sind ganz nach Aschaffenburg, oder noch weiter, gezogen.

Einer dieser ehemaligen mainzischen Beamten der Professor und Hofrath Nau, der als Schriftsteller bekannt ist, kam im verflossenen Sommer in große Gefahr. Dem Anscheine nach vom Minister A. in Rastadt mit Ungnade entlassen, kam er nach Mainz zurück, und suchte bei dem General-Commissair Shée eine Anstellung. Dieser erklärte, daß er nicht viel von solchen Proselyten halte, und Nau privatisirte nun. Eines Tages hatte Shée Depeschen an die Regierung nach Paris auf die Post gegeben. Dieses Paquet wurde von einem Knaben auf der Straße gefunden, und zufälliger Weise in das Haus des General-Commissairs zurückgebracht. Shée war sehr verwundert, diesen Brief, den er schon längst auf dem Wege nach Paris glaubte, jetzt wieder gebracht zu sehen. Er stellte darüber Nachfragen und Untersuchungen an. Ein

Postsecretair rettete sich durch die Flucht, und machte sich dadurch verdächtig, und Nau, dessen Verhältniß mit dem Entflohenen bekannt war, ward in Arrest gesetzt. Schon zitterten seine Bekannte für ihn, als man zu rechter Zeit einen Streit zwischen den Militair- und Civilgewalten über das Forum zuwege brachte, von welchem er gerichtet werden sollte. Das Militair wollte ihn vor das Kriegsgericht ziehen, weil Mainz im Belagerungsstande sich befinde, und der General-Commissair vor das peinliche Tribunal. Indessen man sich noch über diese Competenz der Tribunäle stritt, entfloh der Gefangene während der Feier des Sieges von Marengo mit seinem Gefängnißaufseher, und kam glücklich durch die französischen Vorposten nach Frankfurt. Hier hatte er die Unbesonnenheit, sich öffentlich an die table d'Hôte im Englischen Hof zu setzen, wo es doch nur eines Winkes an den französischen Gesandten Bacher bedurft hätte, um ihn wieder einzuziehen. Indessen kam er glücklich davon.

Die Verheerung der Gegend um die Stadt hat selbst das Vergnügen vermindert, das man sonst auf den Spaziergängen fand. Weissenau und Zahlbach, sonst häufig besucht, sind jetzt traurige Oerter geworden, deren Schutthaufen immer an das ausgestandene Elend erinnern. Wisbaden, das nur zwei Stun-

den entfernt ist, die Jahrmärkte zu Hochheim, die Kirchweihfeste in den nahen Dörfern, Biberichs reizender Garten, und die Weinlese im Rheingau sind die Belustigungsorte der muntern Mainzer im Sommer und Herbst. Im Winter giebt es Bälle in Schröders Caffeehause und im Theater.

Das schöne Geschlecht, das man an diesen Orten sieht, ist wirklich sehr reizend, und hat hier unter allen Städten am Rhein am meisten jene französische Haltung (tournure) angenommen, die dem Teutschen an den Französinnen so wohl gefällt. Troz einer Pariserin weiß die neue Republikanerin das lange Schleppkleid seitwärts aufzuheben, und das wohlgeformte Füßchen mit der runden Wade vom reinlichen seidenen Strumpfe glatt bedeckt, anlockend genug zu zeigen. Daß ihr die Sprache ihres neuen Vaterlandes geläufig sey, versteht sich von selbst; man findet, daß die Frauenzimmer im Ganzen genommen, das Französische weit besser sprechen, als die Männer. Auch an Belesenheit fehlt es ihnen nicht. Es existiren hier einige Lesebibliotheken, von denen eine sogar im Besitz eines Juden ist. Ohnerachtet die schönen Leserinnen von ihrem teutschen Vaterlande abgerissen sind, und teutsche Bücher pfundweise an der Douane verzollt werden müssen, so schätzen sie dennoch die Meisterwerke desselben. Der unvergleich-

liche Rinaldo Rinaldini des Hrn. Vulpius, geistreichen Andenkens, dessen großer Teufel Glorioso, Cramers unsterbliche Schriften, Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte, — aber dem Himmel sey Dank nicht ist! — und viele andere Werke: „wie sie seyn sollten,“ existiren in diesen Bildungsanstalten des menschlichen Geistes drei und viermal, und vergeblich fragt doch die Schöne mehrere Tage nach ihnen.

Wenn die bessere Classe des weiblichen Geschlechts hier so tugendhaft ist, als an jedem andern Orte, so ist aber auf der andern Seite keine Stadt am Rhein, in welcher der Venus Vulgivaga auf so vielen Altären geopfert wurde, als hier. Zu diesem Sittenverderbniß, das am ganzen Rhein verbreitet ist, legten die Emigranten den Grund, die Germaniens Töchter verführten, und seitdem haben die Ausschweifungen hier so zugenommen, daß man hier mehrere hundert Freudenmädchen von allen Klassen zählt. Sie sind aus allen Gegenden Teutschlands und Frankreichs, und bezahlen, wie man sagt, ihre Sicherheit bei diesem Gewerbe mit einem jährlichen Patentgeld von 6 Franken, wo sie denn von allen weitern Verfolgungen der Polizei befreit sind. Ein Fremder, der nicht weit gereist ist, kann sich sehr täuschen, wenn er

dort jene schöne in Seide gekleidete Dame, die in der ersten Loge im Theater sitzt, und mit allen Manieren der vornehmen Welt um sich schaut, für etwas anders, als eine Dirne hält, die ihm diesen Abend noch für 6 oder 12 Franken zu Dienste steht. Stufenweise gehen dann diese Creaturen herunter bis zu denen, die sich in Casernen und Bierhäusern mit Hussaren und Grenadieren herumwälzen. Das zahlreiche Militair und der in jedem Franzosen so lebhafte Trieb mit Weibern umzugehen, erhalten die kümmerliche Existenz dieser elenden Geschöpfe. Kürzlich hat die große Anzahl venerischer Kranken bei der Garnison eine allgemeine Jagd auf diese Mädchen veranlaßt, deren man eine Anzahl arretirt und deportirt hat.

Unter die edlern Vergnügungen in Mainz würde man unstreitig das Schauspiel rechnen müssen, wenn dasselbe nicht so unglaublich schlecht wäre. Während meines Aufenthalts zu Mainz waren hier zwei Schauspielergesellschaften, eine teutsche und eine französische. Wenn hier vor dem Kriege eins der vorzüglichsten Theater Teutschlands war, wo Koch, Christ, Porsch nnd mehrere Männer von Talent und Kunstsinn das gebildetere Publikum unterhielten, wenn es hier eine Kapelle gab, die Rhigini dirigirte, so sieht jetzt, zum Beweise des Wechsels aller Dinge, der mainzer Einwohner

herumziehende Banden, die ihre Equipagen auf Hunden und Eseln nachführen, aus verlaufenen Friseurs, Schneidergesellen und Dirnen zusammengesetzt, die den edlen Beruf in sich fühlten, statt dem Trommelfell zu folgen, und der Cara Mama zu gehorchen, auf den Cothurn zu treten, und von den Brettern herab das Publikum zu bilden, zu belehren und zu bessern. Unter diese Categorie gehören denn die hier anwesenden beiden Gesellschaften. Beide, die teutsche und französische, scheinen mit einander zu wetteifern, welche die schlechteste sei, doch aber scheint es, als wolle die vaterländische teutsche der gallischen noch den Rang ablaufen, und sie an Jämmerlichkeit übertreffen. Jene, aus Gliedern von den Ufern, der Elbe, der Salza, der Donau, Weser und Spree, kurz aus allen Ecken Teutschlands von mancherlei Schicksalen zusammengeführt, sprechen so viele Dialekte, als die französische, die deren von Süden und Norden der großen Republik unter sich sieht, und dem Sprachforscher Gelegenheit geben kann, die Accente unserer gallischen Nachbarn in ihren verschiedenen Provinzen kennen zu lernen. Wenn es der Kammerjungfer in Menschenhaß und Reue, die aus Tyrol herzustammen scheint, schwer wird, mit ihrer gnädigen Frau von der Lahn her, hochteutsch zu sprechen, so findet der Gascogner, der bei der Quelle der Garonne seine

Liebe beschwört *) nicht minder Schwierigkeiten bei der lispelnden Schöne von der Seine, die das r nicht aussprechen zu können, affectirt, den Liebhaber zu machen.

Ein Herr Hofmann ist es, der die teutsche Bühne dirigirt, eine Madame Delloye die französische. Nicht ohne Neid sehen sich beide in einer Stadt, wo ein größeres Publikum der teutschen huldigt, während der minder zahlreiche aber mächtigere Theil desselben der Französin zueilt. Diese ist im Besitz des Theaters in der Reitbahn, das man nach dem Brande des eigentlichen Schauspielhauses in Stand setzte; jener heult, raßt und schreit von der anderthalb Schuh hohen Bühne im Tanzsaale des Gasthofes zum Römischen König, die alle Augenblicke zu zerbrechen droht. Denn ohnerachtet des coupirten Terrains sieht man auf dieser Bühne von Nordfranken und Batavern, die jetzt hier in Garnison sind, Schlachten liefern, Triumphaufzüge, das Meer, und schreckliche Gewitter. Zwar fällt manchmal der Vorhang, ehe der Akt aus ist; der Souffleur ist nicht da — man ruft ihn; oder der Director der Decorationen zeigt seine Geschicklichkeit auf eine glänzende Art, indem

*) Source de la Garonne! ein gaskognischer Schwur.

er das Theater wunderbarer Weise auf der einen Seite einen Wald und auf der andern ein Zimmer vorstellen läßt. Aber dies stört die Illusion nicht. Man geht hin, man wirbt Freunde und Bekannte den Teutschen zu besuchen, es ist fast Partheisache geworden, ihn zu unterstützen, der Französin zum Trotz, die uns zwingen will, in einer Stadt, wo alle Welt teutsch spricht, französische Commödien zu hören. Ach! die Teutschen würden siegen, wenn nicht bei diesem Theaterkriege, wie bei dem andern, mancher Vortheil schon auf Seiten des Galliers wäre. Die Franken und ihre Parthei jubiliren, und freuen sich herzlich, daß es noch schlechtere Schauspieler giebt, als sie selbst sind.

Eine teutsche Schauspielergesellschaft ist hier! rufen sich Freunde und Bekannte freudig zu. – Der Director läuft in der Stadt herum, um einen Platz für seine Bretterbude zu finden. Er findet ihn am obgedachten Orte. Nun kündigt er an, und was? — Ich schreibe lieber den ganzen Comödienzettel ab. Er lautet also:

Von der Hoffmannschen teutschen Schauspieler-Gesellschaft wird heute den 5. Brumaire 9. Jahres hier in Mainz aufgeführt:

Der travestirte Hamlet.

Ein hier noch nie gesehenes tragikomisches Singspiel in vier Aufzügen in teutschen Knittelversen.

Von dem berühmten Dichter Blumauer.

Die Musik ist vom Capellmeister Cornetti in Wien.

Personen.

Prinz Hamlet.
Der König, Hamlets Vaters Bruder.
Die Königin, Hamlets Mutter.
Oldenholm, Vertrauter des Königs.
Laertes,) dessen Kinder.
Ophelia,)
Guldenstern, ein Höfling.
Gustav, ein Wittenberger Student.
Ellrich,) Volontairs von der Leibwache.
Barnfield,)
Tuttifex, ein Schauspielerdirector.
Mamsell Horribel,) Sängerinnen.
Mamsel Incredibel)
Ein Geist, Hamlets Vater.
Ein Teufelchen, des Geistes Bedienter.

Personen des Zwischenspiels.

Herzog von Gonzago.
Die Herzogin.
Lugian, ein Giftmischer.

Der Geist, welcher Virgils Aeneis auf eine so seltsame abentheuerliche Art ein anderes Kleid umhieng, wußte auch dieses Werk Shakespears so ins Lächerliche zu bearbeiten, daß jeden, dem der ernste Hamlet bekannt ist, die heutige komische Darstellung desselben auf eine besondere Art überraschen wird.

Der Schauplatz ist in dem ehemahligen römischen Könige. Der Anfang um 6 Uhr.

Wendest du dich nicht in deinem frühen Grabe um, noch nicht vergessener Blumauer, daß dein Name hier so gemisbraucht wird? — Nein! mitleidig blickt dein Geist aus seligen Gefilden auf die Thoren herab, die dich nachahmen wollen, und sich selbst zum Spott machen. Lächelnd siehst du, wie dein Name eine Lockung seyn soll, die Lichter, die Hunde- und Katzenmusik, die Bretter und die geliehenen Kleider zu bezahlen, deren Verkäufer und Verleiher schon begierig an der Kasse auf ihr Geld hoffen. Dem Lacher über die Thorheiten der Menschen wird auch dort noch dieser Genuß seines kurzen irrdischen Lebens! — Ein Scribler in Wien, Giesete, war es,

der diese Plattheiten, diesen Unsinn, diese abscheulichen Reime schuf, ein Werk für die Kreuzerkomödie, für den Janhagel, dem Shakespear und Blumauer gleich fremde Namen sind. Er hat den berühmten Monolog: Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage? also travestirt:

Hamlet.

Heute seyn, und morgen nicht mehr seyn,
Das will mir nicht im Schädel nein!
Soll ich vom Schicksal mich foppen lassen,
Und alle Sottisen der Fortuna verpassen,
Oder mir den Ruhm erwerben,
Als desperater Werther zu sterben?
Was wirds denn auch viel ums Sterben seyn
Man schläft so mir nichts, dir nichts ein;
Doch wenn man aus dem Schlaf erwacht
Wirds wieder Tag, oder bleibt es Nacht?
Nein, leben will ich, dem Schicksal zum Trotz!
Unfühlbar, wie ein hölzerner Klotz.
Verzehren den letzten Kreuzer — dann sterben —
So warten vergebens die lachenden Erben;
Da kommt am Ende mein Testament,
Doch nicht in der Advokaten Händ'! u. s. w.

Am Ende des Monologs sagt Hamlet zur Ophelia: „Du sprichst so wie ein Extrablatt!“

Ja wohl! möchte man sagen, und der Leser wird genug haben an diesem jämmerlichen Gewäsch.

Einige Tage nach diesem Stück gab man das Dorf im Gebürge von Kozebue, das, „als ein überaus vortreffliches und sehenswürdiges Singspiel" auf dem Zettel angekündigt wurde. Kozebue hätte wohl schwerlich geahndet, daß dies Stück, welches den österreichischen Patriotismus gegen die Franzosen entflammen sollte, auch dazu gebraucht werden könnte, den Enthusiasmus der Franken gegen die Oesterreicher anzufeuern. Lächerlich genug ist hier statt der Frau von Thurn, der „Bürger Thüre," Besitzer eines französischen Dorfes, und sein Sohn, der Rittmeister im Dienste der Republik. Es ist ein Glück, daß diese Nordfranken etwas schwer in Bewegung zu setzen sind, um die Waffen gegen ihre ehemaligen Landsleute zu ergreifen.

Uebrigens scheint es, als wenn die Stücke, die man hier aufführte, meistens aus den Donaugegenden und aus Tyrol herrührten. Man gab die Judenhochzeit, „ein außerordentlich komisches Singspiel; die Waldmänner, eine allenthalben mit vielem Beifall aufgenommene komische Oper in 4 Aufzügen mit der sehr gefälligen Musik des Kapellmeisters Henneberg in Wien; die Präsente, oder der erstochene und

durch Zauberei wieder lebendig gewordene Liebhaber, eine Pantomime mit Tänzen u. s. w."
Aber auch Schiller und Göthe haben die Ehre ihre „vortreflichen und sehenswürdigen Stükke" hier darstellen zu sehen. Man gab hier Cabale und Liebe! Dieser Hofmarschall, diese Lady Milfont sind einzig in der Welt. Man muß dies alles gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen. Die Franzosen, die noch kein teutsches Schauspiel sahen, kommen hierher, und staunen. Sie meinen denn die teutsche Nation sey noch weit zurück; sie hören dies abscheuliche Geplärre im tyroler und baierischen Dialekt, und sie rufen: la langue allemande n'est pas fait pour le chant!

Wenn bei den französischen Schauspielern die Composition der Truppe im Ganzen genommen, gleichfalls sehr elend ist, so haben sie doch den Vortheil eines bessern Lokals, und manches nationale Uebergewicht. Die den Franzosen so eigne Fertigkeit, sich in jede Lage zu finden, macht es der entlaufenen Dirne, die hier spielt, sehr leicht, die vornehme Dame zu machen, zärtlich oder naiv zu seyn, wie ihre Rolle es verlangt, wenn die teutsche in ihren Manieren und in allem ihre Abkunft verräth; das nämliche findet bei den Schauspielern statt, die aufmerksam auf sich selbst und den Charakter sind, den sie darstellen sollen. Der elendeste Schauspieler hat Gefühl für

eine Sentenz, für eine schöne Stelle, die er herzusagen hat. Er weiß, daß sie auf ein so reizbares Publikum, als das französische ist, ihre Würkung nicht verfehlen kann; er sagt sie mit Gefühl und Anstand her, und alles klascht bis auf den Soldaten, der dort an der Thüre Wache steht, und welchem das Wahre oder Witzige derselben eben so wenig entgangen ist, als jenem General oben in der Loge. Das Schauspiel ist der Ort, wo man den Franzosen kennen lernen kann. Man sieht, wie er so leicht zu rühren und zu reizen, und welche Summe von vernünftigen Ideen und Fassungskraft unter ihm verbreitet ist, während bei den Teutschen jede schöne Stelle verloren geht, weil sie der Schauspieler nicht verstand, und das Publikum keine Empfänglichkeit dafür hat.

Die teutschen Einwohner in Mainz besuchen das französische Theater wenig, das nach und nach das hier befindlich gewesene teutsche ganz verdrängt und unterdrückt hat. Der Schauspieldirector Büchner, dessen Gesellschaft nach der Eroberung von 1793. hier spielte, wollte dem vielfältigen Verlangen der Franzosen nach der Besitznahme von 1797. Genüge leisten, die ein französisches Schauspiel verlangten, und errichtete eine französische Gesellschaft, die von ihm dirigirt, hier spielten, während seine teutsche Gesellschaft abwechselnd hier, in Cölln und Düsseldorf war. Aber während seiner Ab-

wesenheit suchten sich die französischen Comödianten unabhängig zu machen. Die Theaterprinzeßinnen benutzen ihre Macht bei ihren zum Theil mächtigen Liebhabern vom Militair- und Civilstande, um den Director Büchner ganz von Mainz zu vertreiben. Ein gewisser Mulot, Bureau-Chef des Regierungscommissairs, ein listiger und gewandter Mensch, wandte allen seinen Einfluß dazu an. Man begieng an Büchnern eine Menge Ungerechtigkeiten, und bewürkte endlich sogar einen Beschluß des Directoriums, wie man sagt, wodurch festgesetzt wurde, daß kein anderer, als ein Franzose in den vier neuen Departements ein Schauspiel unternehmen solle. Ich weiß nicht, ob dieser Beschluß würklich existirte, da es wenigstens jetzt nicht mehr der Fall ist, aber man nahm dem Director Büchner seine Garderobe, seine Decorationen und sein Theateraparat. Späterhin ward Madame Delloye die Directrice des französischen Schauspiels. Sie übt nun eine Art von Monopol aus, da es im Anfange dem teutschen Schauspieldirector nicht erlaubt war, an Sonntagen und Dekaden zu spielen, an welchen letztern Tagen er es bis jetzt noch nicht darf, um dadurch ihrer Einnahme keinen Abbruch zu thun. In einem Staate, wo das Gesetz alle Privilegien verbietet, ist dies sehr auffallend. Einige Zeit lang durfte sogar in den Wirthshäusern an jenen Tagen nicht einmal Musik seyn, ohne es ihr anzuzeigen, und ei-

ne Abgabe an sie zu bezahlen. Diese wird aber jetzt, wie man sagt, noch an den Platzkommandanten gegeben, denn Mainz ist noch im Belagerungsstande. Dieser Belagerungsstand, bei welchem die Polizei allein vom Militär abhängt, rührt noch vom Herbst 1799. her, als der mainzische Landsturm gegen die Nidda vorrückte, und ist der Deckmantel einer unzählichen Menge von Ungerechtigkeiten und willkührlichen Bedrückungen.

So groß die Lesesucht unter den Mainzern ist, so war es doch noch keiner teutschen Buchhandlung möglich, hier zu bestehen. Die Andräische Buchhandlung aus Frankfurt, die zuletzt eine Niederlage hier hatte, wird auch diese jetzt wieder aufgeben. Ungleich besser befand sich von jeher der französische Buchhändler Leroux, der blos mit französischen Werken, Landkarten und Kupferstichen handelt. Der ehemalige Hof, die Reisenden und jetzt das Militair und die übrigen Liebhaber der französischen Litteratur gewährten ihm vielen Absatz.

Für die Befriedigung der politischen Neugierde ist hier durch eine Lesegesellschaft gesorgt, in welcher auch Fremde Zutritt haben, wenn sie von einem Mitgliede eingeführt werden. Man findet hier die besten teutschen pe-

riodischen Schriften, und die vorzüglichsten Pariser Blätter. Aber es bedurfte einer besondern Erlaubniß des Präfekts, um die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung und das französische Journal daher kommen lassen zu dürfen, die sie im December 1800. erhielt. Dieses Lese-Institut existirte schon längst vor der Revolution. Uebrigens hat es ein schönes Lokal, und wird von den besten Köpfen in Mainz besucht.

Die hiesige Zeitung führt den Titel: Der Beobachter vom Donnersberge. Seit einiger Zeit hat ihr Herausgeber, der B. Lehne, die Redaktion derselben dem B. Harter, einem Würtemberger, übergeben, der wegen politischer Meinungen verfolgt wurde, wovon er die Geschichte im Druck herausgegeben hat, und der hier eine Freistätte fand. Aber nichts von dem Geiste seines Landmannes Posselt ruht auf diesem Manne. Es scheint ihm ganz an jenem politischen Ueberblick zu fehlen, mit welchem man sieht, was wesentlich, neu und zweckmäßig in einem Zeitungsblatt ist. Man findet hier eher alles andere, als etwas Neues. So las man acht Tage später, als der Russische Gesandte v. Sprengporten in Brüßel angelangt, und sein Gefolge, der Prinz Dolgorucky, der Graf Tiesenhausen rc. hier durchpassirt war, als neueste Nachricht, daß diese Herren würklich in

(Hessen) Caßel angekommen wären! Die Nachrichten aus Paris, die doch wenigstens in der hiesigen Zeitung eben so neu, als in dem Frankfurter französischen Journal seyn könnten, sind hier immer 4 bis 5 Tage älter. Auch scheint der B. Harter, seinem Landsmann, dem alten Schubart nachahmen zu wollen. Wie in dessen Vaterlands-Chronik findet man hier hochtrabende Phrasen, Blicke in die Cabinette, und ungereimte Verse ohne Silbenmaaß. In einem derselben wird unter andern Moreau der „mit Sieg und Blut umflossene Held" genannt. Es ist nicht so leicht, eine gute Zeitung zu schreiben, als man denkt, aber B. Harter könnte bei dem Verbot der auswärtigen Zeitungen in den 4 Departements viel Glück mit derselben machen, wenn er mehr Rücksicht auf sein Publikum nähme, und ohne alle Bemerkungen hinzuzufügen, einfach und treu Thatsachen erzählte, wozu sich gern jeder selbst den Commentar macht. Alle Reflexionen, emphatische Exclamationen und Beurtheilungen von Ereignissen gehören nicht in die Zeitungen, weil sie dem anders denkenden Leser vorgreifen. Man verwickelt sich dabei selbst in Widersprüche und Ungereimtheiten. Was soll man z. B. denken, wenn man die hiesige Zeitung von vorigen Jahren liest, worin vom Kaiser Paul nicht Lächerliches und Abentheuerliches genug gesagt werden kann, und nun, da dieser Fürst seine Heere von der Coalition zurückgezogen hat, nichts

als Schmeicheleien und Lobpreisungen darin findet. Vor einem Jahre würde eine Vergleichung zwischen Paul I. und Bonaparte ein Verbrechen gewesen seyn, das man wenigstens mit der Unterdrückung der Zeitung bestraft haben würde, und jetzt finden, lächerlich genug! viele Zeitungsschreiber in der Republik große Aehnlichkeiten zwischen diesen beiden Männern. Hätten die Herausgeber dieser Zeitungen nur die Auszüge aus der Petersburger Hofzeitung, die dem denkenden Leser verständlich genug sind, wie es in der Hamburger geschieht, ohne alle Bemerkungen abdrucken lassen, so würden sie sich nicht so lächerlich compromittirt haben. — Der B. Harter lese: v. Schwarzkopf über Zeitungen!

Unter der Menge der in Mainz bei der allgemeinen Gewerbefreiheit entstandenen Gasthöfe haben dennoch die alten: zu den 3 Reichs-Kronen und der Mainzer Hof den ersten Rang beibehalten. Ob der erstere gleich in einer engen Straße liegt, so wird er doch am meisten gesucht.

Unter den Caffeehäusern ist das Caffé Datis das schönste und frequenteste, wo vorzüglich Franzosen hingehen. Im Schröderschen Caffeehause ist der große Tanzsal, worin man an Balltagen die schöne und junge Welt von Mainz versammelt sieht. Es ist selbst für den,

der im Tanz keinen Genuß findet, ein Vergnügen, die schönen weiblichen Formen und die offenen und ausdrucksvollen Gesichter zu betrachten, die man hier in größerer Zahl als irgendwo antrifft. Ich verlasse Mainz mit dem Wunsche, daß diese jungen Bürgerinnen alle glückliche Frauen und gute Mütter werden mögen, sorgsam den süßen Beruf erfüllend, zu welchem die Natur sie bestimmte!

Fünfter Abschnitt.

Inhalt.

Wanderungen durch das Taunusgebürge. Der Feldberg und Altkönig. Römische Alterthümer. Der Pfalgraben. Kriegerische Auftritte am Fuße des Gebürges im Frühling und Sommer 1800. Gefecht an der Nidda am 5. Jul. Die Gefangenen. Die Szeckler und die franz. Hussaren vom 3. Regiment. Rückzug der Teutschen. — Cultur des Abhangs des Taunus. Kronenberg. Oberursel. Homburg vor der Höhe. Die Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhausen. Soden. Bäder und Salinen daselbst. Reichsfreie Bauern. Königsstein. Ruinen der Stadt und der Festung. Der südliche Abhang des Gebürges. — Erbenheim. Feldschanzen von den Franzosen besetzt. Aussicht auf den Rhein jenseits Erbenheim. Wisbaden. Skizze der Geschichte dieser Stadt. Usipeter, Römer und Mattiaker daselbst. Allemannen und Franken.

Haus Nassau. Judenverfolgung. Der Bauernkrieg. Feuersbrünste daselbst. Der 30jährige Krieg. Die Kriege des 18ten Jahrhunderts. Wisbaden, während der Belagerung von Mainz. Rückzüge der Armeen. Einwohnerzahl. Oeffentliche Gebäude. Mineralquellen, ihre Bestandtheile und Würkungen. Lebensart der Badegäste. Vergnügungen. Spaziergänge. Die Platte. Spiel. Einwohner daselbst. Anzeige der neuen Beschreibungen von Wisbaden und Bemerkungen darüber. Gasthäuser. — Reise nach Schwalbach. Aussicht von dem Chausseehause. Ueber die Beschaffenheit des Gebürges. Mineralische Quellen. Der Weinbrunnen und der Stahlbrunnen. Streitigkeiten über die Vorzüge des einen vor der andern. Ritters Untersuchungen der Bestandtheile des Schwalbacher Wassers. Medicinische Würkungen desselben. Brunnengäste. Tagesordnung in Schwalbach. Judensaal. Table d'Hote. Der Kaisersaal. Der Tanzsaal. Fenners Abhandlung über den Stahlbrunnen. — Schlangenbad. Gegend. Das Hessische und das Mainzische Haus. Gesellschaft daselbst. Spiel- und Tanzsaal. Mineralquelle zu Schlangenbad. Bäder. — Reise nach Ems. Singhofen. Das Lahngebürge. Berg bei Scheuern. Schloß Nassau. Die Lahn. Die Stadt Nassau. Garten des Hrn. v. Stein. Weg nach Ems am Ufer der Lahn. Ems. Bad Ems und Dorf Ems. Das Darmstädti-

sche und das Nassauer Haus. Aerzte daselbst. Quellen. — Lebensweise der Brunnengäste und Tagesordnung. Erinnerungen an Lofontaines Beschreibung von Ems in dem Roman: Clara du Plessis und Clairant. Der Krieg. Gebrauch des Emser Wassers in der Schwindsucht. Weg nach dem Thal Ehrenbreitstein. Aussicht. Verschanzungen und die große Redoute. Das Thal. Verwüstung der Gegend durch den Krieg. Montabauer. Limburg. Gefechte und Canonaden bei den Uebergängen der französischen Heere über die Lahn. Ueberreste des Erzstifts Trier diesseits des Rheins. Selters. Das Selterser Wasser. Verwüstete Brunnengebäude. Rückkehr über Wisbaden nach Mainz.

Der Taunus.

Die lachenden Ebenen der Wetterau und Frankfurts, deren Hauptstadt dieses ist, werden gegen Süd-Westen von dem Taunusgebürge begrenzt, das sich bei Homburg anfängt, dort gleich einige seiner größten Erhebungen, den Feldberg und den Altkönig bildet, sich dann gegen Wisbaden hinabzieht, und bei Caub endet, wo sein Fuß von dem Rheine bespült wird. Seine ersten Wölbungen sind fleißig angebaut, Gärten, Weinberge und Felder wechseln mit einander ab. Aber je höher sich das Gebürge erhebt, desto geringer wird Fruchtbarkeit und Vegetation. — Der steile Altkönig oder Altking, dessen Namen, die Einwohner von einem alten heidnischen Könige herleiten, ist nicht mehr, wie seine kleinern Nachbarn mit schönen Eichen und Buchen, sondern nur mit kleinen Heidelbeerstauden und Heidekraut bedeckt. Hin-

ter ihm liegt der Feldberg, der von seiner breiten Fläche auf seinem Gipfel den Namen trägt. Dieser Berg ist ohngefähr 3000 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Freunde der Natur besuchen ihn in den langen Sommertagen der unermeßlichen Aussicht wegen. Auch über den Altkönig ragt er hervor, den man von ihm ganz überschaut.

Auf dieser ganzen Gebürgskette, die man im gemeinen Leben die Höhe nennt, findet man überall Spuren des ehemaligen Aufenthalts der Römer. Noch sieht man kleine Strekken gepflasterter Heerstraßen und die Reste des jetzt sogenannten Pfalgrabens. In der Gegend von Homburg sind noch die Ruinen der alten Saalburg, eines römischen Castells; von dieser geht eine erhabene römische Heerstraße ziemlich weit durch die angrenzenden Waldungen; andere Spuren sieht man bei Dornholzhausen und im Niederstädter Feld bei Homburg, welche in gerader Linie nach Heddernheim ziehen. Hier hatte der Kaiser Hadrian ein festes Winterlager für seine Truppen. An beiden Seiten des Weges ausgegrabene Todtenurnen und Denksteine lassen keine Zweifel darüber übrig.

Der Pfalgraben, wie man ihn jetzt nennt, war die große militairische Circumvallations-Linie der Römer gegen die Catten. Tacitus nannte den Feldberg schon Taunus vom

altteutschen Namen Taun oder Zaun, den späterhin die ganze Gebürgskette erhielt. Der Zaun oder Graben, womit das Gebürge umgeben war, erstreckte sich aus der Gegend von Braubach, oberhalb Coblenz über den Abhang desselben bis Buzbach in der Wetterau, und zog von da bis an die Ohm in Hessen. Er bestand aus einem tiefen Graben und einer Brustwehr. Das Ganze war mit Pallisaden stark befestigt, besonders da, wo eine Landstraße die Linie durchschnitt.

Wie vor 2000 und mehr Jahren der Krieg hier wüthete, wo die tapfern Catten, — die neuern Hessen — den Römern widerstanden, die, wie ihre neuern Nachahmer die halbe Welt erobern wollten, so war auch jetzt im Sommer (1800) der Fuß dieser holden Gebürgsreihe und die lachende Ebene zwischen hier und Frankfurt der Schauplatz des Krieges. Manchmal habe ich den Donner des Geschützes dumpf aus den Thälern des alten Taunus wiederhallen hören.

Während des ganzen Frühlings und Sommers standen, wie ich schon oben bemerkt habe, die Teutschen, aus kaiserlichen und mainzer regulairen Truppen bestehend, wozu noch einige kleine Reichscontingente kamen, an der Nidda. Ihr rechter Flügel zog sich bis gegen Vilbel dem Gebürge gegenüber, von dem her of

die Franzosen Demonstrationen machten. Aber lange Zeit waren sie zu schwach, um ernsthafte Angriffe zu wagen. Sie bestanden nur aus einigen hundert Mann vom 3. Husarenregimente, ehemals Esterhazy, und einigen Detaschements Infanterie, welche zum Theil die kleinen Feldschanzen besetzt hielten, die sich in einem halben Cirkel von Hochheim bis ans Gebürge erstreckten. Bei diesen Umständen blieb es nur bei einzelnen Vorpostengefechten, die aber doch oft vielen Menschen unnütz das Leben kosteten. Eins der hartnäckigsten derselben war das am 17. Mai. Schon am frühen Morgen dieses Tages weckte Kanonen- und klein Gewehrfeuer die Einwohner Frankfurts und der umliegenden Gegend aus dem Schlafe. Husaren jagten hin und her, die Straße wurde ungewöhnlich lebhaft, Wagen mit Gepäcke aller Art, mit Soldatenweibern und Kindern mit Hausgeräthe der Flüchtenden aus den nahen Orten, und der immer näher kommende Schall des Geschützes ließen fürchten, daß das Gefecht sich vielleicht mit einem Rückzuge der teutschen Truppen endigen würde. Bald besetzte ein Commando Szeckler Husaren das nach Bockenheim führende Thor von Frankfurt, ohnerachtet der Protestation des wachthabenden Frankfurtischen Offiziers, um im Fall des Rückzugs einen freien Durchzug zu haben. Indessen blieben die übrigen Thore frei, aus denen eine Menge Neugieriger herauseilten, um den Ausgang zu erfahren. Das Schießen

war bald näher, bald entfernter, aus den Gartenhäusern brachte man Meubles und Kostbarkeiten in die Stadt. Man stritt sich, wer wohl gewinnen würde, und an die Scenen des Kriegs schon gewöhnt, erwartete man mit Gelassenheit die Ankunft der Franzosen. Diesmal geschah es nicht. Gegen Mittag wurde es wieder stiller, die Schüsse fielen einzelner, ein Theil des Gepäcks der Truppen fuhr wieder vorwärts, die Husaren zogen wieder vom Thor ab, und für heute war die Gefahr vorüber. — Ich sah in Bockenheim die Rückkunft der Szeckler aus dem Kampfe. Mancher kam nicht wieder!

Die Ruhe dauerte jetzt mit kleinen Unterbrechungen fast noch zwei Monate fort. Zwei Stunden diesseits und jenseits der Nidda wußte man kaum, daß Krieg war. Nur die Orte, die längs dieses Flusses liegen, empfanden die Lasten der Einquartirung. Höchst, Rödelheim, Hausen rc. waren stark belegt, selbst das neutrale Hessische Bokkenheim war nicht verschont. Man sahe hier Soldaten von allen Farben. Der Kurfürst von Mainz, der englische Subsidien erhielt, ließ zwei neue freiwillige Jäger-Corps errichten, die großen Zulauf hatten. Man nannte das eine das Albinische, das andere das Scheithersche. Letzteres wurde von einem ehemaligen hannöverschen Offizier, dem Herrn v. Scheither, com-

mandirt. Sie waren gut montirt, grün mit roth und grün mit schwarz, und gut bezahlt. — Unter allen Truppen zeichneten sich die Mainzer Grenadiers und andere Linientruppen nebst den Hussaren durch gute Aufführung und Bravheit vorzüglich aus. Sie verdienten ein besseres Loos, als manchen in der Folge betraf. Die mainzische Landmiliz, die man aus dem ehemaligen Landsturm gebildet hatte, und von der ein Theil auch hier stand, war in graue kurze Mäntel mit grünen Aufschlägen gekleidet. Es war damals mit unendlich vielen Schwierigkeiten verbunden, durch die Linie dieser Truppen zu passiren. Man konnte dies nicht anders, als vermöge eines vom kaiserl. Major v. Marschall zu Frankfurt unterschriebenen Passes. Diesen zu erhalten, war aber sehr schwer. Am empfindlichsten für den Handel Frankfurts war diese Sperrung der Passage in der Frühjahrsmesse. Manche Reisende mußten mehrere Tage warten, ehe sie ihre Pässe unterschrieben erhalten konnten, manche erhielten es gar nicht. Auf ihr gutes Bewußtseyn gestützt, wagten sie es nun dennoch abzureisen, aber nun hielt man sie in Höchst an, und ließ sie weder vor- noch rückwärts. Sie waren glücklich genug, wenn sie es dahin bringen konnten, nach Frankfurt oder nach dem Rheine zurückkehren zu dürfen. Ein bekannter teutscher Gelehrter, Herr B., der während seines Aufenthaltes zu Frankfurt das verwüstete Mainz sehen woll-

te, und deshalb um einen Paß dahin ersuchte, erhielt zur Antwort, daß es jetzt keine Zeit sey, zum Vergnügen zu reisen. — Eben diesen Beschwerden des Kriegs waren späterhin die nach den Bädern Ems, Schwalbach, Wisbaden ꝛc. Reisenden unterworfen. Mehrere Bürger und bekannte Einwohner Frankfurts konnten schlechterdings keinen Paß erhalten, um nach Wisbaden und Ems zu gehen. — Eben so übel gieng es den Fuhrleuten, welche Güter nach Schwaben, nach der Schweiz oder aufs linke Rheinufer zu fahren hatten. Sie mußten oft lange warten, ehe sie Päſſe erhielten, und wurden in große Kosten gesetzt, da sie sich länger, als es ihre Geschäfte erforderten, in Frankfurt aufhalten mußten. — Die Ursachen dieser Erschwerung der Passage sind mir unbekannt, aber wenn sie militairischen Nutzen haben sollten, so waren sie unzureichend, da man auf einem Umwege dennoch unaufgehalten auf das linke Rheinufer kommen konnte; Ueberdies hatten die Franzosen damals die Absicht, nicht gegen Frankfurt vorzudringen, und ließen jedermann gegen Vorzeigung eines vom französischen Commissair B. Bacher unterschriebenen und leicht zu erhaltenden Passes ungehindert passiren. — Im Kriege werden die Leiden desselben oft zwecklos vermehrt.

Diesen Zustand der Dinge änderten im Anfang des Julius schreckensvollere Ereignisse.

Die Siege der Franzosen in Schwaben und Baiern, wodurch sie bis an die Donau vorgerückt waren, ließen erwarten, daß nun auch vom Rheine her ein Corps ihrer Truppen in Franken einzudringen suchen würde, um sich dort mit ihrer großen Armee zu vereinigen. Die französischen Blätter kündigten an, daß sich unter dem General St. Suzanne ein Corps von 20 bis 25000 Mann bei Mainz versammeln würde, um jene Vereinigung zu bewürken. Es gehörte übrigens keine große militairische Kenntnis dazu, um einzusehen, daß die Stellung der teutschen Truppen auf beiden Ufern des Mains und an der Nidda höchst prekär war, wenn es den Franzosen einfallen sollte, den rechten Flügel derselben bei Vilbel vom Gebürge aus, den linken von Oppenheim oder Mannheim her, und das Centrum von Mainz aus zu bedrohen. Eine Macht von höchstens 8000 Mann hielt eine Linie von 10 bis 12 Stunden besetzt, und wurde daher unendlich schwächer, als sie bei Concentrirung auf wenige Punkte gewesen seyn würde. Die mannigfaltige Composition dieses Corps löste übrigens auch die Kraft der starken Männer, die hier standen, fast in Ohnmacht auf. Jeder einzelne derselben war tapfer, aber der Mangel an Einheit im Ganzen fesselte ihren Muth.

Die Erwartungen wurden gespannter. Nach und nach kamen einige Tausend Mann

neuer Truppen in Mainz an. Donnerstags den 3. Julius recognoscirten die Franzosen die teutsche Stellung, und eine neu angelegte Schanze bei Keltersbach am Main, die aber von geringer Bedeutung war. Freitags den 4. Jul. kam es zu einem lebhaften Vorpostengefecht jenseits der Nidda, das nichts entschied. Man machte gegenseitig einige Gefangene, und einige wurden blessirt und getödtet. Unter diesen befand sich ein braver Ungar, den ich kannte, der Rittmeister Szekel von Szekler Husaren, welcher durch einen Schuß in den Kopf getödtet wurde. Der Mann hatte fast sein ganzes Leben im Kriege zugebracht. Im Anfang dieses Feldzugs hielt er wegen seiner körperlichen Schwere, die ihn fast zum Cavalleristen untauglich machte, um den Abschied an, erhielt ihn aber nicht, und nun ist er gefallen, ohne sein Vaterland und seine Familie wieder gesehen zu haben, worauf er sich so oft gefreut hatte.

Ob gleich es Freitags Nachmittags (den 4. Jul.) wieder ruhig ward, so schien man es doch teutscher Seits sehr gut zu wissen, daß am folgenden Tage die Sache ernsthafter werden würde. Die noch rückwärts stehenden Mainzer Truppen rückten durch Frankfurt gegen die Nidda vor. Dieser Durchmarsch wurde zwar von Seiten des am Sachsenhäuser Thor stehenden Frankfurter Officiers verweigert, aber der

Mainzische Major, der das Bataillon anführte, erklärte, er würde die Kanonen gegen das Thor wenden lassen, und auf diese Demonstration konnte man weiter nichts einwenden. Die Mainzer marschirten durch die Stadt nach dem Kampfplatz an der Nidda, wo sie des Nachts unter den Waffen blieben. Hier wurden sie schon am frühen Morgen Sonnabends den 5. Jul. auf der ganzen Linie mit Kanonen- und kleinem Gewehrfeuer begrüßt, das mit einer Heftigkeit fortdauerte, die erwarten lies, es werde heute über den Besitz von der Position an der Nidda entschieden werden. So wie es schon einigemal geschehen war, wurde auch heute das Bockenheimer Thor, das nach Mainz und gegen das Gebürge zu hinführt, ohnerachtet der Protestationen mit Truppen besetzt. Alle Bagage gieng zurück, und eine Menge Neugieriger zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen strömte zu den Thoren Frankfurts heraus, und eilte in die Nähe des Kampfplatzes, der wenig über eine Stunde von Frankfurt entfernt war. Schon an die Schrecken des Krieges gewöhnt, wird selbst der fühlendste Mensch unempfindlicher gegen diese schauderhaften Scenen, als man es wohl denken sollte, und nur die Neugierde ist in der Seele herrschend. Man verliert bald den Eindruck, den der Donner des schweren Geschützes, das Peloton- und Heckefeuer macht, man vergaß hier, daß mit jedem Krachen der Kanonen, das

furchtbar am Gebürge wieder hallte, mit jedem Feuer der Bataillons, die auf einmal chargirten, hunderte zum Leben und Glück bestimmter Menschen todt oder verstümmelt niederstürzen konnten. Dies Gewühl, diese Anstrengung von Kraft, diese großen Bewegungen langer Linien sind zu interessant, um nicht den Wunsch zu erregen, sie zu sehen, wenn man auf der andern Seite die Augen voll Thränen von den Greueln abwenden muß, die hier vorgehen, schöne Thränen dem Mitleid mit dem trauernden Genius der Menschheit geweint. Aber eine Schlacht ist eine große Scene!

Das Gefecht erstreckte sich längs der ganzen Linie an der Nidda von Hausen her, bis nach Höchst am Main, wo sie sich in diesen Fluß ergießt. Das Centrum der teutschen Position war bei dem schönen Flecken Rödelheim, wo gegen Mittag am heftigsten gefochten wurde. Mit dem linken Flügel, der vorwärts Höchst stand, hatte man den französischen rechten zurückgetrieben. Das Dorf Liederbach erfuhr am meisten die Geißel des Krieges bei dieser Gelegenheit *). Die Franzosen erwarteten hier in den Bauernhäusern den stürmenden Angriff der Mainzer, der mit einer Tapferkeit ohne Gleichen ausgeführt wurde. Mit dem Getümmel der Waffen vermischte sich in diesem Dorfe

*) (s. S. 14.)

das Angstgeschrei der Einwohner, deren Häuser erstürmt wurden, um die darin befindlichen Franzosen zu tödten. Man schoß mit Kanonen und Flinten in das unglückliche Dorf, dessen Vertheidigung zum Plane der Franzosen gehörte. Man hat hernach die unglücklichen Einwohner beschuldigt, zu dieser Vertheidigung beigetragen zu haben, und machte es ihnen zum Vorwurf, daß sie ihre Landsleute nicht gewarnt hätten, als sie gegen ihr Dorf anrückten, und aus allen Fenstern mit einem Kugelregen empfangen wurden. Aber was konnte es diesen Unglücklichen helfen, den Sieg der Franzosen zu befördern? Sie konnten sich nur leidend bei dieser Mordscene erhalten, und mußten ruhig das Ende derselben erwarten. Nach mehrmaligem Angriff der Mainzer verloren es die Franzosen, aber sie nahmen es am Ende dennoch wieder.

Auf dem linken Flügel, der vorwärts Höchst stand, hatte das Gefecht gegen Mittag aufgehört, als es noch mit großer Heftigkeit vor Rödelheim fortdauerte. Die Mainzer standen hier in einer sehr vortheilhaften Position dicht an diesem Orte unter den Bäumen, vom hohen Korn zum Theil gedeckt, während die Franzosen von dem Dorfe Eschborn her aus einer sanften Vertiefung über das flache Brachfeld, wo jeder Schuß traf, in einer schiefen Richtung gegen die Anhöhe anrückten, worauf sie

standen. Der Vortheil der Stellung war in jeder Rücksicht für die Teutschen, so wie sie ihnen an Menge des schweren Geschützes und an Mannschaft überlegen waren. Es war nur die etwa 2000 Mann starke polnische Legion, nebst etwa 300 Husaren vom 3ten Regiment, die hier angriffen. Auf dem französischen linken Flügel stand eine lange Linie Tirailleurs, einige Schritte einzeln nebeneinander marschirend, welche ein unaufhörliches Feuer machten, während auf dem rechten ein Corps Infanterie in geschlossenen Reihen anrückte. Die Husaren von beiden Parthieen jagten hin und her, während die teutschen Kanonen ununterbrochen gegen die anrückenden Franzosen feuerten, welche ihnen nur aus zweien antworteten. Tiefe Stille herrschte auf der Linie der Teutschen, während das Rufen der französischen Offiziers: En avant! Courage Camerades! Avancés! der Schall der Trommeln und der Feldmusik unaufhörlich durch das Donnern des Geschützes herüber hallte. Mit einer Anstrengung und Kaltblütigkeit, die man ehren muß, erreichten sie oft die Anhöhe, von der sie das teutsche Kanonenfeuer dann wieder zurücktrieb. Man sahe von ferne die wehenden Federbüsche der Anführer, die mit großer Thätigkeit ihre Reihen ordneten, und dann sich wieder an die Spitze ihrer Truppen stellten, während zwischen beiden streitenden Partheien einzelne Husaren sich herum-

hieben, oder Blessirte zu Gefangenen machten, die in der Mitte zwischen den Kämpfenden liegen geblieben waren. So dauerte das Gefecht mit abwechselndem Erfolge bis Nachmittags um 3 Uhr fort. Man brachte gefangene und blessirte Franzosen und Teutsche nach Rödelheim, die hier auf bereitestehende Karren geladen, und dann weiter gefahren wurden. Nie werde ich den schrecklichen Anblick vergessen, den mehrere dieser Gefangenen und Blessirten darboten. Von Säbelhieben zerfleischt, floß das Blut stufenweise über die braune Wange des Kriegers, der ohnmüthig niedersank. Stolz noch in seinem Unglück gieng der Pole neben seinem Feinde her, wenn es dem oft trunknen Szeckler Husaren einfiel, ihm zur Belustigung des umherstehenden Janhagels ein paar flache Hiebe zu geben. Diese Behandlung der Gefangenen, die jeden Franzosen mit der unglaublichsten Erbitterung erfüllt, hat mehr als man sich vorstellen kann, zu der oft wüthenden Gegenwehr der Franzosen beigetragen. Dieses Verhöhnen, dieser Spott über seine Verfassung oder über seine zerrissene Montur, über seine Cocarde, und worüber man es sich noch sonst zu erlauben pflegte, dieses Stoßen und Schlagen, an das der Franzos nicht gewöhnt ist, macht auf seine feiner fühlende Seele einen unauslöschbaren Eindruck, der nicht selten in Wuth übergeht. Er läßt sich geduldig entkleiden, sich alles neh-

men, was er besitzt, erträgt mit unglaublicher Standhaftigkeit das größte Elend, aber nicht Schande, Spott und Hohn.

Diese Mishandlungen erfuhr nachher der General der Legion, ein edler Mann, Kniazewiz. Er drohte jeden gefangenen Teutschen erschiessen zu lassen, wenn er mehr davon hören sollte. Weniger hart waren die Szeckler gegen die würklichen Franzosen, besonders gegen die Husaren vom dritten Regiment, meistentheils aus dem Elsaß, denen sie schon lange gegenüberstanden, und mit welchen sie sich schon manchmal herum gehauen hatten. Doch sahe ich einen trunkenen Szeckler einen gefangenen Husaren führen, dessen Jacke er an einen hessischen Soldaten in Bockenheim für 2 Maas Aepfelwein verhandelte. Der Franzos stand geduldig dabei, und sah dem Handel über seine Haut zu. Zuweilen waren diese Husaren selbst freundschaftlich gegen einander. Während des Frühjahrs ritten nach gemachtem Cartel die Franzosen in den halben Main, während die Szeckler von der andern Seite herüber kamen, unterredeten sich, und tranken ihren Brandtwein zusammen. Eine Stunde darauf fochten diese Menschen vielleicht schon wieder mit der größten Erbitterung gegen einander. —

Nachmittags nach 3 Uhr schien das Gefecht, das bisher mit abwechselndem Glücke

geführt wurde, sich zum Vortheil der Franzosen entscheiden zu wollen. Die teutsche Linie wankte zuweilen, erschöpft von Anstrengung sanken viele Soldaten nieder, die seit frühem Morgen unaufhörlich unter Gewehr in der größten Sonnenhitze gestanden hatten, während die Franzosen alles aufboten, um die Linie zu durchbrechen, und die Position von Rödelheim und die Niddabrücke zu besetzen. Muthlos und ermattet kamen viele einzelne Soldaten aus dem Treffen, und warfen sich vor Rödelheim auf dem Rasen nieder, wo viele hundert Menschen in Erwartung der Entscheidung standen, Blessirte aufgeladen, und Gefangene von Husaren escortirt wurden. Man gab schon die Hoffnung auf, die Franzosen zurückgetrieben zu sehen, als auf einmal ein frisches Bataillon Mainzer erschien, das über Frankfurt ankam. Es hielt an der Bockenheimer Warthe still, erhielt aber bald darauf Befehl, bis nach Rödelheim vorzurücken. Hier blieb es links am Wege mit seinen Kanonen stehen, ohne am Gefecht Theil zu nehmen. Die Hoffnung, die man auf seine Ankunft gründete, wurde bald vereitelt. Das Schießen aus dem großen und kleinen Gewehr kam immer näher, die Zahl der aus Rödelheim Flüchtenden vermehrte sich zusehends, einzelne Truppenabtheilungen kamen aus dem Gefecht, und zogen sich rückwärts, und auf den meisten Gesichtern sah man die Züge der Bestürzung und

Bangigkeit. Dies dauerte bis 5 Uhr. Das vorgerückte Bataillon zog sich wieder bis an die Warthe zurück, und stellte sich hier mit seinen Kanonen in Schlachtordnung. Die Ordre zum Rückzuge ward nun allgemein gegeben. Die sämmtlichen teutschen Truppen zogen sich langsam und in Ordnung zurück, während die Arriergarde sich noch dicht vor Rödelheim mit der anrückenden französischen Avantgarde schlug. — Jetzt folgte Schuß auf Schuß in der Nähe, — als auf einmal das Geschrei der Angst und des Entsetzens, aus Rödelheim herüber schallte. Die Polen waren in Rödelheim und diesseits der Nidda!

Die Erwartung, die Franzosen nun binnen kurzer Zeit in oder vor Frankfurts Thoren zu sehen, trieb die Menge in die Stadt, die nun von den Wällen und Thürmen und Speichern dem nahen Gefechte zusah, daß sich jetzt bei der Stadt erneuerte. Die Franzosen waren durch Rödelheim und Hausen vorgedrungen, und befanden sich in dem Wäldchen, das sich von Bockenheim bis Rödelheim erstreckt, während die Mainzer zu beiden Seiten der Chaussee an der Bockenheimer Warthe standen, und mit ihren Kanonen auf die Franzosen im Walde feuerten; indessen wagten sie es nicht, weiter vorzudringen, da sie nur eine Kanone hatten, indem die andere demontirt war. Man be-

schoß sich gegenseitig, ohne einander vielen Schaden thun zu können.

Der Abend kam heran, ein schöner warmer Sommerabend, nach einem heißen Tage! Ueppig ruhte die reizende Flur Frankfurts von der Abendsonne beglänzt, bestimmt zum Wohnorte glücklicher Menschen, deren hohe Saaten jetzt das Roß des Kriegers zertrat, deren Fruchtbäume von Kanonen- und Kartätschenkugeln zersplittert wurden. Die Sonne gieng jetzt dort hinter dem hohen Taunus unter, als noch der Donner des Geschützes tönte. Jetzt ritten die Mainzer Husaren durch die Stadt, man wußte nicht wohin? aber bald sahe man sie rechts sich durch die Flur ziehen, und die französische linke Flanke bedrohen, während sie von vorn noch immer aus den Rücken beschossen wurden. Ihr Mangel an schwerem Geschütz und diese Bewegung der mainzischen Cavallerie bestimmte sie zum Rückzuge. Sie zogen sich durch Rödelheim und Hausen wieder in ihre Stellung bei Eschborn, und die Teutschen nahmen die Position bei der Nidda wieder ein. Das Feuer hörte auf, und schweigend ruhte die Nacht über dem Schlachtfeld. Man konnte auf Ruhe für die Nacht hoffen, und gratulirte sich zum Siege und Rückzug der Franzosen. Aber es war vom Schicksal anders beschlossen. Die Szeckler Husaren waren aus Misverstand, oder weil man glaubte, daß die Position an der Nidda

gänzlich verloren sey, bei Höchst über den Main gegangen, und zogen sich zurück. Höchst wurde von den Franzosen besetzt, und nun half die Wiedereinnahme von Rödelheim den Mainzern wahrscheinlich nichts mehr. Gegen 11 Uhr Nachts begann die Retirade der Truppen durch Frankfurt. Erschöpft von dem Kampfe eines langen Tages in heißer Sommerhitze marschirten sie in Ordnung durch die Stadt. — Dumpf donnerten die Rüst- und Packwagen, die Kanonen- und Munitionskarren durch die stillen Straßen Frankfurts, die hell und freundlich der volle Mond beleuchtete. In seinem Glanze blinkten die Gewehre der Soldaten, und die Säbel der Husaren. Es war ein furchtbar schönes Schauspiel, diese müden Krieger in tiefer Stille langsam dahin ziehen zu sehen, die bleichen und braunen Gesichter schwarz gefärbt von Pulver und mit Schweiß und Staub bedeckt. Der Zug dauerte bis Nachts 1 Uhr. Man gieng zur Ruhe in Ergebung das Schicksal erwartend, das erfolgen könnte.

Am folgenden Morgen standen die Franzosen vor Frankfurts verschlossenen Thoren. Die neuen Ankömmlinge begrüßten die auf die Wälle geeilten Einwohner mit ihrer türkischen Feldmusik. —

Der Abhang des Taunusgebürges ist besonders südlich und östlich, überall vortrefflich bebaut, und mit freundlichen Dörfern und Städtchen besetzt. — Kronberg blickt malerisch aus Kastanien- und Obstwäldern hervor. Es ist der Wohnort des als Schriftsteller und theoretisch-praktischen Obstgärtner bekannten Predigers Christ — der hier seine berühmten Baumschulen auf den gegen die Nordluft geschüzten Höhen angelegt hat, deren Sprößlinge in entfernte Länder versandt werden *). Dieser mainzische Ort war einst ein reichsfreies Städtchen, dessen Bewohner unter den alten Grafen die belagernden Mainzer und Frankfurter zurückschlugen, wie es ein Gemälde des 16. Jahrhunderts in dem zerfallenen Schlosse darstellt. — Nicht fern von hier liegt die alte kleine Stadt Oberursel, bekannt durch die Vervollkommnung der ersten Erfindung der Buchdruckerei, die hier mit Mainz gemeinschaftlich befördert wurde. Weiterhin am Fuße des Taunus liegt Homburg vor der Höhe zwischen Lustwäldern und geschmackvollen Anlagen, die sein Fürst machen lies. — Hier erfand der Conrector Hr. Zink vor einigen Jahren eine Clavier- und Orgelharmonika, der er den Namen Cölestina gab. Dies sinnreich zusammengesetzte Kunstwerk spielt ein Concert, und begreift vierzehnerlei Instru-

*) s. Skizze von Frankfurt am Main 1800. (von Hrn. Leg. R. Gernig.)

mente in sich. Es hat drei Claviere, von denen das obere die Franklinsche Harmonika spielt, das mittlere ist ein Pianoforte, und das untere ein Flügel ohne Rabenkiel. Salieri und Haydn in Wien hielten es für werth, in Wien gekannt und bewundert zu seyn, und es wurde deshalb für die Kaiserin verlangt, aber durch ein Misverständniß mit dem Baron Braun blieb es dem Künstler *). Ich weiß nicht, ob er es jetzt verkauft hat.

Die Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhausen bei Homburg sind von den Nachkommen französischer Religions-Emigranten zum Theil bewohnt, die nützliche Industrie aus ihrem Vaterlande nach Teutschland brachten, und sich dadurch auffallend von den in unsern Zeiten Ausgewanderten unterschieden. Es werden hier mehrere Fabriken von wollenen Zeugen und leinenen Strümpfen durch sie betrieben. Noch bemerkt man an ihrer Gewandheit und Artigkeit, daß französisches Blut in ihnen wallt. —

Zur Linken der Landstraße nach Königstein liegt in einem freundlichen Thal zwischen Obstbaumpflanzungen und alten Eichen das ehemahlige freie Reichsdorf Soden. Es sind hier warme Bäder, denen zu Wisbaden ähnlich, und Anlagen für Badegäste. Im Sommer wird

*) s. 49. s. ebend. f. 53.

dieser Ort von Kranken zur Cur, und Sontags von Gesunden aus Frankfurt und der Gegend besucht, die sich hier in der freien schönen Natur freuen wollen. Manchem, der im Bade ohne Zwang nach seiner Weise leben will, möchte es hier besser gefallen, wenn er sich mit einigen Freunden und Freundinnen hierher begiebt, als an vielen großen Badeorten. Noch ist kein hoher Ton und keine dem Zweck des Besuchers verkehrte Lebensweise hier eingeführt. In diesem Sommer haben die Trommeln des Kriegs die Badegäste von hier verscheucht. Die Salinen gehören dem Freiherrn von Malapert zu Frankfurt.

Die hiesigen ehemahligen reichsfreien Bauern haben seit langer Zeit ihre Unabhängigkeit verloren. Sie geriethen mit denen von Sulzbach, einem nahen Dorfe, in Zank, — Krieg würde man sagen können, wenn sie beide mächtiger gewesen wären. — Da kamen die Nachbarn aus Frankfurt und Mainz, und nahmen sie gemeinschaftlich in Schutz. — Indessen haben die Bewohner dieses Ortes und Kronbergs noch einen Grad von Freimüthigkeit beibehalten, an denen man ihren ehemaligen Reichsunmittelbaren Stand erkennen möchte. —

Von dem Dorfe Schwalbach an, das ganz in der Ebene am Fuße des Taunus liegt,

geht der Weg nach Königstein, und die große Landstraße von Frankfurt nach Coblenz immerfort bergauf. Der Weg ist so schlecht, als er seyn kann, da man gar nichts darauf verwandt hat. Man ist sehr glücklich, wenn man ohne umgeworfen zu werden, diese halsbrechende Straße zurücklegt. Aber die Aussicht von diesen mühsam errungenen Höhen ist äußerst belohnend. Blickt man zurück, so zeigt sich die große Häusermasse von Frankfurt, der Main, der still durch die Ebene fließt, und die dunkeln Höhen des Waldes jenseits desselben. Vorwärts sieht man die zwei alten Bergschlösser Kronberg und Falkenstein. Das letztere ist seit langen Zeiten schon eine Ruine, das erstere ist zwar auch seinem Untergange nahe, allein, es steht auf einem Felsen, dessen Rükken mit Häusern prangt, und zu seinen Füßen liegt das kleine Kronberg in einem glücklichen Himmelsstriche. Weiterhin ruht in der Bergkluft das Städtchen Königsstein, und über ihm liegen auf dem hohen Berge die Ruinen der von den Franzosen gesprengten Bergfestung.

Die Stadt ist durch die Belagerung der von den Franzosen besetzten Festung sehr unglücklich geworden. Bekanntlich wurde sie von denselben gleich nach der Einnahme von Mainz und Frankfurt im October 1792. ebenfalls eingenommen, und ihr Besitz war ihnen deshalb wichtig, weil sie von hier aus die Hauptpassage von Frankfurt nach

Coblenz bestreichen konnten. Hatte man die Festung geschwind übergeben, so blieben sie desto länger im Besitz derselben, ein während dieses Krieges sehr oft vorgekommener Fall! — Nach der Wiedereroberung von Frankfurt am 2. Dec. 1792. wurden die Franzosen aus Bokkenheim, Rödelheim und Höchst vertrieben, und zogen sich nach Mainz zurück. Ein Theil warf sich in Königstein. Hierher verfolgte sie der Preußische General, Prinz von Hohenlohe. Er bemächtigte sich des Postens von Oberursel, und dann des Schlosses Falkenstein, auf dessen Berge die Preußischen Mörser und Kanonen aufgepflanzt wurden. Von hier aus fieng man nun am 6. Dec. an, die Festung zu beschießen. Die Franzosen thaten keinen Schuß. Sicher auf ihren Felsen sahen sie ruhig die Anstalten der Belagerer.

Man wurde ungeduldig. Am 8. Dec. ward das in militairischer und in jeder andern Hinsicht schuldlose Städtchen bombardirt. Es fieng an zu brennen, und von etwa 150 Häusern blieben nur etwa 30 übrig. Die unglücklichen Einwohner flüchteten und retteten, was sie konnten, aber es war wenig. — Ich bin 8 Jahre später unter diesen Schutthaufen und neugebauten kleinen Hütten herumgewandelt. Auf die Preußen, die das Städtchen anzündeten, sind die Einwohner keineswegs gut zu sprechen. Warum wurde es angezündet? Nicht die

Franzosen, sondern die Preußen waren im Besitz des Städtchens, (seit dem 5. Dec.) — und nicht der Vortheil der Belagerer, sondern der der Belagerten erforderte es, die Stadt in Brand zu schießen. Und dennoch geschah es. — Oder soll man annehmen, daß es ein Versehen der preußischen Kanoniere war? Wer kann aber nur so etwas denken? Wenn dies nun nicht ist, so könnte man doch wohl noch weniger annehmen, daß man aus Verdruß über die verzögerte Uebergabe nur um Rauch zu sehen, die Stadt in Brand steckte. — Sey die Ursache nun, welche sie wolle, genug, eine große Menge Menschen sind unglücklich geworden.

Bis zum 22. Dec. dauerte die Kanonade fort. Aber da man sahe, daß nichts damit ausgerichtet wurde, so ward die Belagerung in eine Blokade der Festung verwandelt. — Diese Blokade währte bis zum 7ten März, an welchem Tage sich die Garnison ergab, die sich drei Monate darin gehalten hatte. Sie zog mit klingendem Spiel aus der Festung, worauf sie das Gewehr streckte, und sich zu Gefangenen ergab. Ihre Anzahl war 421 Mann und 14 Offiziere.

Nach der Eroberung von Mainz wurde die Festung Königstein der Verwahrungsort für die sogenannten Clubbisten aus Mainz und andern rheinischen Städten. Menschen von allen

Ständen waren hier wegen ihren muthmaßlichen politischen Meinungen eingekerkert. Sie sollten als Geißeln gegen die Männer dienen, welche von Mainz nach Beford geführt worden waren.

Wie viele Thränen sind in diesen jetzt niedergestürzten Mauern geweint worden! dachte ich, als ich innerhalb derselben herumgieng. — Die schöne Aussicht konnte mich kaum erfreuen, die man von diesem Felsen herab genießt, wenn ich an die Leiden dachte, welche manche Unschuldige hier erduldeten, die durch Zusammentreffen verschiedener Umstände für verdächtig, oder durch ihre Feinde aus Rachsucht als Jakobiner denuncirt, hierher geführt wurden. Andere, die aus Leichtfertigkeit oder Vorwitz und Liederlichkeit auf die Seite der Franzosen getreten waren, verdienten es dagegen, eine Züchtigung zu erhalten.

Die Festung Königstein gehörte übrigens zu den stärksten Bergschlössern, und die Franzosen haben bewiesen, daß sie haltbar ist, wenn das erste Erforderniß einer blokirten Feste, Lebensmittel genug, darin sind. Sie hatte sehr gute Casematten und starke Thore. Die nördliche Seite derselben war die schwächste, aber dafür auch durch die Ebene von dieser Seite geschützt. — Sie gehört jetzt unter die nicht mehr existirenden Dinge. Im Jahre 1796. wurde

sie von den Franzosen, nach abermahliger Einnahme, gesprengt.

Diese letztere Einnahme gieng sehr schnell von statten. Die Vestung ergab sich am 25. Jul. (1796.) nach einer 14tägigen Einschließung. Als Ursachen davon gab man an, daß die Besatzung einen Sturm der Franzosen befürchtete, und weil das Trinkwasser von denselben abgegraben worden war. Von diesem letztern Mittel war schon bei der Preußischen Blokirung im J. 1793. die Rede, es blieb aber unversucht. Die Besatzung hatte nicht so viel Wasser um Brod backen zu können. Sie bestand aus ohngefähr 500 Mann tyroler Scharfschützen, Ungarn und verschiedenen Kraistruppen, unter andern dem Nordhäuser Contingent. Die Franzosen fanden darin auf ein halb Jahr für 800 Mann Mehl und geräuchertes Fleisch nebst Hülsenfrüchten, 350 Ohmen Wein, 20 Stück Ochsen u. s. w. Der Chef der Besatzung war der kais. Major Wanka vom Generalstabe.

Der Ort ist jetzt arm und öde. Die Einwohner haben sich an die Stelle ihrer ehemaligen größern Wohnungen kleinere Häuser gebaut. — Das Posthaus ist eine solche Hütte. Im grünen Walde, einem Gasthofe, dessen Hauptgebäude ebenfalls abgebrannt sind, thaten gute freundliche Menschen alles, was sie konn-

ten, um mich zu bewirthen. Aber man muß über Schutthaufen steigen, um in das kleine Häuschen der Gastfreiheit zu kommen.

Von Königstein hat man noch zwei Stunden auf den Gipfel des Altkönigs. Man nimmt hier einen Wegweiser an, nimmt Lebensmittel und Feuerzeug mit, und erwartet oben den Aufgang der Sonne, den ich nicht beschreiben kann.

Wisbaden.

Ich habe meine Wanderungen am Fuße des Taunus fortgesetzt. Der südliche Abhang ist nicht minder reizend, als der auf der Seite von Homburg. Seine ersten Wölbungen sind mit schönem Laubholz gekrönt, und in der Ebene ruhen wohlhabende Dörfer im Schatten ihrer Bäume. In der Gegend von Hofheim strebt ein einzelner Bergcoloß empor, dessen Scheitel eine Kapelle trägt, deren weisser Anstrich munter gegen das dunkle Grün des Waldes absticht. Diese Kapelle ist eine

schöne Zierde der Gegend. — Die Ebene erhebt sich in der Nähe von Erbenheim, einem Dorfe, das innerhalb der französischen Vorpostenkette liegend, stets von Franzosen besetzt war. Am Eingange des Dorfes zu beiden Seiten des Weges waren zwei Feldschanzen, die mit Soldaten besetzt waren. Der Sergeant foderte höflich den Paß von mir, und wies mich in das Dorf an seinen Lieutenant, um ihn visiren zu lassen. Dies geschah, wofür 12 kr. bezahlt werden mußten. Jenseits des Dorfes standen wieder Franzosen singend um eine Strohhütte herum, die ihnen während der Nacht zum Aufenthalt diente. Der Paß mußte hier wieder gezeigt werden. Ich war en regle, und setzte von den guten Wünschen der fröhlichen Soldaten begleitet meinen Weg fort.

Hat man die sanft emporstrebende Anhöhe jenseits Erbenheim erreicht, so eröffnet sich die mündlich zauberische Aussicht auf Wisbaden, Mainz und das ganze Rheingau. Man dünkt sich auf einmal in den Gärten Edens versetzt, und läßt gern den Wagen halten, um hier Genuß durch die Augen zu schöpfen. Der Blindgebohrne ist sehr unglücklich, daß er diesen Genuß nicht hat, aber er würde noch unglücklicher seyn, wenn er wüßte und fühlen konnte, wie schön die Welt ist, und was er

entbehren muß. Oft habe ich bei dem Anblick der großen Natur am Rhein und am Meere, der Gottheit für mein helles weittragendes Auge gedankt.

— Eine halbe Stunde vor Wisbaden geht der Weg immer den Berg hinab. Die Stadt liegt tief im Thale rund von Bergen eingeschlossen, wie in einem Kessel. Aber ihre Umgebungen sind heiter — Wiesen, Saatfelder, Weinberge und Gärten wechseln miteinander ab.

Wisbaden ist eine sehr alte Stadt. In dieser Gegend wohnte ein Volk, das die römischen Schriftsteller Tacitus und Plinius die Mattiaken nennen. Dieses Volk überwand die Usipeter, die vorher ihren Wohnsitz hier hatten, und nannte nun seinen neuen Wohnort Mattenbad oder Mattenack, von dem alten Wort Matte oder Wiese, wo es die Quellen von dem jetzigen Wisbaden fand. Die Römer nannten daher diese Bäder Fontes oder Aquae Mattiacae, und die Stadt Upsium, Vispium, Mattiacum.

Ueberall in und um Wisbaden findet man Beweise des Aufenthaltes der Römer. Die heidnische Mauer, wie man sie jetzt noch heißt, ist ein Fragment von der die Wiesenbäder umgebenden römischen Festung. Ein 650 Fuß

langes Stück dieser Mauer dient noch jetzt einem Theil des Kirchhofs zur Einfassung *).

Andere Beweise der Anwesenheit der Römer findet man in und bei Wisbaden sehr häufig, so wie auf dem ganzen Gebürge. Bei Biberich hat man zu verschiedenen Zeiten römische Grabmäler entdeckt, und Urnen, Waffen und Münzen ausgegraben. Am meisten findet man die Grabhügel (tumuli) der Römer bei dem Kloster Clarenthal und bei der Fasanerie zu beiden Seiten der Straße, die nach Bleidenstädt führt **).

Vor 15 Jahren wurden bei der Anwesenheit des Herzogs von Sachsen-Gotha einige Grabhügel geöffnet, und mehrere Stücke darin gefunden, die sich jetzt in der Kunst- und Naturaliensammlung dieses Fürsten befinden.

Vor ungefähr dreißig Jahren grub man bei Biberich goldne und silberne Münzen und eine Urne von Erde aus, die den Fabrikaten von Wedgewood und Bentley nicht unähnlich war. Sie war vier Zoll hoch, und hatte 5 Zoll im stärksten Durchmesser. Ein längliches

*) s. Ritter Denkwürdigkeiten der Stadt Wisbaden S. 62.

**) s. ebend. S. 103. und ff.

Viereck von schwarzem Marmor, welches vielleicht zu einer Inschrift bestimmt war, deckte sie. — Außerdem fand man noch in den verschiedenen Grabhügeln Lampen, Geschirre, Pfeile und Penaten von Erz.

Vor zwei Jahren veranlaßten einige Badegäste neue Untersuchungen verschiedener Grabhügel. Bei der Oeffnung derselben überhaupt fand man Kohlen, Asche, Urnen mit Knochen und Asche angefüllt, Opferkannen und Schaalen, Pfeile, Lampen und Münzen von Gold und Silber, welche die Römer den Leichnamen in den Mund zu legen pflegten, um damit dem alten Nachenführer Charon am Styx das Fährgeld zu bezahlen.

Bei dem ersten der jetzt aufgegrabenen Hügel traf man zwei Schuh unter der Oberfläche Kohlen mit Asche vermischt an. Etwas tiefer erschien die Brandstädte, auf welcher die Erde röthlich und hart war. Vier Fuß tiefer stieß man auf einen kupfernen Spies, der aber fast ganz in grünem Vitriol verwandelt war. Er war 9 Zoll rheinländisch Maas lang, und unten zwei Zoll breit. — Im zweiten Hügel fand man einen ähnlichen Spies, ebenfalls von Kupfer, aber weniger in Kupfervitriol verwandelt. Weiter unten entdeckte man noch ein anderes kupfernes Instrument und außer diesen noch ein drittes,

das wie der Ladestock einer Pistole gestaltet war.

Ein drittes Grabmal enthielt gegen zwanzig kupferne Ringe auf einander liegend, und zwischen ihnen etwas vermoderte wollartige Substanz, so daß man es für einen Putz, der zum Aufschürzen des Gewandes diente, halten könnte.

In drei andern aufgegrabenen Hügeln fand man nichts, als in dem einen, außer Knochen und Asche, in dem von Feldsteinen zusammengesetzten Gewölbe einen Faustgroßen runden Kieselstein, statt der Urne.

In einem folgenden Hügel entdeckte man einen kleinen irdenen Topf mit einem Henkel, welcher aber mit der Schaale, worauf er stand, vermuthlich durch den Druck der Erde zerknickt war.

Der Verfasser der Denkwürdigkeiten von Wisbaden, Hr. Dr. und Hofrath Ritter, hat seinem Werke eine Kupfertafel beigefügt, worin einige der aufgefundenen Waffen und Urnen abgebildet sind.

Unter die interessanten Entdeckungen aus den Zeiten der Römer gehören noch die bei Erbauung des sogenannten Schützenhofes vor

10 — 12 Jahren aufgegrabenen Reste eines ehemaligen Römischen Bades. Es fanden sich nämlich zwei paralel laufende 120 Fuß lange Mauern, welche zehn Fuß Zwischenraum einschloßen. Der Fußboden war mit 26 Zoll langen glatten Ziegelsteinen belegt, die von Werkverständigen als Meisterstücke der Ziegelbrennerkunst betrachtet wurden. Hr. Ritter vermuthet sehr richtig, daß es die Badeanstalt für die Besatzung des Castells war, einmal schon wegen der Lage dieser Quelle, welche die einzige dießeits der obgedachten Mauer war, und dann weil die alten Teutschen gewiß keine gemauerten Bäder hatten, und man zu größerer Bestätigung noch in der Nachbarschaft sowohl Backsteine mit römischen Zahlen, welche ohne Zweifel die Nummer der Legion bedeuten, als auch Denkschriften, dem Apollo und Herkules, als Beschützer der Bäder zu Ehren gefunden hat. Eine dieser sehr gut auf einem Steine erhaltenen römischen Inschriften theilt er nebst der Erklärung in seinem Buche (S. 110. und 111. ff.) mit. Es war der Centurio der 7. Legion, Lucius Marinius Marinianus, von dem sie herrührt.

Der Aufenthalt der Römer und Mattiaken zu Wisbaden und in der Gegend dauerte bis zum vierten Jahrhunderte, wo die Allemannen kamen, sie verdrängten, und sich der Herrschaft über diese Länder bemächtigten.

Wisbaden erhielt nun Allemannische Könige. Einer derselben hies Makrian, und wohnte im Jahre 371. zu Wisbaden. Er sollte nach dem Plane des Kaisers Valentinian heimlich überfallen werden, aber er rettete sich durch die Flucht. Hierüber aufgebracht, zerstörte Valentinian die Stadt Wisbaden. Aber bald darauf kehrte der entflohene König wieder nach dieser Stadt zurück, und schloß mit großer Feierlichkeit an dem Ufer des Rheins, zwischen Castel und Bieberich, Frieden *).

Die Allemannen hielten sich ohngefähr anderthalb Jahrhunderte im Besitz dieser Gegend, bis sie endlich ungefähr um das Jahr 496. durch die heranströmende Macht der Franken daraus verdrängt wurden. Diese verbreiteten sich damals über einen großen Theil von Teutschland, und das damalige Gallien aus, wozu der größte Theil des linken Rheinufers gehörte, und vertrieben daraus die Eroberer desselben, die Römer. Durch die eventuelle Abtretung des linken Rheinufers kommt also dasselbe nach dreizehn Jahrhunderten wieder

*) s. Versuch einer kurzen Beschreibung von Wisbaden und seiner warmen Mineralquellen zunächst für Kurgäste von Fr. Lehr; zweitem Stadt- und Landphys. und Brunnenarzt zu Wisbaden. Darmstadt 1799. S. 35.

in Besitz der Nachkommen der alten Gallier, oder der heutigen Franzosen. Aber die größtentheils fränkische Abstammung seiner jetzigen Bewohner und eine Reihe von Jahren, nebst Sprache und Sitten des Stammvolks, haben Verschiedenheiten zwischen den ursprünglich gallischen Völkerschaften und jenen gebildet, die nicht so bald verlöschen werden.

Vom Anfange des sechsten Jahrhunderts bis zum Ende des zehnten wurde Wisbaden von den fränkischen Königen und Kaisern beherrscht. Diese Franken waren es auch, die Wisbaden als Stadt gründeten. Gegen das siebente oder achte Jahrhundert wurde sie zu einer Saal- oder Pfalzstadt gemacht, ein königlicher Saal oder Pallast daselbst erbauet, worin von den Königen oder ihren Stellvertretern, der Pfalzgrafen von Zeit zu Zeit Gericht gehalten wurde.

Dieses Gebäude, worin auch Karl der Große eine Zeit lang wohnte, existirt nicht mehr. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts sahe man noch Spuren davon. Von der Zeit seiner Erbauung an erhielt die Stadt den jezzigen Namen, und auch einige für die damalige Zeit wichtige Befestigungen.

Gegen das eilfte oder zwölfte Jahrhundert kam Wisbaden an die Familie Nassau.

Die Grafen von Lurenburg beherrschten damals das Lahngau, und mehrere von ihnen hatten sich durch Tapferkeit und andere Verdienste ausgezeichnet. Ohngefähr zweihundert Jahre vorher lebte einer unter ihnen, Konrad Kurzbold genannt, ein Sohn Eberhards, Grafen des Lahngaus und Enkel Dietrichs des Ersten, Bischofs von Metz. Sein kleiner Körper verschaffte ihm den Namen Kurzbold, aber seine Kenntnisse erwarben ihm den ehrenvollern des Weisen. Tapferkeit und Leibesstärke machten ihm zum Gegenstande der Lieder der Barden, seiner Zeitgenossen. Er erlegte einen wüthenden Löwen, und besiegte einen riesenmäßigen Sklaven. Er hatte die Eigenheit, keine Aepfel und Frauenzimmer ausstehen zu können.

Jene Gaugrafen von Lurenburg nahmen um diese Zeit den Namen Grafen von Nassau an. Sie erhielten, wie dies in jenen Zeiten häufig geschah, von den Kaisern zur Belohnung ihrer Verdienste Schenkungen von kaiserlichen Kammergütern, die in Wisbaden beträchtlich waren. Die ersten Grafen, welche man mit Gewißheit als Besitzer dieser Gegend anführen kann, waren Heinrich der Reiche und sein Bruder Robert. Ihre Regierung begann im Jahre 1209. und seit dieser Zeit gebietet die Nassauische Familie mit wenigen Unterbrechungen über diese Gegend.

Das Haus Nassau gab unter andern auch Teutschland einen römischen Kaiser. Adolph wurde 1292. in Aachen gekrönt. — Dieser hielt sich oft und lange in Wisbaden auf. — Er fiel im Jahre 1298. in der Schlacht bei Gellheim bei Worms, wo man ihm ein Denkmal errichtet hat, das noch jetzt das Königskreuz genannt wird *). —

Noch vor jener Erwählung zum römischen Kaiser hatte er eine Fehde mit einem Herrn von Eppstein, wobei die Stadt sehr verwüstet wurde. (1281.)

Wisbaden erhielt während dieser Zeit Festungswerke, die so stark waren, das Kaiser Ludwig sie im Jahre 1318. vergeblich belagerte. Diese dauerten bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wo sie geschleift und ihre Stätte mit Wohnhäusern besetzt wurde.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (im Jahre 1336) hatten hier die Juden jene berüchtigte Verfolgung auszustehen, zu der die ihnen angeschuldigte allgemeine Brunnenvergiftung in Teutschland und die in dieser Periode als angebliche Folge entstandene epidemische Krankheit die Veranlassung gab.

*) Seine Geschichte gab ein interessantes Sujet zu dem historischen Trauerspiel, das in der Verlagshandlung dieser Reise unter dem Titel: Adolph von Nassau (mit einem schönen Kupfer) erschienen ist.

Nirgends in Teutschland verfuhr man barbarischer mit ihnen, als hier. Einige fanatische Einwohner, besonders ein gewisser Armleder, ein Nassauer, der Hauptanführer seiner Landsleute, ängstigte die Kinder Israels auf eine grausame Art, und würgte sie. Lange Zeit suchte man vergeblich diesem fanatischen Unwesen Einhalt zu thun; es gelang nicht eher, als bis Armleder auf kaiserlichen Befehl hingerichtet worden war. — Lange waren die Juden aus Wisbaden verbannt, bis endlich im dreißigjährigen Kriege es ihnen gelang, sich daselbst wieder einzuschleichen.

Im Jahre 1469 — nach andern 1480 — unterbrach ein Graf von Solms die Herrschaft der Nassauer Grafen über Wisbaden. Er bemächtigte sich der Stadt, und nöthigte die Bürger, ihm den Eid der Treue zu leisten. Aber seine Herrschaft dauerte nur kurze Zeit.

Im sechszehnten Jahrhunderte, (1525) da der Bauernkrieg in ganz Teutschland wütete, trug er auch seine Fackel hierher. An der Spitze dieser Revolutionsarmee stand ein Schweizer, der in Verbindung mit den nachbarlichen Dorfsbewohnern den Rheingauern sehr übel mitspielte.

1547. brannte ganz Wisbaden bis auf 10 Häuser und das Schloß ab, vierzehn Jahre später (561.) wurden schon wieder drei und fünfzig der wieder neu erbauten Häuser ein Raub der Flammen. Dieses Unglück ereignete

sich theilweise in diesem Jahrhunderte noch einigemale. Wirklich hat das arme Wisbaden von jeher viel Unglück ausgestanden.

Der dreißigjährige Krieg brachte die Stadt auf den Gipfel des Elends. Die Soldaten aus fast allen europäischen Reichen, die sich damals in Teutschland herumtummelten, bemühten sich gemeinschaftlich es zu ruiniren. Die Stadt war fast verödet. — Dazu kam noch die Hungersnoth und ihre Begleiterin, die Pest.

1635. wurde die Stadt Wisbaden vom Kaiser in Sequester gelegt, weil man ihren Herrn, den Grafen Johann von Nassau, des Einverständnisses mit den Schweden beschuldigt. In der Folge wurde sie und das Land dem Kurfürsten von Mainz in Besiz gegeben, der es auch bis zum Frieden besaß. — Der Graf Johann beförderte auf alle Weise die Wiedererbauung seiner Stadt. Aber Geldmangel und die durch die Auswanderung und den Krieg sehr verminderte Menschenzahl legten ihm große Hindernisse in den Weg. —

Die Folgen des dreißigjährigen Krieges zeigten sich am auffallendsten im Rückgang aller Aufklärung und Geisteskultur ohngefähr verhältnißmäßig, wie nach dem jetzigen Kriege. Man verbrannte hier zu Ende des 17ten Jahrhunderts Hexen! — Zu Ende des 18ten will

man uns einbilden, der Contract social sei eine Chimäre, und nennt die Freunde der Freiheit, der Aufklärung und der Menschheit Metaphysiker, Philosophen und Insurgenten!

Die Kriege des achtzehnten Jahrhunderts haben Wisbadens Flor nicht minder zurückgehalten. Der Erbfolgekrieg, der siebenjährige und der jetzige Revolutionskrieg haben sämmtlich dazu beigetragen, seinen Wohlstand und sein Aufkommen zu verhindern. Die Leiden des letztern sind noch in frischem Andenken; wenn der Anfang desselben eine Glücksperiode für Wisbaden war, so war die Mitte und das Ende desto schlechter. Die Armeen, die hier standen, brachten Geld in Umlauf. Während der Belagerung von Mainz durch die Preußen und Sachsen und ihre Aliirten war Wisbaden der Tummelplatz des rauschenden Vergnügens. Da florirten die Pharobänke, die Tanzsäle und die Gesellschaften waren voll von schönen, jungen, reichen preußischen und sächsischen Offiziers, die den Schönen der Stadt und der Gegend ihre Huldigungen brachten — Alles war voll guter Hoffnungen, und ahndete nicht, daß die Feinde späterhin den gezogenen Gewinn mit jüdischen Interessen wieder abfodern würden. —

Am meisten litte Wisbaden bei den Rückzügen der befreundeten und feindlichen Heere. — Am unordentlichsten war der der Oesterreicher

im Jahre 1796. — und der der Franzosen aus Franken in eben diesem Jahre. An der großen Heerstraße gelegen, die über das Gebürge nach Limburg und nach dem Niederrhein führt, sahe sie oft die Arrieregarde und die Avantgarden der Armeen zugleich in ihren Mauern; — einmal schoßen sich die französischen Chasseurs mit kaiserlicher Infanterie mitten auf dem Markt herum. —

Sonst sagt man, daß das Feuer schöne Städte mache, aber dies trift bei Wisbaden nicht ein. Die Straßen sind weder gerade, noch enthalten sie schöne Häuser, wiewohl einige darunter sich durch gute Bauart auszeichnen. Man rechnet die Anzahl der Gebäude auf 403 *); aber ich finde in keiner Topographie dieser Stadt ihre Menschenzahl angegeben. Wahrscheinlich beläuft sie sich auf drei bis viertehalb tausend **).

*) s. das Wissenswertheste vom uralten Matten- oder Wisbade, für die sich dessen bedienende Kurgäste von Dr. Handel. Mainz 7. J. d. Rep. S. 13. Hr. Ritter giebt sie auf nicht ganz 400 Häuser an, wobei aber die öffentlichen Gebäude nicht mitgezählt sind. Wenn man diese dazu rechnet, so wird wohl obige Zahl herauskommen.

**) Die Zahl der Gestorbenen betrug im Jahr

Die öffentlichen Gebäude in Wisbaden sind eine reformirte und eine lutherische Kirche, ein Hospital für arme fremde Kurgäste und einheimische Schwache, Blödsinnige und Arme, ein Zucht- und Arbeitshaus für Müssiggänger und Verbrecher, im Jahr 1768 gestiftet, ein Waisenhaus für 30 Elternlose Kinder, und das Rathhaus 1609. erbaut.

Außer diesen Gebäuden findet man hier noch ein am Ende des sechszehnten Jahrhunderts erbautes Schloß, das jetzt zum Dikasterialgebäude dient.

Das, was Wisbaden berühmt macht, was ihm Fremde herzieht und Wohlstand verschafft, sind die warmen Quellen daselbst. — Dampfend durchströmen die Abflüsse derselben die Straßen, besonders auffallend und sichtbar dem Fremden bei kaltem und feuchtem Wetter. — Das heiße Wasser zu Wisbaden quillt aus zwölf größern und mehrern kleinern Quellen. Zwei der größten davon sind offen stehend. Hier sieht man wie das Wasser aus der Erde hervordampft.

97. 64 Personen, die der Gebornen 108. und der Verehlichten 26 Paar. — Im J. 99. starben 81. und copulirt wurden 20 Paar. — Die Gebornen in diesem Jahre werden nicht angegeben. s. Ritter Denkwürdigkeiten S. 71.

Dies Wasser ist nicht vollkommen klar, aber doch durchsichtig und hell; eine der grössern Quelle nur ist immer trübe. Unaufgelößte Partikelchen schwimmen darin. Es hat den Geruch gekochter bald geöffneter Eier, und einen Geschmack wie schwache versalzene Fleischbrühe. — Es ist eine ganz eigne Empfindung, wenn man die Hand in den heißen Strudel (von 150 Grad Fahrenheitisch) taugt. Ob man sie gleich nicht lange darin lassen kann, ohne sich zu verbrennen, so ist doch die Empfindung weit milder, als die, welche auf das Eintauchen in gemeines bis zu diesem Grade oder noch minder erhitztes Wasser folgt.

Außer dem medizinischen verwendet man das Wasser auch zum ökonomischen Gebrauch. Ein offener ausgemauerter Behälter, in welchem es von den Quellen abläuft, dient zum Brühen des Federviehes, einige kochen sogar ihre Speisen damit, und halten sie wohlschmeckend, welches aber andere leugnen, und die mit demselben gekochten Gerichte übel schmeckend finden. Sonst braucht man es zum Brodbakken allgemein in Wisbaden, wodurch man Holz und Salz erspart, und zum Tränken des Rindviehes. Kühe und Ochsen saufen das Wasser gern, und die Milch der damit getränkten Kühe, schmeckt wie jede andere. Aber es hat keinen Einfluß auf die Gesundheit dieser Thiere, wie Hr. Ritter (S. 78.) versichert.

Die Rindviehseuche grassirte hier eben so heftig, als irgend anderswo *). Zum Waschen kann das Wasser nicht gebraucht werden, weil sowohl die Seife durch die darin enthaltenen Salze zersetzt, als auch das Zeug durch die darin befindliche Ochererde eine gelbe Farbe erhält. — Uebrigens hat weder Jahrszeit noch Witterung Einfluß auf die Quellen von Wisbaden. Weder in der Hitze des Sommers noch in dem kältesten Winter zeigen sich Verschiedenheiten in der Quantität und Qualität derselben.

Aus den Quellen wird das Wasser zum Badegebrauch in gewölbten Kanälen nach den Badehäusern geleitet, und daselbst in die Bäder vertheilt, wo es erst abkühlen muß, ehe man sich in das Bad begeben kann.

Die Anzahl dieser Badehäuser ist durch Herkommen und Privilegien eingeschränkt, und nicht jeder, der Lust hat, kann in diesem Hause eine solche Badeanstalt unternehmen. Ohne das Hospital-Badehaus und das öffentliche bürgerliche sind jetzt deren 23., worunter zwei für die jüdische Nation **). Sie führen sämmt-

*) Hr. Handel sagt im Gegentheil, daß hier bei weitem nicht so viel Vieh an der Löserdürre als in den benachbarten Orten gestorben sey. s. a. a. O. S. 29.

**) s. Ritter a. a. O. S. 64.

lich Schilder, wie Gasthöfe z. B. der Adler, der Schützenhof, die Rose ꝛc. — Ein jedes dieser Häuser besteht aus dem eigentlichen Wohnhause und dem Badehause, die miteinander verbunden sind. In dem Dach sind Oeffnungen, um den Wasserdämpfen Abzug zu verschaffen. In jedem solchen Badehause sind nun verschiedentlich 10 bis 15 und mehrere Bäder, in kleinen verschlossenen, oben offenen Cabinetten angebracht. — Einige Stufen führen hinab in das Bad, das mit Backsteinen ausgelegt ist. — Weil das dampfende Wasser alle Metalle, Backsteine, Kalk u. s. w. wegen der darin enthaltenen Salzsäure zerfrißt, vielleicht auch wegen des durch mancherlei Unglücksfälle verminderten Wohlstandes der Einwohner, sind diese Bäder nicht so elegant, als mancher Badegast wohl wünschen möchte. Mancher läßt auch seine Bäder so, wie sie von alten Zeiten her gewesen sind, aus Anhänglichkeit am Herkommen und Abneigung gegen Neuerungen.

Die Bestandtheile des Wisbader Wassers sind nach den neuesten chemischen Untersuchungen, welche Hr. Ritter in seinem Werke mitgetheilt hat, kohlensaures Gas, kohlensaures Eisen, kohlensaure Bittererde und Kalkerde, muriatische Bittererde und Soda, schwefelsaure Soda und Kalkerde, Thonerde und Extractivstoff. Dies sind die Bestandttheile aller

hiesigen Quellen, aber in der Quantität derselben sind sie verschieden, wie dies das von Hrn. Ritter (S. 222.) mitgetheilte Verhältnis beweiset. Indessen hält er es für bedenklich, diesen verschiedenen Gehalt der Quellen namentlich anzugeben, da sie Privateigenthum sind, und diese Anzeige nur Jalousie erregen würde, ob er gleich versichert, „daß in sehr vielen Fällen, wo diese Mineralwasser dem Krankheitszustande des menschlichen Körpers entgegengesetzt werden sollen, die Abweichungen in Ansehung des Gehalts an mineralischen Bestandtheilen, durchaus in reifliche Erwägung gezogen werden müssen." In mehreren Fällen, sagt er, bei hartnäckigen Krankheiten, bei mancherlei Combinationen der Krankheitsstoffe oder bei besonders zarter Constitution sei es nöthig, dieser oder jener Quelle den Vorzug zu geben.

Diese Rücksichten, denen freilich der Arzt im bürgerlichen Leben oft nicht gut ausweichen kann, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten und Feindschaften aussetzen will, können indessen kein Gegenstand für den Kranken seyn, der hierher kommt, sich zu baden. Ihm muß es wichtig seyn, daß er die Quelle brauche, die für seinen Zustand die passende ist, und er braucht daher nicht auf das Interesse und die Lokalverhältnisse der Einwohner zu sehen. Es wäre daher allerdings zu wünschen, daß man bestimmtere Nachrichten hätte, von welcher Reichhaltigkeit

das Wasser in diesem oder jenem Badehause sey, damit die Curgäste ihres Zweckes nicht verfehlen. Dieses Uebel fällt da weg, wo die Badeanstalten dem Staate gehören. Im Carlsbad, Pyrmont, Spaa und fast in allen berühmten Bädern giebt es Quellen verschiedenen Gehalts, und der Brunnenarzt verordnet den Gebrauch dieser oder jener nach dem Zustande des ankommenden Curgastes. Hier in Wisbaden ist dies anders. Der Kranke muß in dem Hause baden, wo er wohnt, mag auch die Quelle für seinen Zustand passen oder nicht! Indessen sollte ich glauben, daß ein Arzt, der sonst für kenntnißvoll und gewissenhaft gehalten wird, wenig Gefahr lief, Verfolgungen zu erleiden, wenn er treu und aufrichtig ohne Rücksicht auf kleinstädtische Verhältnisse die Gehalte jeder Quelle und die Würkung derselben in diesen und jenen Krankheiten angäbe, und von welcher Quelle die in jedem Badehause genommenen Bäder seyen? — Diese Anzeige würde meines Ermessens der Reputation von Wisbadens Bädern auf keine Weise schaden, im Gegentheil sie vermehren. Die mindere Stärke der Bäder dieses oder jenes Badehauses würde ihm nicht zum Nachtheil gereichen, da es auch gewiß Zustände gäbe, für welche sie zweckmäßig seyn würden.

Bei diesen Verschiedenheiten sowohl des Wärmegrades, als der Reichhaltigkeit an mineralischen Bestandtheilen sollte der Kranke sich an

seinen Arzt zu Wisbaden wenden, wenn er dort baden will, und von diesem eine rücksichts-lose Bestimmung der zu gebrauchenden Quelle verlangen.

Außer den vierzehn verschiedenen Quellen, welche Hr. Ritter angiebt (S. 87.) und welche zum Baden meistens gebraucht werden, giebt es hier noch einige andere mineralische Brunnen, welche von den Einwohnern als Trinkwasser gebraucht werden. Der Faulbrunnen auf der Mittagsseite der Stadt enthält etwas kohlensaure Erde, und einen Antheil von muriatischer Soda. Das Salz und eine geringe Menge kohlensaures Gas geben ihm einen pikanten Geschmack. — Der Wiesenbrunnen, der sich am Ende einer kleinen Pappelallee in einem Zirkel von Kastanienbäumen befindet, hat ein helles und kühles Wasser, das viele Leute gern trinken. Es enthält etwas kohlensaure Kalkerde und ein wenig muriatische Soda. — In der Nähe des Faulbrunnens trifft man ebenfalls noch einige schwache mineralische Quellen an.

Sonst sind alle gegrabenen Brunnen in Wisbaden salzig und nicht zu trinken. Einige befinden sich in der Nähe heißer Quellen, ohne daß ihre natürliche Kälte dadurch vermindert wird. Also, schließt Hr. Ritter sehr richtig, muß die Werkstätte der Natur, wo sie das heiße

Wasser bereitet, fern von der Stadt, und wahrscheinlich in der nordwestlichen Gegend des Gebürges seyn. Von da aus strömt es in den Tiefen der Erde in kleinen Bächen nach der Stadt zu, wo sich die Quellen öffnen. Im sogenannten Sauerlande bei der Stadt findet man, wenn man bis zu einer gewissen Tiefe gräbt; sehr viele, welches die Ursache ist, daß in dieser Gegend kein Keller bestehen kann.

Das einzige trinkbare Wasser ist der Stadtbrunnen auf dem Markte. Aber er ist nicht immer brauchbar, da er bei anhaltendem Regen oder Thauwetter trübe und ungenießbar wird.

Den warmen Quellen, welche sich mit den kleinen die Stadt durchfließenden Bächen vermischen, hat Wisbaden es zu danken, daß die davon getriebenen Mühlen nie einfrieren. Das Wasser derselben sammelt sich vor der Stadt in einem Teiche, den man den warmen Weiher nennt. Dieser enthält eine große Menge Fische, die sich von dem Blute mästen, das die fleißigen Aderlasser und Schröpfer den Bauern entwenden. Wenn man diese Fische essen will, so muß man sie erst einige Monate in reines kaltes Wasser setzen, sonst haben sie einen unangenehmen Sumpfgeschmack. Der Abfluß dieses warmen Weihers und einige kleine Bäche bilden den sogenannten warmen Bach, der

von Wisbaden bis zu seinem Ausschuß in den Rhein sieben Mühlen treibt, und nie zufriert.

Sonst fand man auch hier eine sehr nützliche Badeanstalt für kranke Pferde, besonders steife und spatlahme, die aber während des Krieges ruinirt ist.

Es ist hier nicht der Ort, eine Liste der Krankheiten mitzutheilen, in welchen die warmen Quellen von Wisbaden hülfreich sind. Aber gewiß gehören sie zu den wirksamsten in Teutschland. In allerhand Krankheiten des Magens und der Eingeweide, in Coliken, Durchfällen, Hämmorrhoidalzufällen, kurz in Allem, was man unter Hypochondrie begreift, bei fehlerhafter Menstruation, bei Steinbeschwerden, vorzüglich aber in rheumatischen und gichtischen Anfällen, bei Steifigkeiten der Gelenke, bei Lähmungen, die ihren Grund in Schärfen oder Krampfzufällen haben, in der englischen Krankheit, in allerhand Ausschlägen, in der Krätze, in Flechten, alten Geschwüren und in mancherlei andern von den zahllosen Uebeln, womit der Mensch geplagt ist, wird es oft zum unfehlbaren Heilmittel oder lindert wenigstens die Leiden des armen Kranken. Ob man es gleich meistens als Bad, also äußerlich, gebraucht, so verdient es doch in mancherlei Krankheiten auch innerlich angewendet zu werden.

Wisbaden ist der wahre Ort für Kranke. Nicht die Mode, nur das Bedürfniß, führt hier Menschen aus allen Gegenden Teutschlands her. — Man sieht hier keine glänzende Zirkel, wo Brillanten und Ordenssterne schimmern; der vornehme Kranke legt den Tand der Welt ab, und vertauscht ihn hier mit dem warmen Ueberrock und dem Bademantel; man verdirbt nicht bei schwelgenden Diner's und beim Thé dansant das, was man durch den Gebrauch der Bäder allenfalls wieder gut gemacht hat. Jeder lebt still in seinem Badehause nach seiner Weise. Der, welcher neben dem hiesigen Bade noch ein fremdes Mineralwasser trinkt, geht dabei in dem kleinen Bosquet spazieren, das vor ungefähr 20 Jahren vom Fürsten angelegt worden ist, oder in dem freundlichen Wiesenthal, das nach den Ruinen der alten Feste Sonnenburg hinzieht. Die Nähe dieser Spaziergänge ist dem Kranken angenehm, der den ersten Versuch mit seinen hier geschmeidiger gewordenen Beinen machen will. Der eine begegnet dem andern; sie erzählen sich froh, wie weit sie in ihrer Genesung gekommen sind, wünschen sich gegenseitig Glück, und danken der Nymphe dieser Quellen.

Nur Sonntags, zuweilen auch wohl in der Woche, versammelt sich die junge gesunde und schöne Welt in den Sälen des Schützenhofs oder des Adlers. Am meisten werden

diese Orte dann von Mainz aus und auch aus dem Rheingau bevölkert, deren Bewohner hierher zum Tanz kommen. Dagegen machen die etwas rüstigern Kranken in Gesellschaften kleine Lustpartieen in das Rheingau. Man besucht das reizend liegende Elfeld, wo man in der Rose freundlich und gut bewirthet wird, oder man fährt nach Schierstein, wo nach Hrn. Handels Versicherung lithontriptischer Rheinwein wächst, oder nach Biberich, und wandelt in dem schönen Garten des Fürsten, der allen Menschen offen steht.

Außer diesen bietet die Gegend von Wisbaden noch andere Spaziergänge in der Nähe dar. Man geht auf den Geisberg, wo man eine weite Aussicht auf das Rheingau hat; man besucht die Fasanerie, ein herrschaftliches Haus, in einem kleinen lachenden Thale, wo man auf beiden Erfrischungen erhält, und das gegenüber liegende Klarenthal, das einst Kaiser Adolph und seine Gemahlin Imagina stiftete. — Auf mancher dieser kleinen Spaziergänge findet man die mahlerischesten Prospecte, wetteifernd mit denen in der Schweiz. Ein solches ist das einsame Thal, das sich am Fuße des Neesberges oder Nerosberges in den Wald hineinzieht.

Am meisten belohnt sich die Mühe des Bergsteigens, wenn man den waldigen Berg-

i Steinzermalmender.

rücken besucht, auf dem sich die Chaussee nach Limburg hinzieht. Auf dem Gipfel desselben, den man die Platte heißt, genießt man jener unermeßlichen Aussicht, die außer der vom Feldberge, vom Niederwald oder von der Festung Ehrenbreitstein unstreitig eine der schönsten in Teutschland ist. Man blickt in das Rheinthal hinab, das der Fluß durchströhmt, sieht vor sich das drei Stunden entfernte Mainz und die Schiffbrücke, in blauer Ferne den Donnersberg, abwärts die schönen Dörfer am Ufer, zur Linken die Höhe der Bergstraße, den sanftfließenden Main von Frankfurt herkommend, und die reichen Fluren, die er durchströmt.

Nirgends konnte man zweckmäßiger ein Land- oder Jagdhaus erbauen, als auf dieser herrlichen Höhe. Der Fürst von Nassau-Usingen besaß hier ein solches, wo er oft verweilte. Es war ein einfaches aber niedliches Gebäude. Gegenüber stand noch ein anderes. Aber die alles verwüstenden Soldaten haben nur die öden Mauern davon stehen lassen. Es sind weder Thüren noch Fenster mehr darin.

Daß ein Bad nicht ohne Spiel bestehen kann, versteht sich von selbst. — Obgleich die Zahl der zum bloßen Vergnügen herkommenden Gäste sehr gering ist, da für diese andere Bäder einladender sind, so hat man

doch für die Unterhaltung am Spieltische gesorgt, die am meisten Sonntags von den Besuchern besetzt sind. Bei meiner Anwesenheit fanden sich die Offiziers des 3. franz. Husarenregiments fleißig dabei ein, aber ihr Spiel ist höchst unbedeutend gegen das unserer teutschen Offiziers, da die Börsen jener bei weitem nicht so einhaltsreich sind, daß sie hoch spielen könnten.

Nach Hrn. Handel (S. 49.) beträgt die Abgabe der Spieler an die Herrschaft zu Wisbaden jährlich 2700 fl. für die Verstattung der Hazardspiele. Die Summe könnte, wie er mit Recht bemerkt, zur Verbesserung der Badeanstalten dienen, wird aber nicht dazu verwendet. Nur ein einziges Mahl geschahe dies. — Eins der wesentlichern Bedürfnisse für Wisbaden wäre die Anlegung von Tropf- und Spritzbädern, die gänzlich fehlen, und doch oft so heilsam sind. Die Kosten derselben könnten ja von jener Spielsteuer bestritten werden.

Die während des Krieges sehr verminderte Anzahl der Curgäste ist Ursache, daß seit einigen Jahren keine Schauspielergesellschaften mehr hier waren. Ich wünsche, daß der Friede Wisbadens Flor wieder vermehren möge, dann werden sich auch diese wieder einfinden, und mancher regnigter Abend wird den jetzt auf sei-

nem Zimmer eingeschlossenen Brunnengast schneller hingehn.

Die Einwohner von Wisbaden sind, so wie fast alle Bewohner der obern Rheingegenden, ein gutmüthiges und fröhliches Volk, das unter einer sanften Regierung ohne hohe Wünsche, im Genuß seiner kleinen Freuden ruhig dahin lebt, und sich das ganze Jahr über auf die Herrlichkeiten der Badezeit freut. Der Mangel an jungen Männern, der besonders jetzt in kleinen Städten in Teutschland und Frankreich sich so auffallend zeigt, schränkt die Vergnügungen der jungen Damen aus Wisbaden auf männerleere Kränzchen ein, — die doch — nicht aus Stolz auf mein Geschlecht sage ich es — die Würze und das Salz aller Societäten sind, so wie umgekehrt, eine aus lauter Herren bestehende Gesellschaft gar leicht auf mancherlei Abwege geräth. — Für diesen Mangel entschädigt die Brunnenzeit die Schönen. Es schließen sich Bekanntschaften, Freundschaften und daurende Bündnisse. Ohne ihre Quellen würden manche der kleinen Badeorte die Langeweile aller Landstädte theilen.

Seit einigen Jahren hat man von Wisbaden drei medizinische Topographien erhalten, deren ich schon im Vorhergehenden in den Anmerkungen gedacht habe. Zwei derselben rühren von den dasigen beiden Brunnenärzten dem

Hrn. Dr. und Hofrath Ritter und dem Hrn. Dr. Lehr her. Die des erstern führt den Titel: Denkwürdigkeiten der Stadt Wisbaden und der benachbarten Gegend in vorzüglicher Hinsicht ihrer sämtlichen Mineralquellen von ꝛc. Erster Theil in 3 Kupfern, Mainz 1800. — Sie umfaßt alles, was sich über Wisbaden in historischer, topographischer und physischer Hinsicht sagen läßt. Der erste Abschnitt des ersten Buches giebt einen Ueberblick der römischen Heereszüge am Rhein; im zweiten giebt Hr. Ritter eine Skizze der ältern und neuern teutschen Geschichte, im dritten, ein historisches Fragment der Stadt Wisbaden. — Im zweiten Buch folgt erstlich die Topographie der Stadt, dann eine geologische Beschreibung des Taunusgebürges, der Alterthümer in hiesiger Gegend, Bemerkungen über die Vegetation der Gegend von Wisbaden, eine Skizze von Mainz und eine Beschreibung des Rheingaus. Das dritte Buch ist den physikalischen und chemischen Versuchen mit den Mineralwassern von Wisbaden und einigen Nachrichten über Schwalbach, Embs, Selters, Schlangenbad, Fachingen ꝛc. gewidmet. — Das Ganze trägt alle Kennzeichen des nachdenkenden Fleißes bei der Ausarbeitung, und enthält eine Menge interessanter physischer, chemischer und naturhistorischer Bemerkungen, denen man es ansieht, daß Hr. Ritter mit den

neuern Entdeckungen in der Chemie nicht unbekannt ist, so wie er überhaupt ein Mann von vieler Belesenheit zu seyn scheint. — Dieses Werk gehört also mit zu den wenigen guten medizinischen Ortbeschreibungen, die wir besitzen. Es ist ein Werk für den Gelehrten und Arzt, der sich zum Besten seiner Kranken für die hiesigen Bäder interessiren muß, und sich aus demselben manche Frage über die zweckmäßige Anwendung derselben bei denen seiner Fürsorge Anvertrauten beantworten kann.

Das Werk des Hrn. Doctor Lehr; Versuch einer kurzen Beschreibung von Wisbaden und seiner warmen Mineralquellen. Darmstadt 1797. mit einem Kupfer, ist in einem leichten gefälligen Stile geschrieben, und zunächst für die hiesigen Brunnengäste bestimmt, um ihnen darin eine zweckmäßige Anleitung zum richtigen Gebrauche der hiesigen Quellen zu geben. Es enthält die Resultate der von den hiesigen Aerzten seit langen Zeiten gemachten Beobachtungen über die Wirksamkeit der hiesigen Wässer in verschiedenen Krankheiten. Hr. Lehr breitet sich in mehreren Abschnitten über die Lage von Wisbaden, seine Anlage und Spaziergänge, und die Einrichtungen für dieselben in Rücksicht der Bequemlichkeiten des Nutzens und des Vergnügens aus. Dann liefert er eine kurze Geschichte von Wisbaden, Nachrich-

ten über die Beschaffenheit und Bestandtheile der hiesigen Quellen, eine Abhandlung über das Baden darin, Bestimmung der Fälle, wo das hiesige Wasser nicht paßt, oder wo es nur lindert und nicht helfen kann, und diätetische Vorschriften bei dem einen äußern Gebrauch desselben.

Da beide Werke gewissermaßen verschiedene Zwecke haben, da jedes derselben für ein eigenes Publikum geschrieben ist, jenes für den wissenschaftlichen Arzt, dieses für den Layen, so haben beide ihre Verdienste, und können wohl neben einander bestehen. Das zu viel und zu wenig in beiden trennt der denkende Leser von selbsten, der es weiß, wie es gewöhnlich mit Ortbeschreibungen hergeht, wo Lokalverhältnisse oft der Aeußerung der Wahrheit in den Weg treten. — Freundschaftliche Vereinigung beider Aerzte, die dem Anschein nach nicht statt findet, wie man dies beim Aufenthalt in Wisbaden bald bemerkt, und besonders aus einigen Stellen im ersten Werke schließen muß, und gemeinschaftliches Fortschreiten auf einem Wege, könnte viel Gutes für die hier und da noch mangelhaften Brunnen- und Badeanstalten in Wisbaden hervorbringen. Beide sind Männer von Talent, Geschicklichkeit und Erfahrung, und verdienen sich gegenseitig zu schätzen. An einem kleinen Orte wohnend, wo man sich in tausend Verhältnissen oft begegnet, ist diese Disharmonie

unangenehmer, als an größern, und nachtheiliger für das Gute und das Publikum.

Die dritte Schrift über Wisbaden endlich rührt vom Dr. Handel in Idstein her, und führt den Titel: Das Wissenswertheste vom uralten Matten- oder Wisbade für die sich dessen bedienende Curgäste ꝛc. Mainz im 7. Jahre der fr. Republick. 8. — Eigentlich scheint dies kleine nur 52 Seiten starke Werkchen blos ein Vehikel zu seyn, um diese und jene Anekdoten aus der scandalösen Chronik von Wisbaden ans Tageslicht zu bringen. Es bedarf eines in die Klatschereien von Wisbaden tief eingeweihten Exegeten, um die Beziehungen in den Noten zu dieser Schrift und manche andere auf Lokalverhältnisse gegründete Stellen zu verstehen. Hr. Handel, Baldingers Schwiegersohn, ein Mann von vielem Wissen, hätte nicht nöthig, sich durch derlei Anführungen Leser zu verschaffen. Diese Art zu schreiben, erbittert, statt zu bessern, und diejenigen, welche darin gelobt sind, werden so wenig stolz darauf seyn, als diejenigen sich hoffentlich gekränkt fühlen werden, deren in Unehren gedacht ist. Die Publicität hat edlere Zwecke, als die Liebeshistorien und Klatschgeschichten eines kleinen Städtchens bekannt zu machen, welche zu wissen außer dem Umkreise desselben, keinen Menschen interessirt.

Der Arzt Handel, der ehemals in Mainz wohnte, hat verschiedener politischer Verhältnisse wegen diesen seinen Wohnort (von dem er indeß noch immer seine kleinen Aufsätze im Reichsanzeiger ꝛc. datirt) verlassen, und sich Idstein, eine kleine Nassauische Stadt zum Wohnsitz gewählt. Er gehörte mit zu denen, die in der französischen Revolution die Morgenröthe schöner Zeiten für die Menschheit sahen, aber die Täuschung in dieser Rücksicht und sein kränklicher Körper haben seinem Charakter eine Bitterkeit aufgedrückt, die sich in allen seinen Aeusserungen zeigt. Handel ist ein Mann von einem sehr viel umfassenden Wissen, und ungeheuern Gedächtniß. Er ist in dieser Rücksicht seinem Schwiegervater, dem Nestor der teutschen Aerzte, Baldinger, ähnlich.

Die vornehmsten Gasthäuser in Wisbaden sind der Schützenhof, ein neues Gebäude von großem Umfange und der Adler. In beiden findet man table d'Hote, Spiel und Sontags sind abwechselnd in den Sälen derselben Bälle. — Außer diesen giebt es noch mehrere andere, die Rose, den Bär, den schwarzen Bock u. s. w.

Langen-Schwalbach.

Der Weg nach Schwalbach geht über den in der Nähe von Wisbaden höchsten Bergrükken des Taunusgebürges, welchen man die hohe Wurzel nennt. Die Chaussee ist sehr schlecht, weil während des Krieges wenig auf ihre Erhaltung verwandt worden ist. Ehe man noch auf diesen Gipfel des Berges kommt, gelangt man durch ein stilles freundliches Thal, an das Chausseehaus, das an einer waldfreien Stelle des Gebürges liegt, und eine von der Platte ähnliche Aussicht gewährt. Diese ist gewissermaßen noch reicher als jene, denn man ist dem Rheine näher, und übersieht nicht allein seinen langen Lauf aus der Pfalz nach Mainz zu, sondern auch seine fernere Bahn durch das Rheingau, was von der Platte das vorliegende waldigte Gebürge zum Theil verhindert. Es ist wohl der Mühe werth, hier zu verweilen, und aus den Fenstern des Chausseehauses dieses herrlichen Anblicks zu genießen.

Die Beschaffenheit der Bergkette des Taunus verdiente von Naturforschern noch näher untersucht zu werden, da die bisherigen Nachforschungen darüber nur unvollkommen waren. Hr. Ritter, der einige Bemerkungen darüber mittheilt *), ist geneigt, es für ein Urge-

*) s. a. a. O. S. 92. u. ff.

Hornschiefer gebirge, die gleichsam die ursprüngliche primitive Granit Grauwacken Gebirge angeschwemmt zu seyn scheinen, und sie gleichsam an [der] Seite begleiten.

[Q]uarz, eine harte, derbe, taube Bergart, fest[er] Kiesel, gleich dem Quarz, d.i.: höher [als] Silber und Gold, ist ein Vorbote [de]r Metalle weil er die Metall Mutter ist. [Er] gehört unter die im Feuer schmelzende[n], [od]er vitrescirende Steine, mit Laugensalz [schm]elzt er zu Glaß, er braust folglich mit [Sch]eidewassern nicht auf. Seine Theile sind [et]was durchscheinend, und sehen im Bruch […]artig aus. Die Stücke fallen im [Br]uch ungleich mit scharfen Ecken, gegen [Sta]hl geschlagen giebt er Feuer. Er nimmt [z]war etwas politur an, taugt aber nicht [zu]m Schleifen.

[F]eldspath ist eine cristalisirte Kieselart, mit [...]vierigen bruch und flachen Seiten er ist von [ver]schiedener Farbe die im Feuer vergeht. [Schm]elzt mit Zusätzen zu Glas. Meist ist er fleisch[farbig], selten allein, meist mit andern Stein- [und] Bergarten vermischt. Die Chineser brauchen [ihn] unter dem Namen Petunse zum Porcelan. [Hie]her gehört der Labrador.

[Gl]immer, eine kristalinisch blätterige mit [...]erd Theilen vermischte Thon art, die sich [in d]ünn, biegsamen, elastisch, mehr oder weni-[ger] durchsichtigen, zum Theil wie Metall glänzen[den] blätter, Scheiben, oder Schuppen gestalt[et] [fin]det, und glatt anzufühlen ist, schmilzt schwer [mit] Laugensalz und Borax bringt man ihn [zum] fluß. Hierher gehört das Katzengold, das Marienglaß.

Chaussee wird besser. — Das Land ist steinigt, und wird mühsamer angebaut. Ohne Ziel irrt das Auge auf den kahlen, oft steilen Höhen umher; man sieht Schwalbach nicht, als bis man sich dicht daran befindet. Der Weg von Wisbaden bis dahin beträgt drei starke Stunden. Rund um von Bergen umgeben, liegt es in einem tiefen Kessel, in einer unendlichen Länge fast nur aus einer krummen Straße bestehend, darmförmig dahingestreckt.

Der obere Theil von Langen-Schwalbach, wenn man von Wisbaden herkommt, ist der bewohnteste und bestgebauteste. Die Häuser sind zwar nicht groß, und oft auch nicht sehr bequem gebaut, aber sie sind größtentheils reinlich und nett, und zur Aufnahme der Brunnengäste eingerichtet. Der übrige in einem langen Bergschlunde gelegene Theil desselben wird von Badegästen nicht besucht, und ist gewissermaßen nur als ein Dorf anzusehen.

In dem Zwischenraume, der zwischen der einen Häuserreihe und dem hohen Berge, der auf dieser Seite das Thal bildet, sich dahinzieht, sind die beiden eingefaßten mineralischen Hauptquellen, die Spaziergänge und der Tanzsaal. Paralel zwischen ihnen läuft eine schattigte Allee hin, die mit Ruhebänken versehen ist, und unendlich viele Annehmlichkeiten hat. Es ist sehr genußvoll an einem heißen Tage, wenn die Sonne die Luft in dem eingeschlossenen

Thale glühend heiß macht, hier in der Kühle und im Schatten ruhig zu sitzen. — Am Ende der Allee öffnet sich ein freundliches Wiesenthal, das sich in malerischen Krümmungen durch die Berge hinzieht. Man bemerkt hier und da an dem rothen Eisenocher, der sich in verschiedenen Vertiefungen der Wiesen zeigt, daß hier eine Menge eisenhaltiger Quellen sind.

Die beiden Quellen, welche Schwalbach berühmt machen, und ihm Besuche von fern und nahe verschaffen, heißen der Weinbrunnen und der Stahlbrunnen. Jener ist am längsten bekannt, schmeckt sehr angenehm und angenehmer, als jede andere Quelle in Schwalbach, enthält mehr stärkende Bestandtheile als der Stahlbrunnen, aber die Mode will nun einmal, daß man diesen trinke. — Der Stahlbrunnen ist seit dreißig bis vierzig Jahren bekannt, und hat seinem ältern Bruder den Rang abgelaufen. Einsam wandelt auf dem stillen kleinen Plätzchen der Brunnentrinker am Weinbrunnen, wenn große Haufen sich um den Stahlbrunnen drängen, dessen Lage und Spaziergänge auch allerdings angenehmer und bequemer sind, als das kleine der Sonnenhitze sehr ausgesetzte Quadrat, wo jener sprudelt. Aber derjenige, welcher wirklich aus Bedürfniß nach Schwalbach kommt, wird sich nicht von dem Geschrei der Menge, von dem Flüstern der Pri-

vatleidenschaft und der Factionen vermögen lassen, den Stahlbrunnen vorzuziehen, wenn jener für seinen Zustand besser paßt. — Seltsam und lächerlich genug haben nicht allein die Aerzte, sondern auch die Brunnengäste sich über die Vorzüge der beiden Quellen gestritten. Man disputirt darüber, welche die beste sey; und Bekannte ziehen ihre Bekannte von der Weinquelle zu dem Stahlbrunnen hinüber. Da meines Wissens jeder der beiden Hauptquellen ein eigener Arzt vorsteht, so wird der Streit auch wohl nicht entschieden werden.

Herr Ritter hat in seinem Werke über Wisbaden auch den Quellen von Schwalbach einen Platz gewidmet, und eine bisher noch mangelnde Untersuchung derselben nach neuern chemischen Grundsätzen in Verbindung mit andern geschickten Chemikern darüber angestellt *). Zufolge dieser Untersuchungen ist es erwiesen, daß beide Quellen an Qualität der Bestandtheile sich ganz gleichen, aber nicht an Quantität derselben. Sie enthalten beide kohlensaures Gas, mineralische Kalkerde und Bittersalzerde, (aber doch ist im Stahlbrunnen weniger von dieser letztern, überhaupt in beider sehr geringen Menge, befindlich) schwefelsauere und mineralische Soda, Kieselerde, Thonerde, kohlensaures Eisen, kohlensaure Kalkerde und Bittererde. — Aus den Ver-

*) s. Denkw. von Wisbaden S. 320. u. ff.

gleichungen der Bestandtheile beider Quellen ergiebt sich, daß der Weinbrunnen

1) eine größere spezifische Schwere, als das Stahlwasser habe.

2) eine größere Menge kohlensaures Gas führe, nemlich in 7,500,000 Decimalpfunden 30 Cubikzoll mehr.

3) In derselben Qualität auch kohlsaures Eisen mehr = 0,000,217 und

4) daß die übrigen festen Bestandtheile des Weinbrunnens zusammengenommen, die des Stahlbrunnens um beinahe das dreifache übersteigen, nämlich = 0,002,821, wie dies ein Vergleich mit den (in Ritters Werk) angegebenen Resultaten deutlich zeigt *).

So richtig diese Untersuchungen unstreitig sind, und so gewiß es auch ist, daß der Weinbrunnen eine größere Menge an kohlensaurem Gas und kohlensaurem Eisen enthält, als der Stahlbrunnen, so auffallend ist es doch, daß sich beim Trinken des letztern offenbar das Gegentheil zeigt. Dieser schmeckt mehr nach

*) s. Ritter a. a. O. S. 331.

Eisen, und entwickelt mehr Luftbläschen als jener, der milder, lieblicher und angenehmer auf der Zunge ist. Hr. Ritter entwickelt wirklich mit vielem Scharfsinn die Ursachen dieses mindern Eisengeschmacks im Weinbrunnen. Die chemische Untersuchung zeigt, daß hier die Sinne nicht Richter seyn dürfen. Die größere Menge von Mittelsalzen und Erdarten, mit welchen das Eisen im Weinbrunnen gemischt ist, vermindert den Eindruck, der das Eisen sonst auf die Nerven des Geschmacks bewirkt. Im Stahlbrunnen, wo diese fixen Bestandtheile minder groß sind, ist das Eisen weniger verhüllt, und wirkt freier auf die Zunge.

Uebrigens giebt es unter den eisenhaltigen Sauerwassern in Teutschland wenige, die den beiden hiesigen Quellen an Wohlgeschmack beikommen. Wenn man sich einige Zeit in Schwalbach aufhält, und durch die Zeit an diese Quellen gewöhnt ist, so mag man kaum wieder ein anderes Wasser trinken. Es liegt ein sehr angenehmer Genuß darin, dies silberhelle perlende Wasser selbst zu schöpfen, und in den heißen Tagen zu trinken. Bei der glühenden Hitze dieses Sommers konnte man nichts kühlenderes und erfrischenderes finden, als diese liebliche Quelle.

Es ist hier nicht der Ort, die medizinischen Würkungen dieser Quellen zu beschreiben.

Ich sage nur kurz, daß es in den meisten Arten der Schwäche des Magens und der Eingeweide innerlich von vielem Nutzen ist, und äusserlich, als Bad gebraucht, in Nerven- und rheumatischen, gichtischen und manchen Augenkrankheiten hülfreich seyn kann. Aber für ein Badehaus und öffentliche Bäder ist noch nicht gesorgt worden. Der Kranke ist genöthigt, sich in seinem Zimmer zu baden, welches zwar auf der einen Seite bequem ist, auf der andern aber mancherlei Unbequemlichkeiten hat. — Nachtheilig ist dies Wasser allen denen, welche Anlage zum Blutspeien und zur eitrigen Schwindsucht haben.

Wenn man in Wisbaden fast lauter wirklich Kranke, Lahme und Krüppel sieht, die nur darauf denken, ihren unglücklichen Zustand durch die dortigen Bäder zu verbessern, und die Vorschriften ihrer Aerzte zu beobachten, — so ist dies hier fast gerade umgekehrt. Hier erblickt man meistens lauter Leute, die neben dem Wassertrinken sich so gut, als es möglich ist, zu vergnügen suchen, gesund auf den Füssen und höchstens nur an kleinen Uebeln leidend, die sie aber nicht verhindern, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Viele kommen hierher, um nach dem Gebrauch von andern Bädern die hiesigen Quellen als Nachkur zu gebrauchen, und gewissermaßen gehört es zum guten Ton in dieser Gegend im Sommer auf 8

oder 14 Tage, oder auf längere Zeit, nach Schwalbach zu gehen. — Aber der Krieg hat auch hier die Besucher seit einigen Jahren vermindert. Ehemals kam der Mainzische Adel häufig hierher. Jetzt ist er zerstreut und entfernt. Dieses Jahr würden viele Brunnengäste aus Frankfurt gekommen seyn, wenn der General Souham die Einwohner desselben nicht in der schönsten Jahrszeit in ihre Stadt gesperret hätte. Um die Contribution, die man gefodert hatte, zu erhalten, wurden die Thore geschlossen. Es durfte kein beladenes Fuhrwerk heraus. Manche, die dennoch aus diesem großen Gefängniß herauszukommen strebten, ließen ihre Wagen leer und ungepackt vor die Thore fahren, nach und nach Coffer und Schachteln heraustragen, und setzten sich vor der Stadt in den Wagen, um in einem Lande des Friedens — Schwalbach ist hessisch — sich dem Kriegsgetümmel auf eine Zeitlang zu entziehen.

Ich will nun die Tagesordnung von Schwalbach beschreiben. Man steht um 5 oder 6 Uhr auf, und geht im Negligé an den Brunnen. Hier findet sich spätestens bis 7 Uhr die ganze Brunnengesellschaft ein. In der Mitte des einen größern Platzes, quillt in einem Baßin der Stahlbrunnen, der, wie schon gesagt ist, am häufigsten besucht wird. Man grüßt seine Bekannte, läßt sich sein Glas voll Wasser schöpfen, und trinkt diesen erfrischenden Trank.

Während des wiederholten Trinkens geht man in den nahen Bosquets und Alleen spazieren, unterhält sich mit seinen Freunden, und hört der Morgenmusik zu, die man täglich hier antrifft. Bei Regenwetter kann man unter den Arkaden des großen Brunnengebäudes spazieren gehen. Diese Promenade dauert bis acht oder halb neun Uhr, wo sich der größte Theil der Gesellschaft, besonders die Herren, in dem sogenannten Judensaal einfinden, um das Frühstück einzunehmen. Ich weiß nicht, woher er diesen Namen hat, aber vermuthlich von den vielen Juden, die man hier antrifft.

Zu beiden Seiten des Saales haben die Spieler ihre Buden aufgeschlagen. Auf grünen Tüchern liegen zum Theil große Summen Goldes und Silbers angehäuft, welche diese Herren niemals Lust zu verspielen haben. Jeder wartet mit Begierde auf Gäste; hat sich nur an einem Tisch erst eine oder einige eingefunden, so folgt auch bald eine größere Zahl. Man sieht hier oft zehn bis zwölf Spieltische, wo abwechselnd Pharo und Roth und Schwarz gespielt wird. Manche dieser Spieltische sind sehr elegant, sogar fand ich einige darunter, wo das grüne Tuch darüber mit goldenen Tressen besetzt war, wahrscheinlich um sich unter der Menge auszuzeichnen. Ihre Besitzer sind meistentheils Juden aus Frankfurt und Mainz, denen man oft beim Umschlagen einer wichti-

gen Karte das Zittern an den Fingern ansieht. Man findet Banquiers darunter, die das Metier sehr im Kleinen treiben, denn ihre Bank bestand nur aus 4 bis 6 Ld'or. — Es sind Betteljuden aus den umliegenden Orten. — Man kann sich hier seine Laune auf den ganzen Tag verderben.

Diese Unterhaltung dauert bis gegen Mittag. Dann geht man nach Hause sich zu Tisch anzukleiden. Um 1 Uhr wird gespeiset. Man trifft eine sehr gute table d'hôte im goldenen Brunnen, im Kleeblatt, besonders aber in der goldenen Kette. Man speiset hier so gut und billig, als in den ersten Gasthäusern zu Frankfurt, ob man gleich feinere Gemüse und Obstarten aus den mildern Gegenden jenseits des Taunus holen lassen muß. Besonders hat man hier in Schwalbach große Krebse und sehr wohlschmeckende Forellen. Der Rheinwein ist in den gedachten Häusern ebenfalls ächt und aufrichtig zu haben. Bei Tafel giebts Musik, man ist munter und freuet sich. Man hat seine Bekannte aus andern Häusern zu sich eingeladen, man geht wieder zu ihnen, und diese Abwechselung erhöht den Genuß. Oft kommen auch Tischgäste aus dem nahen Schlangenbad nach Schwalbach.

An schönen Tagen speißt man auch wohl im Freien in den schattigten Alleen, nächst

dem Weinbrunnen. Ich denke noch gern an eins dieser kleinen Feste. Die Tafel war fast 100 Personen stark. Es war schönes stilles Wetter, aber wir saßen kühl unter dem Laubdach. Während der Tafel erhielt jemand aus der Gesellschaft einen Brief, der die Nachricht des vom Grafen St. Julien in Paris unterzeichneten Friedens enthielt. Es war die an den General Augereau gekommene Nachricht, welche ihm vom batavischen Directorium mitgetheilt worden war, das sie vom batavischen Minister in Paris empfangen hatte. — Die Freude war groß, ob man gleich nicht allgemein daran glauben wollte. Aber wir wollten daran glauben, um diesen Tag zu verschönern. Man stieß die Gläser an, man trank auf den Frieden! Mehr noch freute sich manche fühlende Seele in der Stille. Der schönen Frau des französischen General-Commissairs Mathieu Faviers, die nebst ihrer liebenswürdigen Schwester, der Mamsell Frank aus Strasburg, mir gegenüber saß, liefen ein paar große Thränen über die blühenden Wangen. Sie freute sich mehr, als mancher, der laut jubelte!

Wie viele Thränen wären weniger geweint, wie viel Unglück wäre weniger geschehen, wie viel Geld hätte Teutschland erspart, und wie viele seiner Kinder lebten noch und

wären glücklich, wenn damals Friede geworden wäre! Dann wär Hohenlinden nicht durch den hier geschlossenen Waffenstillstand und nicht durch die in mehr als einer Rücksicht entsetzliche Schlacht berühmt worden!

Nach Tische zieht die ganze Badegesellschaft in den Kaisersaal um Caffee zu trinken. Hier ist die große Bank, wo Roth und Schwarz oder Pharo gespielt wird. Außerdem spielt man auch L'hombre, Whist ꝛc. Diese Sitzung dauert bis gegen 6 Uhr, wo manche Personen wieder an den Brunnen gehen, einige Gläser Wasser zu trinken, andere kleine Promenaden in den Alleen oder in dem Thale machen, oder nach Adolphseck gehen. Dies ist die Ruine eines vom Kaiser Adolph von Nassau erbauten Schlosses in einer wilden romantischen Gebürgsgegend. Der Spaziergang dahin durch ein enges Wiesenthal verdient von Freunden der Natur oft gemacht zu werden.

Wenn man sich müde und hungrig gegangen hat, kommt man wieder nach Hause. Man muß eilen, denn die Abende sind in dem engen Thale von Schwalbach sehr kühl, und manchem schon nachtheilig geworden, den die dunkeln Alleen zu sehr anzogen. Man setzt sich zu Tische, und eilt dann in den großen Tanzsaal, der an der Weinbrunnen-Allee seit einigen Jahren neu gebaut und mit vielem Ge-

schmack angelegt ist. Hier treibt sich die Menge im Spielzimmer und im Saale im bunten Kreise untereinander. Der Rangstolz und die Aristokratie des Reichthums, die am Tage noch oft Scheidelinien zwischen den Badegästen bilden, schwinden hier ziemlich bei den das Herz erheiternden Tönen der Musik, und bei dem verminderten Licht, wo Händedrücken und zärtliche Blicke weniger dem scharfen Beobachter der Dezenz ausgesetzt sind. Im raschen Walzer fliegen die zärtlichen Päärchen dahin, die der Zufall hier zusammenführte, und welche von des kleinen Gottes Pfeilen getroffen wurden. Mancher verliert sich auch wohl, um sich abzukühlen, draußen in dem dunkeln Buchengange, um praktische Versuche anzustellen, in wie weit es mit der vi tonica et roborante der hiesigen Quellen seine Richtigkeit habe.

Mitternacht und später kommt herbei. Das erhitzte Mädchen verhüllt sich in den warmen Mantel und wandelt, ohne Furcht sich zu erkälten, am Arme des beglückten Geliebten langsam nach Hause. An der Thüre des Tanzsaals warten mit Laternen zwanzig, dreißig Jungen. Sie streiten, schimpfen und schlagen sich, wer den Fortgehenden nach Hause leuchten soll. Fünf, sechs laufen zankend vorher, bis endlich einer den Sieg davon trägt, den mancher aus guten Gründen auch nicht mitnehmen würde, wenn er sich zurückweisen ließe. —

Man geht zu Bett, um am andern Tage die nämliche Lebensweise, wie gestern, wieder anzufangen.

Außer den ältern Beschreibungen von Schwalbach hat man im vorigen Jahre eine neue von dem dasigen Arzt, Hrn. Fenner, erhalten. Sie führt den Titel: Ueber Schwalbachs heilsame Quellen, ein Versuch von Heinrich Fenner, Brunnenarzt zu L. Schwalbach; Schwalbach 1800. 78 S. — enthält aber nur eine Abhandlung über den Stahlbrunnen. Sie ist mehr für Brunnengäste, als den Arzt bestimmt. Ich weiß nicht, warum der Urquelle von Schwalbach, des Weinbrunnens, gar nicht darin gedacht ist. Vielleicht aus der oben angegebenen Ursache, daß sie unter der Aufsicht des andern Arztes zu Schwalbach, des Hrn. Hofrath Dr. Forst, steht?

Sonst finden sich in der Gegend um Schwalbach noch zwei Quellen, von denen man die eine den Brodelbrunnen, die andere die Bornquelle nennt. Jene enthält nach Hrn. Ritters Untersuchungen *) gar kein Eisen, sondern nur kohlensaures Gas und einige erdigte und salzigte Bestandtheile. Dem ungeachtet wird sie allein zum Baden gebraucht. Da man nun aber von dem kohlensauren Eisen bei dem Ge-

*) s. a. a. O. S. 340. u. ff.

brauch der Bäder von Schwalbach den hauptsächlichsten Nutzen erwartet, dieses aber nicht darin existirt, und das kohlensaure Gas beim Erwärmen des Wassers bekanntlich verfliegt, so wird der Gebrauch desselben unnütz. Ueberdies muß dies Wasser ziemlich weit getragen werden, da es entfernt von der Stadt quillt.

Die Bornquelle enthält wirksamere Bestandtheile, und ist darin denen von Schwalbach ähnlich. Aber sie liegt entfernter von dem Ort auf Nassauischem Gebiete, und die Spekulation, auch hier Badegäste aufzunehmen, wozu ein Haus erbaut wurde, hat nicht glücken wollen, weil Schwalbach mehrere Bequemlichkeiten für diese darbietet.

Die Schwalbacher Mineralquellen stehen unter der Direction der fürstl. Hessischen Brunnen-Commission. Sie hat die Sorge für die Erhaltung der Ordnung, den Nutzen und die Bequemlichkeit der Fremden. Unter der Aufsicht des Brunnenmeisters werden die steinernen Krüge mit Schwalbacher Wasser gefüllt, und dann in der Nähe und Ferne verführt. Man sieht um die Quellen herum immer viele hundert Krüge stehen, welche hier gefüllt werden.

Schlangenbad.

Schwalbach und Schlangenbad, nur durch einen Raum von anderthalb Stunden getrennt, stehen durch ihre Nähe uud durch die gegenseitigen Besuche ihrer Gäste in einer sehr genauen Verbindung. Wenn man einmal die Höhe der Chaussee nach Wisbadeu erreicht hat, so wendet man sich rechts, uud kommt endlich längs des Waldes, der sich krumm am Wege hinzieht, in ein tjefes waldigtes Thal, in dessen engen Raume mehrere große Gebäude stehen, die zur Aufnahme der Gäste und zum Baden bestimmt sind. Andere ökonomische Gebäude schließen sich an diese an.

Die Gegend ist still und schwermuthsvoll. Hohe waldigte Berggipfel bekränzen den kleinen bewohnten Platz. Die alten hohen Buchen und Eichen werfen dunkele Schatten herab. Kein Blatt regt sich in diesem einsamen gegen heftige Winde geschützten Bergschlunde. Wer abgeschieden vom Geräusch der Welt leben will, der gehe hierher! Ich kenne kaum eine Gegend wie diese, so dunkel, so schauerlich! —

Dieser Ort gehört zwei Herren, dem Kurfürsten von Mainz und dem Landgrafen von Hessen. Jeder dieser beiden hat ein Haus darin zur Aufnahme der Fremden und zu Bädern

einrichten lassen. Man nennt sie daher auch das Mainzische und das Hessische Haus. Ich weiß nicht, welches den Vorzug verdient, glaube aber, daß in beiden hinlänglich für die Bewirthung und die Bequemlichkeit der Fremden gesorgt ist. Das Mainzische hat indessen etwas gelitten, da während des Krieges sehr wenig auf seine Erhaltung verwandt worden ist. Es ist aber regelmäßiger gebaut, als das Hessische, welches letztere Landgraf Carl am Ende des 17. Jahrhunderts erbauen lies.

An dem Abhange des Berges sind einige Anlagen von Alleen und Bosquets, welche die Fremden in ihre Schatten einladen. Diese Spaziergänge sind weitläuftig genug, um sich nicht alle Augenblicke zu begegnen, was an einem Orte, wo man sich nur halb kennt, oft unangenehm ist. —

Im Schlangenbad findet man nicht jene vermischte Gesellschaft, wie man sie in Schwalbach antrifft. Der Ton, die Lebensweise und die Gesellschaft selbst sind ganz anders. Diese ist meistens aus Personen der reichen und vornehmen Welt zusammengesetzt, und darum geht es hier weniger lärmend zu. Man vergnügt sich mit kleinen Spaziergängen, mit Spiel und Tafel. Manchmal bilden sich unter den sich ehemals ganz fremden Menschen kleine vertrauliche Zirkel, die sehr an-

genehm sind. Die Natur ladet hier in diesem stillen Thale selbst dazu ein, die Thorheiten der Convenienz, des Rangstolzes und der Etikette abzulegen, und sich lieber dafür im Genusse der Natur und der Geselligkeit ohne Zwang zu freuen. Aber manche Menschen können ihre Gravität und ihre lächerlichen Prätensionen nicht ablegen. Ueberall bringen sie ihre Eitelkeit, ihre Sucht zu glänzen, ihren Egoismus und ihr Achselzucken für die mit, welche nach ihrer Meinung nicht so vornehm, als sie sind.

Mehreremal in der Woche, und besonders Sonntags, findet man zahlreiche Versammlungen in dem Tanzsaale zu Schlangenbad, den der Eigenthümer der Pharobank, die darin befindlich ist, mit Geschmack verzieret hat. Ueberhaupt macht sich dieser, der Bürger Hänlein von Mainz, um die Badegäste von Schlangenbad verdient. Er wandte seinen Gewinn häufig dazu an, den Anwesenden kleine geschmackvolle Feste zu geben, und machte oft seinen Saal zum Centralpunkt der Gesellschaft und des Vergnügens. Ueberdies hat er zur Unterhaltung der Freunde der Lektüre eine kleine Bibliothek angelegt, aus welcher sie Bücher zum Lesen erhalten können. Auch die nur 2 Stunden entfernten Mainzer kommen häufig Sonntags nach Schlangenbad, um diesen Tag hier fröhlich zuzubringen.

Die Quelle von Schlangenbad gehört vermöge ihrer Composition zu denen, welche man nur selten in Teutschland findet. Sie hat einen Wärmegrad von 84 bis 96 Grad Fahrenh. und unterscheidet sich von anderm Quellwasser nur durch den natürlich faden Geschmacks jedes lauwarmen Wassers. Indessen läßt man es abkühlen, und trinkt es dann.

An mineralischen Bestandtheilen enthält diese Quelle nichts als Thon und Talkerde. Diese bewürken das fettige Anfühlen des Körpers, wenn man sich darin badet. Diese Empfindung ist sehr angenehm, und man befindet sich nach dem Gebrauch dieses Bades unendlich leichter und frischer, als nach dem jedes andern. Daß es seifenartig sey, ist eine falsche Benennung, die von dem geschmeidigen Wesen hergenommen ist, welches, wie gesagt, die Haut des Körpers überzieht. Es ist in seinen Bestandtheilen und Würkungen ganz den berühmten Bädern von Plombieres in Frankreich ähnlich.

In medizinischer Hinsicht können die Schlangenbader Bäder bei dem Mangel aller stärker wirkenden mineralischen Bestandtheile von keinen auffallenden Würkungen seyn. Aber in manchen geringern Zufällen und Krankheitsanlagen leisten sie große Dienste. Dies ist der Fall in Unordnungen der Menstruation, in verschiedenen Arten des goldenen Aderflusses, in den

Zufällen von zerstörter Funktion des Ausdünstungsgeschäftes, bei Neigung und oft wiederkehrenden Rothlauf, Schnupfen, Husten und Halsweh und in mancherlei Hautausschlägen. Am meisten verdient macht sich diese Quelle um das Alter und um die verblühenden Damen. Es mindert bei jenem die Steifigkeit und Unbiegsamkeit der Gelenke, und macht sie wieder geschmeidig und beweglich. — Daß es für Damen das beste Conservationsmittel der Schönheit und einer glatten weichen Haut sey, hat schon längst ein berühmter Arzt, Herr Thilenius, bemerkt.

Die Bäder in Schlangenbad, welche sich auf der Erde in beiden Häusern in langen Reihen befinden, sind sehr zweckmäßig angelegt, und werden sehr reinlich gehalten. Bei dem Mangel aller Badeanstalten in Schwalbach kommen die dortigen Brunnengäste häufig hierher, sich zu baden.

E m s.

Der Weg von Schwalbach nach Ems geht über hohe steinigte Gebürge, durch rauhe unwirthbare Gegenden. Die Entfernung beträgt ohngefähr 8 Stunden. Erst eine Stunde von Nassau in dem Dorfe Singhofen fängt die Chaus-

see wieder an, welche Hessisch ist, und die Gegend wird wieder freundlicher. — Die Chaussee führt allmählig abwärts, und endlich steil in das Thal hinab, worin die Lahn fließt. Zur Rechten hat man beim Hinabfahren das waldigte Gebürge und zur Linken ein schauerlich tiefes Thal. Nach der öden traurigen Gegend, die man passirte, thut diese höchst pittoreske Landschaft eine große Würkung. Man glaubt sich auf einmal in ein neues fremdes Land versetzt. Personen, welche zum Schwindel geneigt sind, können ohne Grauen nicht in den tiefen Abgrund hinunter blicken.

Man thut überhaupt wohl beim Hinabfahren dieses hohen steilen Berges auszusteigen. Die Seitenwand zur Linken ist so schlecht unterhalten, daß nichts den rollenden Wagen aufhalten kann, wenn eine Hemmkette oder ein Aufhalter unglücklicher Weise reißen sollte. Man würde ohne Rettung in die schreckliche Tiefe hinabstürzen. Am gefährlichsten ist die Passage, da wo der Weg eine Krümmung um den Berg zur Rechten macht. Um die Wendung zu machen, muß der Wagen gerade auf die offene Stelle hinfahren, wo kaum eine Spur von einer Mauer ist. Ein Fehler des Kutschers in der Wendung führt hier gerade über Felsenzacken und Dornen in den jähen Abgrund. Bei der häufigen Passage dieses Weges, besonders im Sommer, sollte die

Polizei doch so viel Achtung und Fürsorge für das Publikum haben, diesen Weg durch ein starkes Geländer am Rande des Abgrunds weniger gefährlich zu machen. Die Kosten davon könnten wirklich nicht beträchtlich seyn, da es hier Steine und Holz in Ueberfluß giebt.

In der Mitte des reizenden Thales, das die Lahn durchfließt, erhebt sich pyramidenförmig ein hoher waldigter Berg, der auf seinem Gipfel die Ruinen des Stammhauses der Fürsten von Nassau, das alte Schloß Nassau, trägt. Der Erbauer desselben war Graf Werner in der Mitte des eilften Jahrhunderts, der im Jahre 1066. zu Ingelheim in einem Bauernaufstande gegen das Gefolge Königs Heinrichs, dessen Liebling er war, erschlagen wurde.

Zwischen diesem Berge, und dem steilen Bergrücken, an dessen Abhange man herunter in das Thal gekommen ist, liegt in einem engen Raume das Dorf Scheuern. Durch eine Art von überbautem Thor, kommt man hinaus an die Lahn, und wird von dem Anblick einer Landschaft überrascht, die dem Auge ganz neu ist, da das Dorf und der lange Berg zur Rechten bis hierher ihr Daseyn verbarg. Zur Rechten strömt die Lahn am Fuße des Gebürges und am rechten Ufer von einem schönen Wiesenteppich eingefaßt daher.

Drüben über dem Flusse liegt das Städtchen Nassau, durch die Ruinen der steinernen Brücke verschönert, welche im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerschossen wurde. Nur noch ein paar Bogen ragen kühn hervor, und beweisen die Festigkeit ihres Baues, da sie ohne alle Stütze stehen. Grau und bemoost sind die alten Steine, die so lange im Sturm und Wetter standen. Zur Linken windet sich die Lahn durch das Thal in mancherlei Krümmungen dahin. Ein Landschaftsmaler würde hier eine belohnende Arbeit finden.

Man passirt die Lahn in einer Fähre, und befindet sich nun am andern Ufer. Der Anblick des Nassauer Berges mit seinem Schlosse ist hier wieder neu. An seinem Abhange sieht man hier noch eine Ruine, die Jahrhunderten trotzte, und abstehend genug darunter am Fuße ein kleines chinesisches Gartenhäuschen, und eine Bogenbrücke im englischen Geschmacke. Es ist nicht möglich, eine zauberischere Landschaft zu sehen.

Nassau ist ein kleines Landstädtchen, das mir im Durchreisen keine Merwürdigkeit darbot. Am jenseitigen Ende desselben findet man rechts beim Ausgange einen schönen mit Geschmack angelegten Garten und ein Haus dabei, dem Herrn von Stein gehörig. Ein alter Thurm aus grauen Zeiten, der daran

stößt, erhebt die neuern Gartenanlagen noch mehr. Er scheint eine schöne wohlgerathene Ruine zu seyn, die man absichtlich hinbaute, um dem im neuern Styl gebauten Hause und dem lieblichen Garten mehr Relief zu geben.

Auf dem ferneren zwei Stunden langen Wege nach Ems hat man nun die Lahn immer zur Linken, und zu beiden Seiten das Gebürge, welches das Thal einschließt. Ihr rechtes, der Mittagssonne mehr ausgesetztes Ufer, ist mit Weinstöcken bepflanzt. Die Chaussee ist gut unterhalten. Man kömmt noch durch ein Dorf, das Tausena *) heißt, wo die Lahn eine große Krümmung macht. — Es ward Abend. Tiefe Stille herrschte im Lahngebürge und im Thal. Es rauschte nur der Fluß über Sand und Felsen. Schon war es fast dunkel, als ich in Ems ankam.

Man unterscheidet Bad Ems und Dorf Ems. Dieses ist von dem Bade ungefähr eine Viertelstunde entfernt. Bad Ems besteht aus zwei großen Hauptgebäuden, welche zur Aufnahme der Curgäste dienen, und worin sich zugleich die Bäder befinden. Das größere regelmäßiger gebaute Haus gehört dem Fürsten von Nassau-Oranien, das andere, welches durch

*) Ich weiß nicht, ob ich diesen Namen recht schreibe?

Nebengebäude mit ihm zusammenhängt, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Beide Fürsten halten in ihrem Gebäude jeder einen besondern Verwalter, welcher für die Aufnahme der Fremden und ihre Bewirthung Sorge trägt. Auch hat jedes Haus seinen besondern Arzt, das Nassauische den Hrn. Hofrath und Dr. Thiel aus Diez, und das Darmstädtische den Hrn. Hofrath Dr. Brückmann. Beide sind verdienstvolle Aerzte. Sie wohnen zwar nicht beständig hier, halten sich aber während der Kurzeit hier auf, um den Brunnengästen ihre Rathschläge zu ertheilen. Jedes Haus hat seine besondere Apotheke, aus welcher der Arzt die Medizin verschreibt.

Die Quellen von Ems, welche verschiedene Namen führen, (das Kränchen, der Kesselbrunnen, der Wappenbrunnen, das alte und neue Bad, das Fürstenbad ꝛc.) dienen theils zum Trinken, theils zum Baden; sie haben einen laugensalzigten Geschmack und einen mässigen Grad von Wärme, der aber bei den verschiedenen Brunnen und Bädern auch verschieden ist, und (nach Cartheuser) von 84 Grad bis auf 108 Grad Fahrenh. steigt *).

*) Hr. Ritter giebt den Wärmegrad der hiesigen Quellen von 90 bis 123 Gr. an. s. a. a. O. S. 308.

— Eine der stärksten und reichhaltigsten führt den Namen der Bubenquelle, weil ihr Gebrauch oft unfruchtbare Weiber fruchtbar machte. Die Bestandtheile aller sind alkalisches Salz, Kalkerde, etwas weniges Eisen unnd eine unbestimmte Menge kohlensaures Gas. In Ansehung ihrer medizinischen Würkungen sind sie denen von Wisbaden analog, und dienen ohngefähr in den nämlichen Krankheiten. Hr. Ritter eifert in seinen Denkwürdigkeiten gegen die Aerzte einer benachbarten großen Stadt (vermuthlich Frankfurts), welche seit einigen Jahren versucht hätten, Ems auf Kosten Wisbadens zu erheben. Er beschuldigt sie der Absurdität, des Eigennuzzes und unlauterer Absichten. Ich glaube, daß, wenn sich die Brunnengäste seit einigen Jahren zu Ems vermehrt haben, dies mehr aus einer gewissen Veränderlichkeit des Publikums und aus Mode geschehen sey, als aus vermindertem Zutrauen zu den Wassern von Wisbaden. Wie kann man annehmen, daß, wie dieser Schriftsteller sagt, Aerzte aus dieser Stadt auf fremde Kosten ihre Apepsie und Dispepsie dort hätten heilen wollen? Wer kann ferner glauben, daß sie für die dahin spedirten Kranken eine Geleitsgebühr ziehen? *) — Ich traue diesen Männern zu viel Ehrliebe und Gewissenhaftigkeit zu, als daß ich diesen An-

*) s. Ritter am a. O. S. 306. 307.

führungen beistimmen könnte, aber ich bin, wie gesagt, der Meinung, daß die Mode Ursache sey. So wie Alles in der Welt dem Wahn und der Meinung unterworfen ist, so denkt man sich nun jetzt, daß es zweckmäßiger und auch wohl vornehmer sey, nach Ems, als nach Wisbaden zu gehen, wo man seine Cirkel, seine Bekanntschaften und gewöhnlichen Unterhaltungen wieder findet, und mit seinen Freunden unter einem Dache hausen kann. Die Aerzte haben oft weniger Einfluß auf die Wahl des zu besuchenden Bades, als man sich gewöhnlich denkt, und wo man einmal war, geht man gewöhnlich gern wieder hin, weil man gewissermaßen sich dort schon naturalisirt hat, und hoffen darf, diese und jene Person wieder zu sehen, die man kennen lernte, und liebgewann.

Die Bäder in Ems sind zweckmäßig eingerichtet, werden reinlich gehalten, und gewähren die Bequemlichkeit, daß man nicht aus dem Hause zu gehen braucht, um sich ihrer zu bedienen. — Sie sind der Erde gleich angelegt.

Die Lebensweise von Ems ist ohngefähr der von Schlangenbad ähnlich. Hier, wie dort, sieht man meistens nur Leute aus der feineren Welt, die weniger geneigt sind, hier rauschende Vergnügungen zu genießen, als für

ihre Gesundheit zu leben, und der Natur sich zu zu freuen, die hier so unendlich reizend ist. Manche freilich legen hier den hochfahrenden Ton und den Stolz nicht ab; sie wollen sich auch hier, wo alles daran erinnert, daß wir aus einem Thone geformt sind, über andere erheben. Man lase sie! Sie werden die Freude der fühlenden Herzen nicht stören, die hier der Nymphe dieser Quellen das Opfer des Dankes und die Huldigung der sanften Freude bringen, wozu sie das wiederkehrende Gefühl des erneuerten Wohlseyns und die Pracht dieses Thals einladet.

Des Morgens früh geht man ins Bad, und trinkt das verordnete mineralische Wasser. Die übrigen Stunden vor der Mittagstafel gehen mit der Toilette und kleinen Spaziergängen dahin. Man speist gemeinschaftlich in jedem Hause an der table d'hôte, auch auf Verlangen im Zimmer. Seltener kommen Gäste aus dem einen Hause in das andere zu Tische. Nach der Tafel versammeln sich die Brunnengäste aus beiden Häusern in dem Spiel- und Tanzsaale des Hrn. Huin, welcher Eigenthümer der Pharobank ist. — Er ist der Verfasser einer guten Beschreibung von Ems in französischer Sprache. Damit man auch in diesem stillen friedlichen Thale nicht vergesse, daß auch noch außer uns eine Welt voll Unruhe, Krieg und Noth sey, was man oft so gern vergessen möchte, so ist

durch verschiedene Zeitungen, die man hier findet, dafür gesorgt, daß man weiß, wie es jenseits dieser Gebürge hergehe. Man erhält schon am andern Morgen die Zeitungen aus Frankfurt, da der Postcourier auf Coblenz hier durchgeht. —

Das Spiel wird hier nicht so hoch und leidenschaftlich getrieben, als in andern Bädern. Man sieht es als einen nothwendigen Zeitvertreib an, da man doch nicht immer spazieren gehen kann. — Gegen Abend macht man oft kleine Promenaden, oder fährt auf der Lahn, oder geht nach der Silberhütte. Sonntags kommen Gäste von Coblenz und aus der Gegend, und dann wird getanzt.

Hier in diesem reizenden Thale muß man Lafontaine's gefühlvollen Roman: Clara du Pleßis und Clairant lesen. Hier kommen die unglücklichen Liebenden nach langer Trennung zusammen. — Ich kann unmöglich diese Gegend so schildern, wie es Clara in ihrem Briefe an Clairant thut! Ich schreibe etwas davon ab:

„Clairant, welch eine Reise! Wir fuhren durch das schönste Gebürge der Erde, durch das Lahngebürge, jetzt auf einen Bergrücken mit Gehölz umgeben, vor uns in ein tiefes Thal blickend, in dem einzelne Hütten, verloren un-

ter Baumgruppen oder an dem Eingange von einem reizenden Schlunde standen. Jetzt rollte der Wagen in ein ungeheures tiefes Thal herab, in einen See von Bäumen und einzelnen Hütten. Rechts stahl sich ein Thal zwischen den Bergen weg, links eins von schönen Bäumen verborgen; ach! reizende Einsamkeiten für die unglückliche Liebe allein geschaffen. Hier! Hier! rief ich mit nassen Augen und bebender Stimme meinem Bruder zu! Er schien mich zu verstehen, denn er ließ halten und mich aussteigen. Da gieng ich; o Clairant! wenn wir uns einmal den Blicken der Welt verbergen müßten, so führe mich in diese schönen Gründe! Eine Hütte wird uns gern hier aufnehmen, und wer will uns hier suchen? mitten in diesen Wäldern, in diesem Irrgarten von lieblich verschlungenen Thälern?" —

— — —

„Mit Widerwillen dachte ich daran, daß ich nun diese schöne Wildniß mit einer geräuschvollen Stadt vertauschen sollte, aber wie angenehm ward ich überrascht, da wir den Berg hinabfuhren und Ems unten im Thale liegen sahen. Ein kleines Städtchen auf dem schmalen Ufer der Lahn längs am Flusse hingebaut. Eine einzige Gasse, Häuser zwischen den ungeheuren Felsen, die mit dem Flusse in gerader Linie fortgehen, und zwischen dem Flusse. Die

Gegend umher ist schauerlich, so wild, so angenehm finster, daß hier der Gram zu einer Wollust wird. Auf die Allee komme ich selten. Ich stehle mich an dem Flusse hinab, verliere mich zwischen Felsen und Gebüschen in ein langes Thal, in dem ein kleiner Bach fortrauscht. An diesem gehe ich hinauf bis zu einer Silberschmelze. — Hier sitze ich auf einem Hügel im Gebüsch verborgen mit meiner Lucie. Hier lese ich deine Briefe, oder träume mich nach Chatillon, oder ich hohle dich auf den Flügeln meiner Liebe zu mir. Dann verschließe ich das Thal mit ungeheuren Felsen, zaubere eine Hütte an den Rücken des Berges, einen Garten, Lauben! Ach, ich springe oft mitten in diesen Träumen auf, fasse meiner Lucie Hand, und tanze fröhlich umher, und mein süßer Traum verfliegt erst, wenn mir nahe vor Ems Menschen von meinem Stande begegnen."

Hier an der Silberhütte sah Clairant seine Clara. Hier hatte er sich im Gebüsch versteckt, als sie von ihrem Bruder geführt ihn nach langer Trennung wieder sehen sollte. Clairant! rief sie, und Clairant hörte die Stimme. „Er stürzte aus dem Gebüsche hervor, und eilte die Höhe hinab. — Clara sah ihn, breitete die Arme aus, sie wollte fort, und blieb vor Ohnmacht an ihren Bruder gelehnt, stehen. Auch Clairants Schritte stockten. Das ist sie! sagte er leise vor sich, Thränen rollten aus sei-

nen Augen, und seine Schritte wurden noch langsamer. Clairant! rief jetzt Clara mit einem seelenvollen zerschmetternden Ton. Entgegen flogen sich beide, als ob dies Wort sie entzaubert hätte. Clara! Clairant! riefen sie zugleich und da standen sie in bewegungsloser Umarmung! — — Endlich lies die Freude nach, das Entzücken ward weniger stürmisch. Clairant sank an einen Baum, Clara auf seinen Schooß. Sieh! sieh! rief Clara, und zeigte auf die Gegend umher. Du bist nun da! ach, Clairant! da bist du, und Clara ist nun gerettet. Clairant! ich hatte Recht. Ach, ich will dir Thäler zeigen, wohin keine menschliche Macht reicht, als allein unsere Liebe. Wie glücklich wollen wir seyn! verborgen der ganzen Welt, glücklich! Clairant, nun nie wieder getrennt!“

Einige Jahre lang hat der Krieg und die Furcht vor den Franzosen die Badegäste aus diesen friedlichen Thälern verscheucht, und ihre Bewohner in Schrecken gesetzt. Bei dem Vorrücken der Franzosen im Jahre 1795. 1796. und 1797. kamen auch hier kaiserliche und feindliche Colonnen durch. Die Kaiserlichen zogen sich über die Lahn zurück, und die Franzosen standen diesseits. Man schoß über die Lahn gegenseitig hinüber und herüber. Einmal wurden zwei Franzosen vor dem Nassauer Hause von jenseits her todtgeschossen, und

an der Apotheke begraben. Da man so nahe am Wohnhause der Brunnengäste die Gräber und ihre Ausdünstungen nicht gern sah, so grub man die Leichname wieder aus, und verscharrte sie anderswo.

Ich habe bei Erwähnung der Würkungen der Emser Quellen eine Eigenschaft vergessen, die es der Menschheit unendlich wichtig macht. Man hält es nämlich in Krankheiten der Brust, in der Engbrüstigkeit und Schleimanhäufung in den Aesten der Luftröhre und den Lungendrüsen für ein vortreffliches Mittel. Selbst in der anfangenden Lungensucht soll es oft von großem Nutzen gewesen seyn. Ich wünschte, daß die Aerzte zu Ems über diese Würksamkeit genaue und wiederholte Beobachtungen anstellten, um eine Krankheit zu heilen, die der Welt so oft die hoffnungsvollsten Menschen in der Blüte des Lebens entreißt. Genauere Bestimmungen darüber würden die Zahl der Brunnengäste sehr vermehren, da noch kein Mittel gegen dieses grausame Uebel erfunden ist.

Ueber fürchterliche Berge und durch tiefe Thäler führt der Weg von Ems ins Thal Ehrenbreitstein, das nur 2 Stunden entfernt ist. Nach langem Steigen gelangt man auf den hohen Bergrücken, der sich hier auf dem rechten Rheinufer, Coblenz gegenüber, und zur

Seite der Vestung erhebt. Man blickt in das Rheinthal hinab, sieht Coblenz jenseits auf der Landspitze, die der Rhein und die Mosel bilden, weiter hinab die Ebenen von Neuwied und Weißenthurm und vor sich die alte graue Felsenmaße Ehrenbreitstein. Auf diesem Bergrücken zur Linken des Weges ins Thal haben die Franzosen furchtbare Verschanzungen und eine Redoute angelegt, die ein zweites Ehrenbreitstein zu nennen ist. Dieser Berg dominirt zum Theil Ehrenbreitstein, und deswegen würde diese neue Redoute, die außerordentlich fest ist, ein grosses Hülfsmittel zur Vertheidigung der Festung seyn. Aber diese weitläuftigen Befestigungen erfordern nun auch eine ungleich größere Anzahl Soldaten. — Beim Hinabsteigen ins Thal sieht man zerschossene und zerstörte Gartenhäuser, verbrannte Bauernwohnungen, zerstümmelte Bäume und begegnet armen Menschen, die alles verloren. — Sie haben hier, wie in Mainz erfahren, was der Krieg ist.

Das Thal — wie man dies unter der Vestung Ehrenbreitstein liegende Städtchen im gemeinen Leben nennt — ist in Ansehung seines Aeußern Castel gegen Mainz ähnlich. Die Einwohner haben durch den Krieg, die Belagerung und die ewige Einquartirung sehr gelitten. Jetzt ist es, so wie Castel, die Niederlage der Contrebandiers. — Da ich bei der Beschreibung von Coblenz im zweiten Bande Gelegenheit haben

werde, der Geschichte dieses Ortes und der Vestung während dieses Krieges zu erwähnen, so schweige ich jetzt davon.

Die Dörfer, welche in der Schußweite der Festung liegen, sind Schutthaufen. Hier und da haben sich die Bauern auf den Ruinen wieder kleine Hütten gebaut. Auf dem Wege nach Montabauer findet man einige auf diese Art zerstört. Der Reisende wird von den armen Einwohnern angebettelt. — Die von der Festung entfernten Ortschaften haben auf andere Art gelitten. Truppenzüge, Einquartirungen, Plünderungen und Requisitionen haben sie erschöpft. Die Armuth des Bauers in diesem Strich Landes ist außerordentlich. Sein größter Verlust war das geraubte Vieh; was nicht zum Bedürfniß der Festung und von den Franzosen genommen wurde, raffte die Seuche dahin. Dann mußten die Bauern noch zu hunderten an den Batterieen der Festung und dem Brückenkopfe von Neuwied schanzen, oft unter dem feindlichen Kanonen- und Flintenfeuer. Diese Arbeiten dauern noch bis auf den heutigen Tag fort, da die Franzosen durch die obenerwähnten Redouten und Batterieen auf den Anhöhen um Ehrenbreitstein dies vollends unüberwindlich zu machen gesucht haben.

Die Chaussee, welche nach Montabauer führt, war ehemals vortrefflich unterhalten;

alle Stunden standen Meilenzeiger, und der Weg, der größtentheils durch den Wald geht, war sehr angenehm. Jetzt ist diese Chaussee ruinirt, und die Meilenzeiger umgestürzt.

Montabauer ist ein trierisches Städtchen, bei welchem sich ein Schloß des Kurfürsten befindet, das sehr romantisch auf einem Berge liegt. Die Stadt selbst ist klein, und schlecht gebaut. Da diese Stadt an der Chaussee nach dem Thal und zugleich an dem Wege nach Neuwied liegt, so hat sie auch bei dem öftern Vorrükken und den Rückzügen der kriegführenden Heere genug ausgestanden. Es sind hier während des Krieges gewiß eine halbe Million Soldaten durchmarschirt. — Es ist hier ein Amt und eine Poststation.

Die Waldgegend dauert bis kurz vor Limburg fort, das von Montabauer ohngefähr 6 Stunden entfernt ist. Man sieht es eine Stunde vorher, ehe man dahin gelangt, in einer schönen Ebene, die mit kleinen Bergen abwechselt, an der Lahn liegen, deren Ufer vor der Stadt durch eine Brücke mit einander verbunden sind.

Limburg ist sehr alt, und daher schlecht und winklicht gebaut, scheint aber ein nahrhafter Ort zu seyn. Die Einwohner hatten vor dem Kriege durch den Handel und durch die

Aufnahme der Emigrirten viel Geld gewonnen, was ihnen aber während desselben durch die Franzosen an Contributionen und Requisitionen wohl größtentheils wieder abgefodert seyn mag.

Die Lage von dieser Stadt an einem Flusse, die Brücke und zwei Höhen, zwischen welchen die Chaussee nach Königstein und Frankfurt hindurchgeht, haben Limburg oftmal den Schrekken des Krieges ausgesetzt. Bei dem Vorrükken der Franzosen vom Rheine her, hielten sich die Kaiserlichen hier immer noch einige Zeit, und machten den Franzosen den Uebergang über die Lahn streitig. Dies war 1795. 1796. und 1797. der Fall.

Nach dem ersten berühmten Rheinübergange der Franzosen am 5. September 1795. bei Uerdingen unter Düßeldorf verlies die retirirende kaiserliche Armee nach einigen Gefechten und Kanonaden, worin die Franzosen die Oberhand behielten, am 19. September ihre Stellung an der Lahn.

Nach dem Siege des Generals Clairfait über die französische Armee an der Nidda und dem Rückzuge der Franzosen dauerte die Ruhe hier fort bis zum folgenden Frühjahre, da der General Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee hierher, und etwas später nach Franken vorrückte. Nach dem Siege der Franzosen über

die Kaiserlichen am 4. Junius 1796. an der Sieg mußte sich der Prinz von Würtemberg mit seinem Corps über Dillenburg und über die Lahn zurückziehen, und ein anderes französisches Corps, das zwischen Neuwied und Andernach über den Rhein gegangen war, rückte ebenfalls hierher vor. Das Hauptquartier des Generals Wartensleben kam nach Limburg.

Hier erneuerten sich dann wieder die vorjährigen Scenen des Schreckens, der vor den französischen Heeren hergieng. Tausende von Wagen mit Ochsen, Kühen, Eseln und Pferden bespannt, mit den Habseligkeiten der Einwohner beladen, und ganze Dorfschaften, ohne Ausnahme eines einzigen Menschen, flüchteten sich. Nicht allein die Reichen und Wohlhabenden, sondern auch die allerärmsten Bettler und Krüppel flohen. Die unglücklichen Emigrirten lagen unbemitleidet auf den Landstraßen. Die Erde hallte von schreienden Kindern und winselnden Kranken wieder. Die Familien der Fürsten von Nassau-Weilburg, Wiedrunkel, Anhalt-Schaumburg und viele andere Großen eilten nach Frankfurt, um von da bald weiter zu fliehen — Diese Furcht vor den Franzosen rührte davon her, daß im vorigen Jahre bei ihrem Rückzuge die Westerwälder und die Bauern aus dem Limburgischen viele in Unordnung fliehenden Franzosen getödtet, und mißhandelt hatten, welche nun jetzt deren Rache fürchteten.

Für diesmal war die Lahn die Linie, über welche die Franzosen nicht hinausschritten. Wartensleben hielt sich hier einige Tage; die Regimenter, welche in dem Gefecht am 4. bei Altenkirchen sosehr gelitten hatten, wurden zurückgeschickt, und 15000 Mann, die jenseits des Rheins auf dem Hundsrücken standen, eilten die Lahn hinab, um ihn zu verstärken. — Die französischen Generäle zögerten mit dem Angriff, weil sie andere Plane hatten, und es wünschten, diese Macht hierher zu ziehen. Endlich am 15. Junius entschied die Bataille bei Wezlar, wo der Erzherzog Carl an der Spitze der sächsischen Cavallerie die Franzosen angriff, ihren Rückzug.

Aber während hier die Kaiserlichen siegten, giengen die Franzosen unter dem General Moreau bei Kehl und bei andern Orten in Schwaben auch über den Rhein, und ihre weitere Verfolgung mußte aufgegeben werden. Die Truppen mußten von hier umkehren, um ihren Waffenbrüdern am Oberrhein Hülfe zu leisten. — Der Plan des französischen Feldherrn entwickelte sich nun. Er hatte die Macht der kaiserlichen Armee hierher gezogen, um der Armee unter Moreau den Uebergang zu erleichtern. Jetzt, als das kaiserliche Armeecorps wieder schwächer geworden war, gieng Jourdan am 1. Jul. mit den Divisionen Bernadotte und Championnet bei Bendorf über

den Rhein, während die von Kleber und Lefebre von der Sieg her vorrückten. — Am 4. Jul. fieng der rechte Flügel der kaiserlichen Armee an, sich über die Lahn zurückzuziehen, wobei es hier und da zu Kanonaden und Gefechten kam. — Am 6. Jul. griffen die Franzosen, die in und bei Limburg stehenden Kaiserlichen an. Das Gefecht war hartnäckig und blutig. Die Franzosen wollten die Brücke von Limburg forciren. Durch ihr Feuern brannte ein Theil der Vorstädte ab, die schon beim vorigen Avanciren und Retiriren gelitten hatten. —

Die Retirade der Franzosen aus Franken im Herbst 1796, war nicht minder fürchterlich für Limburg, als ihr Vorrücken. — Die Vorstadt, welche auf dem linken Lahnufer liegt, sollte zur Deckung des Rückzugs angezündet werden. Schon waren Pechkränze und Stroh und Feuerbrände bereit, die Bürger baten flehentlich um Schonung. Der französische Officier, der den Auftrag hatte, diesen harten Befehl auszuführen, war ein menschlicher Mann. Er erklärte, daß, wenn die Kaiserlichen den französischen Rückzug nicht beunruhigen würden, so solle die Stadt nicht angezündet werden. Die Einwohner bewürkten dies bei dem kaiserlichen Feldherrn, und der Franzos hielt sein Wort. Die Vorstadt blieb stehen.

Im folgenden Jahre (1797) erneuerten sich die nämlichen Scenen. Die französische Armee unter dem General Hoche gieng am 17. und 18. April bei Bonn, Neuwied ꝛc. über den Rhein. General Kray ward geschlagen, und mußte sich, so wie General Werneck über die Lahn zurückziehen. Hier eroberten die Franzosen die ganze Bagage, und die Feldbäckerey des Krayschen Corps. Schon am 19. rückten sie in Limburg ein.

Der Friede von Leoben machte zwar der blutigen Auftritte des Frühjahrs (1797.) ein Ende, aber die lange Anwesenheit der französischen Armee in dieser Gegend, während des Rastadter Congresses und der Blokade von Ehrenbreitstein, hat diese Gegend unendlich gedrückt, und ihren Wohlstand zerrüttet. Nach der Einnahme von Ehrenbreitstein blieben die Trierischen Aemter Montabauer und Limburg immer der Abhängigkeit der Franzosen und ihrer Contributions- und Requisitionsfoderungen ausgesetzt. – Diese Leiden dauern auch noch jetzt fort, da die gallobatavische Armee diese Gegenden überzog.

Dem Kurfürsten von Trier sind von seinem Erzstift, das größtentheils über dem Rheine liegt, die Aemter Limburg, Montabauer, Vallendar u. Wellmich übrig geblieben. Diese betragen an Flächeninhalt nicht mehr, als ungefähr 25

Quadratmeilen. Das ganze Land, das größtentheils jenseits des Rheins und an der Mosel liegt, hatte einen Flächenraum von 106¼ Quadratmeilen, worauf 214000 Menschen lebten. Die Einkünfte davon betrugen jährlich 750,000 Gulden. — Der diesseits gelegene übrig gebliebene Theil des Erzstifts wird jetzt von dem Oberamtmann, Hrn. von Schütz, verwaltet.

Selters.

Zwei Stunden von Limburg an der Chaussee nach Frankfurt, liegt das wegen seines Gesundbrunnens berühmte Selters, das ebenfalls dem Kurfürsten von Trier angehört. Der Ort selbst ist klein, aber ziemlich gut gebaut, und eine halbe Viertelstunde davon quillt das Selterser Wasser.

Mit Dank gegen die Natur und mit Freude habe ich hier an der hülfreichen Quelle gestanden, die so manchem Leidenden neues Leben schenkte, und seine Tage verlängerte. Noch bis diesen Augenblick linderte kein Kraut und kein Wasser

das ängstliche Gefühl des schmerzhaften Athemholens und kranker Lungen. Noch ist kein wirksameres Mittel in der Schwindsucht, dieser entsetzlichen Krankheit, die am meisten nur die blühendsten und schönsten Menschen niederwirft, als Selterwasser mit Eselsmilch. Wer es trinken muß, der trinke es hier an der Quelle, wenn es ihm irgend möglich ist! Was man auch sagen mag, daß es in gut verschlossenen Krügen verführt, nichts von seiner Kraft verliere, so findet man doch den Unterschied, wenn man hier an der Quelle ein Glas schöpft. Diese perlende Luft in dem hellen frischen Wasser füllt den Kranken mit neuem Leben und neuer Kraft, und der schärfere Geschmack überzeugt ihn von dessen Vorzügen an der Quelle! — Gewinnsüchtige Fuhrleute und Krämer verfälschen überdies oft dieses schöne Geschenk der Natur.

Zimmermann, ein besonderer Freund dieses Wassers, schickte ehemals eine Menge schwindsüchtiger Kranke an diese Quelle, und der Kurfürst von Trier sorgte durch mancherlei Anlagen für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Angekommenen. Aber der Krieg hat alle die schönen Anlagen zerstört. Die Gebäude um den Brunnen herum haben zu Wachtstuben und Lazarethen gedient, die Fenster und Thüren sind zerbrochen, und überall sieht man

die Spuren der verwüstenden Soldaten. — Doch sprudelt noch silbern und helle die liebliche Quelle zum Heil der siechen Menschheit.

Der Krieg hat außer dem Schaden an Gebäuden noch besonders den Absatz in entfernte Gegenden verhindert, da aus sehr vernünftigen Ursachen die Fuhrleute aus Thüringen und Sachsen, die großen Quantitäten von hier abholten, während der Anwesenheit der Truppen in dieser Gegend, sich hierher zu kommen fürchteten. Von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts an, bis zu dem Kriege hatte der Absatz dieses Wassers in einer erstaunlichen Progression zugenommen. Damals bezahlte der Pachter jährlich 2 Gulden 20 Kreuzer, dann fünf Gulden und vor ohngefähr 30 Jahren 14000 fl. Ich weiß nicht, ob es gegründet ist, wenn Hr. Ritter sagt *), diese vermehrte Einnahme sei dadurch bewürkt worden, daß einige berühmte Aerzte durch Geschenke vermocht worden wären, Lobreden auf das Selterser Wasser zu halten, die seinen Absatz nach und nach so beträchtlich vermehrten, daß im Anfange dieses Kriegs der Ertrag bis auf 70000 fl. gestiegen sey. Aber dem sey, wie ihm wolle, so haben jene Aerzte doch das Publikum auf keine Weise getäuscht, denn sie em-

*) s. a. a. O. S. 301.

pfahlen ihm ein wohlschmeckendes und hülfreiches Wasser. — Hundert gefüllte und verpichte steinerne Krüge kosten jetzt 11 fl. oder 6 Rthlr. 12 Ggr. auf der Stelle. Vom Brunnen führt eine schöne Allee nach Selters. Ueberhaupt ist die Gegend angenehm und freundlich. —

Die Bestandtheile des Selterser Wassers sind: kohlensaure Kalk- und Bittererde, muriatische Soda und kristallisirtes Mineralalkali. Ohne Zweifel macht wohl eben die Abwesenheit alles Eisens in diesem Wasser es so hülfreich für Schwindsüchtige. Ein ähnliches Wasser, als das hiesige, quillt ¾ Stunden von Selters, zu Fachingen, im Nassau-Oranischen. Es ist durch eine Abhandlung des als Schriftsteller und Arzt gleich schätzbaren Dr. Thilenius zu Lauterbach bekannt geworden. Ich war indeß nicht an diesem Orte.

Nach diesem kleinen Streifzuge durch das Taunusgebürge und die Bäder kehre ich nach Mainz zurück. Von Limburg führt eine Chaussee nach Wisbaden über die Hühnerkirche, einem einzeln gelegnen Posthause. Der Weg geht immer Bergauf, bis auf die Platte, deren ich bei Wisbaden gedacht habe. Unendlich über-

raschend ist die Aussicht auf das große Naturgemälde des Rheins, das hier aufgerollt liegt. Durch liebliche Wälder und Anpflanzungen steigt man in die Tiefe hinab, worin Wisbaden liegt. Jenseits desselben erhebt sich die Gegend wieder bis über Mosbach hinaus. Am Ufer des Rheins fort, kommt man über Castel nach Mainz, das ich nun verlasse, um die Reise auf dem Rhein anzutreten.

Anhang.

Bemerkungen, Anekdoten und Berichtigungen.

(Zu S. 27 und 28.) Castel vor Mainz. Die ungeheuren Befestigungen des Forts Castel existiren nicht mehr. Im 6. Artikel des Friedens zu Lüneville vom 9. Febr. 1801. wurde bestimmt: „Daß die französische Republik förmlich allen und jeden Besitzungen auf dem rechten Rheinufer entsage, und einwillige, die Plätze Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, das Fort Castel und die übrigen Fortifikationen Mainz gegenüber auf dem rechten Rheinufer, das Fort Kehl und Altbreisach, denjenigen, welchen sie gehören, unter der ausdrücklichen Bedingung zurückzugeben, daß diese Plätze und Forts in dem Zustande bleiben, worin sie sich bei der Räumung befinden."

Dieser Bestimmung zufolge, hat man nun diese Befestigungen sämtlich geschleift. Ich sahe im März d. J. zu Castel mehrere tausend Menschen arbeiten, dasjenige wieder einzureißen, was sie vor 9 Jahren mit unendlicher Mühe erbauet hatten. — Castel, das durch diese Verschanzungen bis an die Dächer der Häuser dem Anblick entzogen war, liegt nun wieder frei auf der Ebene, und hat die offene Aussicht auf den Rhein. Die Einwohner erhalten nun ihre seit 9 Jahren nicht mehr benutzten Felder und Gärten und Weinberge wieder, aber ihre Entschädigung ist im Frieden von Lüneville nicht bestimmt worden!

Die Brückengeld-Einnahme, die bisher von den Franzosen diesseits des Rheins an der Brücke in Castel erhoben wurde, ist nun auf das linke Ufer nach Mainz verlegt worden. Aber die Einwohner haben dadurch die Unbequemlichkeit erhalten, ihren gewöhnlichen und schönsten Spaziergang auf der Brücke nun bezahlen zu müssen, der bisher frei war, wenn man nicht ganz auf das andere Ufer hinüber gieng. Ich wünsche und hoffe, daß man diese Unbequemlichkeit abstelle, und wenigstens die Einwohner nicht bezahlen lasse.

In Ansehung der Pässe ist man seit dem Frieden um vieles glimpflicher geworden. Wenn man von Castel nach Mainz zu Fuß geht, so wird man selten oder gar nicht nach dem Paß gefragt. Da indessen diese jetzt verminderte Strenge leicht Abänderungen unterworfen seyn kann, so thut jeder Reisende wohl, sich mit einem Passe zu versehen.

Mainz bildet einen Halbzirkel am Ufer des Rheins, wovon der Fluß den Durchmesser macht, dessen Länge vor der äußern Spizze der Bastion Nicolai bis zum Raimundischlage 600 Ruthen beträgt. Auf dieser Linie hat die Stadt 8 Thore und noch einige besondere Ausgänge.

Der Umfang des Halbzirkels hat ohngefähr 1300. Ruthen. Gegen die Landseite sind 3 Thore: das Münster- Gau- und Neuthor. (s. Beschreibung der Festung Mainz und der Umstände, unter welchen sie im Octob. 1792. den Franzosen übergeben ward, verfaßt vom Kurfürstl. Militair-Gouverneur, Freiherrn von Gymnich. Frankfurt bei Wallherr 1792).

Carl der Große baute bekanntlich eine auf steinernen Pfeilern ruhende hölzerne Brücke über den Rhein bei Mainz, die im Jahre 803. nach zehnjähriger Arbeit vollendet, aber bald darauf ein Raub der Flammen wurde.

Von den Pfeilern dieser Brücke stehen noch 18 in der Richtung vom Zeughause bei den Rheinmühlen nach Castel. Sie sind im Quadrat, auf der schmalesten Seite 36 Schuh breit, und stehen 64 Schuh von einander ab. Da der Rhein zu jenen Zeiten nach allen Merkmalen 2500 Schuh und also 800 Schuh breiter war, als jetzt, so kam demnach auf jede 100 Schuh, ein Pfeiler und die ganze Brücke lag auf 25 Pfeilern, von denen drei unter dem Zeughause und die übrigen wahrscheinlich auf der Seite von Castel noch unter der Erde oder ausgebrochen sind. (s. hist. stat. Jahrb. des Dep. vom Donnersberge für das J. 9. von F. Lehne S. 53.)

Unter denen, welche nach der Eroberung von Mainz durch die combinirte Armee (1793) als sogenannte Patrioten in Inquisition kamen, gehörte auch der als Dichter bekannte Landmann Isaak Maus zu Badenheim. Er hatte eine eigene Constitution für sein Dorf

entworfen, welche er dem damaligen rheinisch-teutschen National-Convent vorlegte. Ich habe nicht gehört, ob? und wie? er für diesen seltsamen Einfall bestraft worden sey?

Uebersicht des Douane-Ertrags der französischen Republik.

1791.	=	16,476,875	Franken.
1792.	=	12,622,141	Fr.
Jahr 5.	=	15,317,934	Fr.
6.	=	12,413,250	Fr.
7.	=	9,800,000	Fr.
8.	=	13,800,000	Fr.

Die Tabaksauflage hat 3,700,000 Franken im Jahr 8 abgeworfen. — Die Kosten der Regie der Douane belaufen sich auf 8,700,000 Franken.

In Nro. 43. des Hamburger Correspondenten d. J. wird angeführt, daß nach einer vom Präfekten Jollivet veranstalteten Zählung die Volksmenge von Mainz sich auf 29,120 Seelen belaufe. — Ich habe gute Gründe, diese Angabe für unrichtig zu halten, da diese

Zahl selbst fast die vor dem Kriege stattgefundene übertreffen würde. Die von mir aus dem statistischen Jahrbuche des B. Lehne angeführte ist gewiß die richtigere, da dessen Angaben überhaupt sämtlich das Gepräge der Aechtheit haben. (s. oben S. 161.)

Der Belagerungszustand von Mainz dauert noch fort, so gewiß man auch hätte erwarten sollen, daß er nach dem Abschlusse des Friedens sogleich hätte aufhören müssen. Er begünstigt Bedrückungen, und es ist keine Ursache dazu vorhanden, da die Einwohner von Mainz sehr stille und friedliche Bürger sind. Außer ihren Abgaben an den Staat hat man ihnen während desselben noch andere Auflagen z. B. für Schanzarbeiten an der Festung aufgelegt, deren Kosten doch schlechterdings als Staatsausgaben betrachtet werden sollten, da es schon Unglücks genug ist, in einer Grenzfestung zu wohnen. Von diesen Beiträgen hat sich unter andern, wie man in Mainz sagt, das Genie-Corps ein leergestandenes Haus auf der Bleiche reparirt und möblirt. So mußten auch während dieses Krieges und des Belagerungsstandes die Einwohner von Mainz, welche einmal einen Sontag in Bibrich oder Wisbaden hinbringen wollten, an einen hernach in die

große Reforme gekommenen General 3 Livres für einen Paß bezahlen, der nicht länger, als einen Tag gültig war. — Auch legte einst ein General ein Transitozoll für Waaren an, welche durch Mainz giengen.

Obgleich durch den Friedensschluß von Lüneville bestimmt worden ist, daß in Zukunft der Thalweg, das heißt, der Weg im Rhein, den die Schiffe stromabwärts fahren, die Grenze zwischen Teutschland und Frankreich seyn solle, so tritt doch jetzt nach dem Frieden schon ein Fall ein, der das bestätigt, was ich S. 142. vermuthete. Der Sieger wird bestimmen, wie der Rhein befahren werden soll. Dem zufolge hat der General-Commissair und Präfekt zu Mainz B. Jollivet am 5. März einen Beschluß erlassen, wovon der erste Artikel folgendermaßen lautet:

Art. I. „Bis zur Abschließung eines Com„merztraktats zwischen der französischen Re„publik einerseits und den Mächten auf dem „rechten Ufer andererseits, wird die Auf„sicht über die Schiffahrt auf dem Rhein, „von einem Ufer zum andern, ausschließlich „der Douane-Verwaltung zugehören, welche

„ bevollmächtigt ist, auf dem rechten „ Rheinufer, wenn es ihr gut „ dünkt, und in der Nähe der dasigen fran„ zösischen Militairposten, die zu dieser Auf„ sicht hinlängliche Anzahl von Mauthbedien„ ten aufzustellen.“

Artikel II. „ Das Getraide und andere „ Lebensbedürfnisse, die von den Ländern auf „ dem rechten Rheinufer kommen, können, „ welches auch der Ort seyn möge, wo sie ein„ geladen haben, nicht anders, als auf be„ sondere Erlaubniß der französischen Regie„ rung oder der Obergeneräle der Rhein- und „ Gallo-Batavischen Armee, oder in deren „ Abwesenheit der Chefs der Generalstäbe der„ selben, auf dem Rhein verfahren werden. „ Diese Erlaubnißscheine sollen enthalten die „ Art und die Quantität des geladenen Ge„ traides, wo es herkomme, seinen Ladungs„ und Bestimmungsort und die Namen der „ Inhaber.“

Der Grund zu diesem Beschlusse ist, daß man unterrichtet sey, es werde auf dem Rhein Getraide in die Fremde verfahren. Dem zufolge müssen nun alle Schiffer, seyen sie auch vom teutschen Ufer, ihre Schiffe von den französischen Mauthbedienten visitiren lassen. — Man sollte glauben, daß ohne die Schiffahrt auf dem Rhein zu beeinträchtigen es von dem Alür-

ten Frankreichs, der batavischen Republik, am besten verhindert werden könne, daß kein Getraide nach England gehe, da erst dasselbe durch Holland gehen muß, ehe es übers Meer verführt werden kann. Die französische Nation übt hier im Kleinen den nämlichen Druck gegen neutrale Staaten aus, den sich die Engländer auf dem Meere gegen diese erlauben, und den Frankreich doch in diesem Augenblicke, mit den nordischen Mächten in Verbindung, der englischen Regierung bestreitet. So geht überall Gewalt für Recht! — Indessen hoffe ich, daß man diese Maasregel wenigstens nach Abzug der Armeen aus Teutschland aufhören lassen werde.

Zufolge eines Consularbeschlusses vom 25. Brumaire des 8. Jahres werden die Steuern der vier rheinischen Departements für das Jahr 9. folgendermaßen bestimmt:

1) Die direkten und indirekten in diesen Departements fürs 8. Jahr festgesetzten Steuern sind fürs 9. Jahr mit folgenden Modifikationen prorogirt:

2) Die Grundsteuer dieses letzten Jahres ist im Ganzen auf die Summe von 7,500000 Franken bestimmt.

3) Die persönliche, Möbel- und Luxussteuer sollen fürs Jahr 9. von 1,500,000 Fr. auf 1,125,000 Fr. herabgesetzt seyn.

4) Die Vertheilung der Grundsteuer des 9. Jahres unter die 4 Departements, soll der dem Beschlusse des Regierungs-Commissairs vom 8. Vent. Jahres 8. beigefügten Tabelle gemäß bestehen, nämlich:

Donnersberg -	2,300,000 Franken.
Rhein und Mosel	1,300,000 Fr.
Roer - - -	2,600,000 Fr.
Saar - - -	1,300,000 Fr.
	7,500,000 Fr.

5) Die Vertheilung der Personal- Möbel- und Luxussteuer soll derselben Tabelle gemäß mit einer Verringerung von einem Viertheile bestehen, nämlich:

Donnersberg -	298,300 Franken.
Rhein und Mosel	175,400 Fr.
Roer - -	471,900 Fr.
Saar - -	179,400 Fr.
	1,125,000 Fr.

Der 6) und 7) Art. bestimmt, daß die Vertheilung dieser Steuern auf die Ge-

meindebezirke für dieses einzigemal durch die Präfekten und die Vertheilung unter die Gemeinden durch die Unterpräfekten geschehen solle.

8) Die Präfekten sollen 5 Centimen auf den Frank (Centimes additionels) über die Hauptsumme der directen Steuern für die Grundstücke ohne Werth vertheilen.

9) Sie sollen ferner insbesondere die für ihre Auslagen und jene der Gemeindebezirke, nach der provisorischen Bestimmung, welche davon gemacht seyn wird, erforderlichen Summen vertheilen können, ohne jedoch, daß diese Gegenstände zusammen in den Departements des Donnersbergs und der Roer 10 Centimen und in jenem des Rheins und der Mosel und der Saar 15 Centimen auf jeden Frank der Hauptsumme übersteigen kann.

10) Die Unterpräfekten können ebenfalls auf die Gemeinden die für ihre Auslagen nöthigen Summen nach der provisorischen davon geschehenen Bestimmung vertheilen, ohne jedoch, daß sie 7 und eine halbe Centimen auf den Frank der Hauptsumme übersteigen können. (Ueber diese sogenannten Zusatzcentimen s. S. 66. u. 89. —)

Auch auf das Jahr 10 ist schon für die vier rheinischen Departements der Betrag ihrer Grundsteuern bestimmt. Man sieht mit Vergnügen, daß die Regierung Rücksicht nehmend auf ihre Lage, den Betrag derselben jährlich vermindert.

Das Gemälde der fränkischen Douane ist besonders von der Abtheilung derselben abstrahirt, welche sich am Niederrhein, bei Cölln, und an der Grenze der batavischen Republik befindet. Die dortigen Mauthleute sind fast lauter Wallonen und Lütticher. Mit den Nationalfranzosen läßt sich immer eher fertig werden.

Uebrigens schmeichelt man sich jetzt in den größern Städten des linken Rheinufers, daß die Regierung, in Betrachtung des gänzlichen Verfalles derselben, dem sie sich immer mehr nähern, wenigstens für diese die Douanefreiheit beschließen, und sie, so wie sonst, den Handel und die Spedition der Waaren auf dem Rhein treiben lassen werde. Es ist außerdem wirklich kaum abzusehen, wie sich diese Städte, besonders Mainz, Coblenz und Cölln ferner erhalten sollen, da mit der Entfernung der Hofhaltungen, des Adels und der

Geistlichkeit alle Nahrungsquellen verstopft sind, wodurch sie sonst in einen ziemlichen Wohlstande subsistirten. Bei der großen Verminderung der verzehrenden Classe, für deren Verlust die jetzigen öffentlichen Beamten bei ihrer schlechten Besoldung kein Ersatz sind, muß die erwerbende Classe immer ärmer werden, und das baare Geld sich immer mehr vermindern, das ohne Rückkehr in den ungeheuren Schlund von Paris fließt.

Es spricht wirklich sehr vortheilhaft für die Moralität der Bewohner des Donnersberger Departements, daß der Prozesse über schwerere peinliche Verbrechen vor dem Criminalgericht zu Mainz so wenige sind. Im December v. J. wurde seit den drei Jahren, da dasselbe seinen Sitz zu Mainz hat, erst das dritte Todesurtheil von ihm gesprochen. Es betraf eine durch eigenes Geständniß und Zeugen überwiesene Mörderin ihres Kindes aus der Gegend von Landstuhl bei Zweibrücken. Ihr Vertheidiger, der Bgr. Werner, gestand selbst, daß er wenig oder nichts zu ihrer Entschuldigung zu sagen wisse, indessen suchte er doch ihr das Leben zu retten, indem er zu zeigen sich bemühte, daß das Verbrechen nur als eine rasche That, für welche das Gesetz eine mildere

Strafe bestimmt, und nicht als ein mit Vorbedacht (avec préméditation) begangener Mord anzusehen sey, auf welchen die Todesstrafe steht. Er sprach mit Gefühl und Scharfsinn. Aber er konnte sie nicht retten. Die Geschwornen beantworteten nach einer langen Berathschlagung die ihnen vorgelegten Fragen in dieser Hinsicht zum Nachtheile der Angeklagten, und das Tribunal sprach Abends um 7 Uhr in Gegenwart einer großen Anzahl Zuhörer das Todesurtheil über sie. Der Präsident desselben, Bgr. Macké, hielt dabei eine passende Rede, voll Empfindung und Wahrheit. Würklich mußte es ihn schmerzen, seine richterliche Laufbahn mit der Fällung eines Todesurtheils beschließen zu müssen. Er war vom ersten Consul zum Maire der Stadt Mainz ernannt worden, welche Stelle er darauf antrat. Seine Mitbürger ehren sich selbst, indem sie ihn schätzen. Da die Mairestellen ohne Besoldung sind, so haben sie ihm, wie ich höre, einen hinlänglichen Gehalt ausgeworfen, um dieses mühevolle Amt ohne Nahrungssorgen verwalten zu können.

Bei dieser Gelegenheit bekamen die Einwohner von Mainz die erste Guillotine zu sehen, die man zum Behuf der Hinrichtung der gedachten Mörderin hatte erbauen lassen. Sie wurde im Hofe hinter dem Hause, worin das Gericht seine Sitzungen hält, aufgeschlagen,

und der Scharfrichter legte in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer sein Probestück an einem Hammel ab, der vollkommen gelang. Der Hammel wurde auf das Bret gebunden, sein Hals in die zirkelförmige Oeffnung gelegt, und das Messer fiel. Der Scharfrichter nahm den in den Sack gefallenen Kopf des Thieres, und zeigte ihn mit einem Compliment dem versammelten Publikum.

So übel berüchtigt auch mit Recht die Guillotine durch ihren Misbrauch geworden ist, so sicher ist doch ihre Wirkung; denn man hat meines Wissens noch kein Beispiel, daß sie ihren Zweck verfehlt hätte. Soll man deswegen, weil unter ihrem Messer Unschuldige bluteten, ihren Mechanismus und ihre Anwendung tadeln, wenn dann nun einmal Todesurtheile vollzogen werden sollen? Wie unsicher und oft barbarisch ist der Tod durchs Schwerdt, wie es in Teutschland üblich ist! Wer kann ohne Schauder und den gerechtesten Abscheu die Geschichte der scheuslichen Metzelei zu Barby lesen, welche in Nro. 14. der Nationalzeitung der Teutschen vom 2. April d. J. enthalten ist, wo der zum Tode verurtheilte Mann seine ebenfalls dazu condemnirte Frau von dem besoffenen und ungeschickten Scharfrichter auf das schrecklichste im Gesicht und am Halse zerhacken, und ihr dann noch den Kopf mit dem Schwerdt abschneiden sehen mußte, während

das Blut aus den geöffneten Pulsadern wie ein Regen auf den Vollzieher der Gerechtigkeit herabträufte, und der Verbrecher selbst zitternd erwarten mußte, daß sich die nämliche entsetzliche Scene bei ihm erneuern würde, was auch geschah.

Das obige Todesurtheil ist in Mainz nicht vollzogen worden, da das Revisionsgericht zu Trier, an welches die Verurtheilte appellirt hatte, dasselbe wegen einer im Verfahren befindlichen Nullität verwarf. Sie ist jetzt dem Criminalgericht des Rhein- und Moseldepartements zu Coblenz übergeben worden. — So überwiesen auch die Angeklagte ihres Verbrechens zu seyn scheint, so lieb muß es doch dem Freunde der Menschheit seyn, daß man mit so vieler Sorgfalt in Criminalsachen verfährt, und daß die kleinste Verletzung der Form das Urtheil umstoßen kann. Diese Förmlichkeit hindert zwar auf der andern Seite oft die Strafe des Verbrechers, und man sucht daher jetzt manches in derselben zu vermindern, dessen Unterlassung als Nullität angesehen werden kann, aber sie ist das sicherste Palladium der persönlichen Freiheit, und es ist besser, daß zehn Schuldige frei werden, als daß ein Unschuldiger sterbe!

Der Arzt Handel, dessen Schrift über Wisbaden S. 324. angeführt ist, starb während des Abdrucks dieses Buchs zu Idstein am 19. Febr. im 39. Jahr seines Lebens.

Die Erklärung, daß die vier rheinischen Departements in Frankreich vereinigt seyn, und einen integrirenden Theil der Republik ausmachen sollen, ist nun erfolgt. Am 8. Ventose (27. Febr. d. J.) hielt der gesetzgebende Körper der Republik eine außerordentliche Sitzung, worin der Staatsrath Röderer den darauf Bezug habenden Gesetzes-Vorschlag der Regierung vorlegte. Dieser Vorschlag wurde dem Tribunal zugeschickt, das ihn adoptirte, und am 18. Ventose (am 9. März) wurde derselbe vom gesetzgebenden Corps discutirt, und mit Ausnahme einer einzigen Stimme angenommen. Dieser Vorschlag, der nun zum Gesetz der Republik erklärt worden ist, lautet folgendermaßen:

Art. I. Die Departements der Roer, der Saar, des Rheins und der Mosel und des Donnersberges sind ein integrirender Theil des französischen Gebiets.

II. Die Grenzen dieser Departements und die der Gemeindebezirke (arrondissemens communaux) welche vorläufig darin begriffen sind, sollen definitiv im Laufe des 10. Jahres (1802) bestimmt werden.

III. Die Gesetze und Verordnungen der Republik sollen in den gedachten Departements erst zu der Zeit eingeführt werden, wenn es die Regierung für gut finden wird, und zufolge ihrer deshalb zu nehmenden Beschlüsse.

So angenehm die Entscheidung des Schicksals dieser Länder den meisten Einwohnern derselben, und selbst denen seyn wird, welche nicht mit der jetzigen französischen Verfassung zufrie-

den sind, weil sie doch nun wenigstens aus der langen Ungewißheit heraus sind, und wissen, wem sie eigentlich angehören, so ist es doch auf der andern Seite sehr übel, daß den bisher bestandenen Einrichtungen, zufolge des 2. und 3. Artikels obigen Gesetzes, wieder neue Veränderungen bevorstehen. Die Gründe, welche der Redner Desrenaudes im gesetzgebenden Corps aufstellte, um zu beweisen, daß es zweckmäßiger sey, die Anwendung der sämmtlichen französischen Gesetze und Verordnungen noch länger in diesen Gegenden aufzuschieben, könnten keine allgemeine Ueberzeugung bewürken, so sehr sie auch den Anschein der Zulänglichkeit haben mögen. — „Soll denn, sagt er selbst, die Gesetzgebung in diesen Gegenden immer ungewiß und schwankend bleiben? sollen Franken erst nach dem Gutdünken der Regierung die gemeinschaftlichen Gesetze genießen? kann man sie der Gefahr Preis geben, drückenden Gesetzen unterworfen, und denen, welche wohlthätiger seyn würden, beraubt zu seyn? — Endlich werden diese Departements sich während der Abwesenheit der suspendirten Gesetze nicht in einer für ihre Freiheit gefährlichen Abhängigkeit befinden?"

„Solche Beschwerden, B. G. wenn sie vorgebracht würden, wären beleidigend, und

würden dieselben Grundsätze verletzen, deren Stüz-ze sie leihen zu wollen scheinen." (dont elles semblent vouloir emprunter l'appui.)

„Ohne Zweifel, wenn die Regierung oder ihre Agenten, wenn sie die Anordnung einiger Gesetze verschieben, nichts als ihr unabhängiges Gutdünken an die Stelle setzen sollten, so könnte man mit Recht Wirkungen der Willkühr befürchten, aber diese Gefahr bietet das Vereinigungsdekret nicht dar. Wenn die Anwendung eines Gesetzes der Republik in diesen Departements verschoben wird, so wird man nicht sagen können, daß Willkühr an die Stelle des Gesetzes getreten ist. Die Bewohner dieser Gegenden werden unter dem Einflusse aller Lokalgesetze bleiben, die obgleich vielleicht weniger gut, doch, sey es Gewohnheit oder Vorurtheil, oder besondere Convenienz in dem Augenblick jeder Neuerung vorzuziehen seyn können.

„Und kann etwas chimärischer seyn, als die Besorgniß, sanfte und bestimmte Gesetze mit Fleiß entfernen zu sehen, um blos die lästigen mitzutheilen. Es ist offenbar das Interesse und das wohlgefühlte Interesse der Regierung, daß diese Völker nicht mit Mismuth die Gesetze der Republik tragen; wenn sie sich also gezwungen sieht, ihnen strenge Fiscalgesetze mitzutheilen, wer könnte zweifeln, daß

sie zuerst das Bedürfniß fühlen wird, wo möglich ihren Eindruck durch das gleichzeitige Zusammentreffen jener andern Gesetze zu mildern, von denen man vermuthen kann, daß sie ihnen angenehmer seyn würden."

Wer fühlt nicht, daß diese Beantwortung obiger eigener Einwürfe des Redners unbefriedigend sey? Er spricht von Lokalgesetzen, die nicht mehr existiren und nicht mehr existiren können, da schon am 9. September des vorigen Jahres der Beschluß erlassen wurde, daß die vier rheinischen Departements mit dem übrigen Frankreich assimilirt, d. h. in Allem auf gleichem Fuß gestellt werden sollten. Und schon längst sind die wesentlichen französischen Gesetze hier eingeführt worden, an die man jetzt die Einwohner nur nach und nach gewöhnen zu wollen, angiebt. Die schon geschehene Einführung des französischen Verwaltungs- u. Justizwesens, das Assimilations-Dekret, und das jetzige Vereinigungsgesetz mit seinen nähern Bestimmungen scheinen aber in keinem folgerechten Zusammenhange, sondern vielmehr in einer Art von Widerspruch zu stehen, der mancherlei Vermuthungen zuläßt. Man könnte wirklich geneigt werden zu glauben, daß die Regierung noch andere Absichten mit diesen Ländern habe, und sie am Ende doch wohl noch einmal herausgeben könne, wenn es die Umstände nöthig machen, so unwahrschein-

lich dies auch jetzt ist. Oder ist es ihr vielleicht nur darum zu thun, sie noch länger in besondere Unabhängigkeit von ihrem Willen zu erhalten?

Nach dem Redner Desrenaudes nahm der Bürger Shée, derselbe, der die vier Departements bis vorigen Herbst als General-Commissair mit Zufriedenheit der Einwohner verwaltet hat, das Wort. Ich beschließe diesen Band mit der Rede, die er hielt, und die deshalb hier eine Stelle verdient, weil sie eine schöne Schilderung des Landes enthält, das Frankreich an sich brachte. Ich wünsche, daß das Gemälde einer schönen Zukunft, die er seinen Bewohnern verspricht, sich bald realisiren möge! — Hier folgt die Rede des B. Shée.

„Bürger Gesetzgeber! Ein einziger Blick auf die Carte reicht ohne Zweifel hin, um in der Vereinigung der vier Departements des linken Rheinufers eine Gebietserweiterung von 50 Myriametern längs dem Laufe des Flusses auf eine ungleiche Breite von 15 bis 20 Myriametern zu bemerken."

„Aber die Vortheile dieser Erweiterung unserer Grenzen können nicht von dem beurtheilt werden, der die Wichtigkeit der erworbenen Gegenden nicht kennt."

„Zweimal mit der obern Verwaltung dieser Departements beauftragt, machte ich es mir zur Pflicht, sie in ihren geringsten Details zu untersuchen; es mag mir also erlaubt seyn, Ihnen einige davon, die ich Ihrer Aufmerksamkeit am würdigsten halte, vorzutragen."

„Der Rhein, als östliche Grenze der Republik, zieht eine Demarcationslinie zwischen Frankreich und Teutschland, die hinführo nichts wird verändern können; jede Zweideutigkeit in Hinsicht auf Grenzbesiz hört auf; er wird für ganz Europa ein anerkannter Scheidepunkt, welchen die republikanische Treue zu achten verbürgt, und den die Tapferkeit unserer Krieger nie ungestraft wird übertreten lassen."

„Dieser prächtige Fluß scheint sich in seinem majestätischen Laufe, ahndend die hohen Bestimmungen Frankreichs, bemüht zu haben, sein linkes Ufer mit volkreichen Handelsstädten, lachenden und fruchtbaren Thälern und Ebenen, Rebenhügeln und mit Gebürgen bereichert, und geschmückt zu haben, deren Gipfel durch prächtige Waldungen gekrönt sind, und deren Eingeweide eine Menge von Metallen und für die Künstler nützlicher Mineralien verschließen."

„Kein Land auf der Erde vielleicht bietet dem neugierigen Auge des Reisenden eine reichere Sammlung von pittoresken Gegenden

und von Naturscenen dar, die zu gleicher Zeit den Blick ergötzen, und der Gegenstand der interessantesten Beobachtungen werden."

„Wenn man zu dem Erwerb von so vielen Vortheilen einen Bevölkerungsanwachs von ungefähr 2 Millionen arbeitsamer, industriöser, aufgeklärter, tugendhafter und ruhiger Bürger hinzufügt, so wird man eine Idee von der Wichtigkeit der 4 Departements des linken Rheinufers erhalten; man wird einsehen, wie gegründet der Nationalwunsch war, den Rhein zur Grenze zu haben, und fühlen, welche Dankbarkeit wir dem Friedensstifter von Campoformio, den Siegern von Marengo und Hohenlinden, für dessen Erfüllung schuldig sind: endlich dem Unterhändler von Lüneville, dessen Geschicklichkeit in einem Worte, die unendlichen Discussionen von Rastadt auf das rechte Rheinufer zu verweisen wußte."

„Auch sie, Bürger Gesetzgeber, werden neue Rechte auf die Achtung und Anhänglichkeit des Volkes erwerben, indem sie jene biedern und rechtlichen Abkömmlinge der alten Gallier in den Schoos der Republik aufnehmen, die bei ihrer Vereinigung mit Frankreich blos in ihre Familie zurückkehren."

„Sie sind schon jetzt von der Gerechtigkeit und der Billigkeit, eben so, als von

der Festigkeit unserer Regierung, von der Weisheit unserer Gesetze, und der Wirksamkeit des Schutzes unserer braven Vertheidiger überzeugt."

„Sie erwarten die glücklichsten Wirkungen von einer successiven und weise abgestuften Gleichstellung dieser Departements mit jenen des Innern, von einer guten Organisation ihrer Tribunale, einer überlegten Wahl ihrer öffentlichen Beamten, von Aufmunterungen ihrer Manufakturen und der Schifffahrt, von Mäßigung in den Fiscal- und prohibitiven Gesetzen."

„Sie haben die Gewisheit, daß die Wohlthaten unserer glorreichen Constitution eine Menge von Fremden auf ihr Ufer hinziehen werden, welche, da sie hier eine Regierung, deren Schutz für alle Personen, für alles Eigenthum und jeder Cultus der nämliche ist, ein gemäßigtes Clima, einen fruchtbaren Boden finden, den rauhen Norden verlassen werden, um sich bei ihnen niederzulassen; daß die Fremden, indem sie große Kapitalien, neue Industrie- und Handelsverbindungen mitbringen werden, den Nationaldomainen einen hohen Werth geben werden, und die von dem Kriege unzertrennlichen Uebel bald werden vergessen machen, indem sie allenthalben Wohlstand und Leben verbreiten."

„ Diese Menge von wichtigen Bewegungsgründen wird ohne Zweifel das gesetzgebende Corps für die Vereinigung dieser Departements mit dem fränkischen Gebiete entscheiden. Dies ist der oft geäußerte Wunsch ihrer Bewohner; ängstlich erwarten sie dessen Erfüllung. Ihr Charakter und ihre Tugenden bürgen schon im Voraus für die gewissenhafte Treue, mit welcher sie das Versprechen der Treue der Constitution ablegen werden, und in der ganzen Freude ihrer Seele, mit der ganzen Aufrichtigkeit ihrer Herzen, werden diese neue Franken sich mit uns vereinigen, um den Ruhm und die Wohlfahrt der Republik gemeinschaftlich zu befestigen!" (s. Gazette nationale ou le Moniteur univ. Nro. 169. 19. Ventose an 9.)

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der Verfasser ersucht die Leser nachstehende gröbere Druckfehler vor dem Durchlesen dieses Bandes in ihren Exemplaren zu corrigiren.

S. 9. Zeile 2 statt: van het lies: van de.
S. 15 Z. 17. statt: auf dem ganzen Lande, lies: auf dem Lande.
S. 29. Z. 11. statt Werker lies: Werke.
S. 77. Z. 26. statt Sols, lies: Sol.
S. 156. Z. 14. statt Lagenbücher, l. Lagerbücher.
S. 178. Z. 16. statt: und des Generaleinnahme, lies: und der ꝛc.
S. 181. Z. 17. statt: Käler, l. Köler.
S. 182. Z. 14. statt: Schneidter, l. Schneidler.
S. 285. Z. 9. statt: alter Drucke, lies alten Drucke.
S. 196. Z. 15. statt: und kleinen, l. und beim kleinsten.
S. 211. Z. 8. statt: Narrsinn lies Starrsinn.
S. 214. Z. 6. v. u. statt: Masdorf lies Mosdorf.
S. 220. Z. 1. statt Rumme, l. Stumme.
S. 226. Z. 17. statt: d'Ayré, lies d'Oyré.
S. 239. Z. 13. statt: wegen diesen, l. wegen dieser.
~~S. 252. Z. 14. statt: lanque, lies: langue.~~
S. 254. Z. 3. statt: benutzen, lies: benutzten.
Ebend. Z. 19. statt: sein Theaterapparat, lies seinen ꝛc.
Ebend. Z. 6. statt: Mulet, lies Mulot.
S. 258. Z. 23. statt: gesucht, lies besucht.

HERK
MÜN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klebe, Friedrich Albert,

Reise auf dem Rhein durch die Deutschen Staaten von Frankfurt bis zur Grenze der Batavischen Republick und durch die Französischen Departemente, des Donnersbergs, des Rheins und der Mosel und der Roer, im Sommer und Herbst 1800 mit Kupfern
Bd.: 1

Frankfurt (1801)

It.sing. 1406 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468881-6